

Jan-Christoph Hauschild

music boy

ROMAN

Als Manuskript gedruckt
©Alle Rechte vorbehalten

1. Die Welt von A bis Z	4
2. Bildstörung	19
3. Im Glaspalast	28
4. Nothelfer	43
5. Geheimnisse	55
6. Ham'mer wat?	62
7. Aufklärung	70
8. Spicker	87
9. music-boy	100
10. Was du getan hast einem von diesen	116
11. Streckverband	132
12. Nacktschnecke	142
13. Bazillen	156
14. Der Silberschatz	165
15. Freiheit des Willens	177
16. Babbelplast	185
17. Wadenwickel	197
18. Avenue de Neuilly	205
19. Alles Fleisch ist Gras	214
20. Künstlerpech	228
21. Kolbenfresser	237
22. Chemische Prozesse	246
23. Countdown	256
<i>Textnachweis</i>	268

1 Die Welt von A bis Z

Ich muss eine Hand ausstrecken, damit Mama mit der flachen Hand drauf tippen kann.

Da hast 'nen Taler
Geh auf den Markt
Kauf Dir 'ne Kuh
Kälbchen dazu
Kälbchen hat 'n Schwänzchen
Dideldideldänzchen

Bei dem letzten Wort kitzelt Mama meine Handfläche, die ich zu einer Grube geformt habe. Die ganze Zeit habe ich schon vor Erwartung gezittert.

Mama arbeitet unten im Kaufhaus. Sie ist bei Schreibwaren und Süßwaren. Viele Leute im Haus arbeiten im Kaufhaus. Frau Graf ist bei Schreib- und Süßwaren, Fräuleinheim ist bei Schallplatten, Herrpotschies ist bei Teppiche, Frau Adloff ist bei Schmuck und Parfüm, Frau Fink ist bei Wäsche. Bei Frau Potschies und Frau Adloff bin ich schon zuhause gewesen, wenn Mama arbeiten muss. Der Mann von Frau Adloff ist Polizist. Ganz oben wohnt Familie Schleh. Herr Schleh ist unser Hausmeister. Siegfried Schleh ist Pauls Freund.

Gegenüber von uns wohnt Herr Sigrist, er ist Zahnarzt und hat eine Tochter, Mama sagt Prinzessin zu ihr, aber spielen dürfen wir nicht zusammen, denn ich habe Husten. Hustenbonbon sagt Herr Sigrist zu mir. Manchmal schenkt er Paul Briefmarken.

Wenn ich Mama bei Schreibwaren und Süßwaren besuche, muss ich an Herrn Nestle vorbei. Er sitzt oben in einem Glaskasten, von wo aus er alles überblicken kann. Wenn Mama beschäftigt ist, gehe ich zu Fräuleinheim und frage, ob ich eine Kasperschallplatte hören kann. Ich setze mich an die Schallplattentheke, und Fräuleinheim gibt mir einen Telefonhörer mit einer dicken langen Strippe. Es knackt ein bisschen, und schon kommt aus dem Hörer das Kasperlied. Meine Lieblingsgeschichte ist „Kasper wird König“.

Der König muss für drei Tage verreisen, weil er seine alte Tante besuchen will, die Geburtstag hat. Bis er wiederkommt, darf Kasper auf seinem Thron sitzen, obwohl er nur Diener beim König ist. Vorher muss er ihm nur noch das Frühstück bringen, das Minna für ihn in der Küche zubereitet hat. Der König wohnt in einem Schloss mit ganz vielen Zimmern und kann sich aussuchen, ob er im grünen, im roten, im blauen, im gelben oder im weißen Zimmer frühstücken will. Zum Frühstück bekommt er von Minna Kaffee, Tee, Kakao mit Sahne, Zitronensaft mit Zucker, Haferflocken, Butter, Marmelade, Honig, Brötchen, Pumpernickel, Knäckebrötchen,

Käse, Schinken, Leberwurst und einen Apfel. Trotzdem wundert sich der Kasper, dass der König nicht mehr zu essen bekommt und die Minna soll ja aufpassen, dass er nicht verhungert.

Papa muss auch verreisen, nach Hinterzarten. Im Hotel Adler hat er viele nette Kolleginnen und Kollegen. Vornehme und berühmte Leute kommen zu ihnen, sogar Könige, zum Beispiel der Schah von Persien, und Papa sorgt mit dafür, dass er nicht verhungert.

Heute spielen wir zum Abschied wieder das Pupsspiel. Ich stehe in meinem Gitterbett, strecke die Zunge heraus und mache ganz laut blllllllllll, und Papa tut so, als hätte ihn ein Schuss getroffen und fasst sich an die Brust, und ich lache und mache noch lauter blllllllllll, und er fasst sich an den Bauch, ich kriege gar kein richtiges blllllllllll mehr hin, so laut muss ich lachen, aber Papa schwankt, noch einmal blllllllllll, und jetzt bricht er zusammen und liegt mit ausgestreckten Armen auf dem Rücken, denn ich habe ihn tot gepupst.

Wir sitzen beim Frühstück. Vor mir steht ein tiefer Teller mit einem Berg Haferflockenmatsch in einem Milchsee. Mama unterhält sich mit Paul über die Schule und ist aufgestanden, um „Die Welt von A bis Z“ zu holen, denn sie will ihm darin etwas zeigen. Ich klopfe mit meinem Löffel auf dem Haferflockenberg herum, weil es eine Überschwemmung werden soll, klopf klopf klopf. Auf einmal rutscht mir der Löffel aus der Hand und fliegt samt einem Batzen Haferflockenmatsch quer über den Tisch und landet genau auf dem dicken Buch mit der aufgeschlagenen Bildseite. Einen Moment lang sitzen Mama und Paul wie erstarrt. Dann fängt Paul plötzlich laut an zu lachen. Mamas Gesicht läuft rot an, ihre Arme rudern durch die Luft, vor, hinter und neben Pauls Kopf, und jedes Mal klatscht es, bis Paul vom Stuhl fällt.

Ein andermal übt Mama mit Paul die Uhr. Vor ihm liegt ein Bilderbuch und auf dem Umschlag ist eine Uhr mit Zeigern aus Plastik, die man verstellen kann. Mama stellt die Uhr und Paul muss sagen, wie spät es ist. Das ist sehr schwierig, denn auf der Uhr gibt es sehr viele Zahlen, und man kann sagen zwölf Uhr oder drei Uhr, aber es gibt auch halb zehn oder Viertel nach fünf oder dreiviertel sieben, und um das zu verstehen, muss man schon ein Schulkind sein. Paul ist schon ein Schulkind, aber er kann es immer noch nicht, und Mama ist sehr wütend, sagt Bürschlein zu ihm und gibt ihm Ohrfeigen mit beiden Händen, als er dreimal die falsche Antwort gibt. Paul zieht den Kopf ein, und als er ihn wieder vorsichtig hebt, hat er Tränen in den Augen. Und schon hat er mich angesteckt und ich weine auch. Wenn Papa hier wäre, würde Mama das nicht tun, weil Papa nicht mag, wenn Kinder geschlagen werden.

Paul kann noch nicht richtig die Uhr, aber er kann schreiben und lesen. Wenn wir einkaufen gehen, zeigt er mit dem Finger auf die Schilder an den Geschäften und sagt, was die Buchstaben bedeuten. Das Wort Apotheke ist untereinander geschrieben, und Paul sagt langsam aa, popo, thethe, keke. Mama sagt, er soll nicht in die Luft gucken.

Wenn Paul ins Bett geht und ich bin noch wach, krieche ich zu ihm ins Bett. Dann frage ich ihn Dinge, die ich nicht verstehe oder er erzählt mir Geschichten und wir kitteln uns dabei. Es sind Abenteuergeschichten vom großen weißen Wal, der mit der Harpune gejagt wird, aber so stark ist, dass er das Schiff der Walfänger mit in die Tiefe ziehen kann. Eine andere Geschichte handelt von zwei Bergsteigern auf dem höchsten Berg der Welt. Sie sind da ganz allein, um sie herum nur Steine, Schnee und Eis. Am liebsten lasse ich mir von Afrika erzählen, wo Bernhardgschimek und Michaelgschimek und ihr Freund, der Neger Dschamali, auf die wilden Tiere aufpassen, damit kein Jäger sie totschießt. Dafür fliegen sie mit dem Flugzeug, weil man von oben alles besser sehen kann.

Bei uns gibt es keine wilden Tiere, außer in Hagenbecks Tierpark. Wie sie aussehen, weiß ich aus meinem Bilderbuch. Unter den Bildern stehen Erklärungen, die ich alle schon auswendig aufsagen kann:

Die Affen können turnen, springen
Und weit von Baum zu Baum sich schwingen.
Sie sind oft reizend und possierlich,
Doch manchmal auch recht unmanierlich.

Was possierlich bedeutet, hat mir Mama erklärt, das andere Wort kenne ich schon lange, weil Mama oft zu Paul sagt, er soll gefälligst manierlich sein. Mama kennt viele komische Wörter, die sonst kein anderer sagt, nicht mal Papa, zum Beispiel Quantum und Intus und Schäßlong und Kapito und Krüzitürken und Jungdiknüt.

Papa fährt nicht mehr nach Hinterzarten. Er arbeitet jetzt in Wildbad im Hotel Post. Er schickt uns jede Woche einen Brief, und wenn er einen Ausflug macht, eine Ansichtskarte. Im Brief ist meistens noch eine Indianergeschichte für uns, wozu er bunte Bildchen malt.

Mama ist in der Küche und kocht unsere Wäsche in einem großen Topf. Paul macht seine Hausaufgaben und schreibt eine Mecki-Karte an Papa, damit er uns bald wieder einmal besucht. Ich will auch schreiben. Mama gibt mir Papier und ich liege auf dem roten kratzigen Teppich mit den weißen Stellen, wo die Wolle ab ist. Schreiben geht ganz einfach, aber vorher muss man sich überlegen, was man schreiben will, und das ist sehr schwer. Auf jeden Fall muss in der Geschichte Bernhardgschimek vorkommen und Michaelgschimek und ihr Freund Dschamali. Ich schreibe eine ganze Seite voll und dann noch eine und dann zeige ich sie Paul. Paul sagt, das ist gar keine richtige Schrift, das sind lauter Ems, emm emm emm emm emm, aber ich weiß es besser.

Mama wird fast verrückt, weil sich Papa vier Wochen am Stück nicht in Freudenstadt blicken lässt. Sie sagt, morgen fahren wir da hin, mit dem Bus. Das dauert zwar drei Stunden, aber unterwegs machen wir ein paar Mal Halt und es gibt viel zu sehen.

Ich freue mich, weil ich noch nie Bus gefahren bin, aber Paul sagt, bist du doch, du Blödmann, von Leinsweiler nach Freudenstadt. Ich zeige mit dem Finger auf ihn und singe Was man sagt, das ist man selber, hähä, aber weil er immer das letzte Wort haben muss, antwortet er prompt mit Sagen alle blöden Kälber, hähä, aber ich singe einfach immer weiter Was man sagt, das ist man selber! und hüpfte dabei um Paul herum, bis Mama mich am Schlafittchen packt und Schluss jetzt, Kruzitürken! schimpft.

Nach dem Frühstück gehen wir zum Markt. Da stehen schon andere Leute und warten. Ein Bus kommt nicht, nur ein großes blaues Auto, in das die anderen Leute alle einsteigen. Mama fragt den Fahrer, ob er weiß, was mit dem Bus nach Wildbad los ist. Der Fahrer sagt, wir sollen einsteigen, denn wenn so wenige Leute nach Wildbad wollen, gibt es keinen Bus.

Weil die Plätze vorn schon alle belegt sind, setzen wir uns ganz nach hinten. Ich presse mein Gesicht an die Scheibe, um möglichst viel zu sehen und male mit der Zungenspitze Figuren auf das Glas, aber als Mama das merkt, sagt sie, igitt, und zieht mich auf ihren Schoß. Von so hoch oben kann ich gut sehen, aber vielleicht sieht man von Pauls Seite noch besser. Am besten wäre es, sich auf den Sitz zu stellen, aber das Auto fährt nicht geradeaus, sondern die ganze Zeit um die Ecke, und da ist es besser, man sitzt auf dem Po.

Einmal hält das Auto an und wir dürfen aussteigen und herumschauen, und der Fahrer sagt den Leuten, wo sie hinschauen sollen, weil sie jetzt das Straßburger Münster sehen können, und Paul schreit, dass er es sieht, und Mama macht Psscht, und Paul ist böse, weil sie es vor allen Leuten gesagt hat.

Wir steigen ein und fahren weiter, und wieder fährt das Auto die ganze Zeit um die Ecke, nur diesmal in die andere Richtung. Paul ist ganz still und sein Gesicht hat die Farbe von Haferflockenbrei. Als Mama ihn fragt, was los ist, sagt er, ihm ist schlecht. Mama fragt ihn, ob er kötzern muss, und Paul sagt, er glaubt ja. Mama sagt, das ist wegen der vielen Kurven und wegen dem Benzingestank hier drin, und in einem richtigen Bus wäre das nicht passiert, aber er soll tapfer sein und durchhalten bis zur nächsten Pause, da kann er dann frische Luft schnappen.

Als das Auto anhält, drängt sich Paul nach vorn zur Tür und läuft ein paar Schritte bis auf eine Wiese, und dann muss er kötzern. Mama geht zu ihm hin, aber dann läuft sie an ihm vorbei zu einer Ruhebänk, an der sie sich festhält, und jetzt kötzern sie beide. Uns zuliebe gibt es eine längere Pause, und als wir wieder einsteigen, dürfen wir ganz vorne sitzen, und der Fahrer gibt Mama Ratschläge, wohin man beim Fahren gucken soll.

Dann sind wir endlich in Wildbad, und Mama sagt, wir haben jetzt zwei Stunden Zeit, um Papa zu besuchen. Wir gehen zum Hotel Post und setzen uns im Gastgarten an einen Tisch. Wir dürfen uns ein Eis bestellen, aber Paul will kein Eis, sondern lieber einen Tee wie Mama, und als das Fräulein kommt, bestellt Mama zwei schwarze Tee und ein gemischtes Eis mit drei Kugeln, und können Sie bitte in der Küche Herrn Thalrand Bescheid sagen, seine Familie ist da.

Das Fräulein kommt nicht wieder, sondern Papa, er hat eine Zigarette im Mund und bringt uns die zwei Tee und mein Eis. Er sieht anders aus als sonst, weil das nämlich seine Arbeitskleidung ist. Er gibt uns allen einen Kuss und ich sitze auf seinem Schoß und erzähle ihm, dass wir mit einem Kötzerauto gekommen sind und löffle dazu mein Eis und Papa sagt, das Eis hat er selbst gemacht.

Nachher will Mama noch sehen, wo Papa wohnt. Wir gehen in das Hotel und fahren mit dem Aufzug nach oben, wo er uns sein Zimmer zeigt. Es sieht ein bisschen aus wie unser Kinderzimmer, nur dass da bloß ein einziges Bett steht.

Auf dem Weg nach draußen begegnet uns eine Frau mit dunklen Haaren in einem schwarzen Kleid mit einer weißen Schürze. Sie winkt uns zu.

Wer ist das, Papa?

Das ist Karola, unsere Kaltmamsell.

Was ist eine Kaltmamsell, Papa?

Die Kaltmamsell, fängt Papa an, aber Mama unterbricht ihn und erklärt, dass Mamsell von Mademoiselle kommt, und das ist Französisch und hört sich edel an, aber es heißt nichts anderes als Fräulein.

Die Kaltmamsell, fährt Papa fort, ist eine Köchin, die nicht kocht. Sie ist für die kalten Speisen zuständig. Also Brot, Butter, Käse, Wurst, Salat...

Aber die sind doch nicht eiskalt, sagt Paul.

Nein, aber auch nicht gewärmt oder gekocht. Kalte Küche sagt man auch dazu.

Brr, Kalteküche, Kalteküche wiederhole ich und drücke dabei Papas große warme Hand ganz fest, aber als ich versuche, dazu zu hüpfen, lässt er mich einfach los und ich verliere den Halt und höre auf zu hüpfen, damit ich weiter an seiner Hand gehen kann.

An einem sonnigen Herbstnachmittag spiele ich mit Paul und Gerdhauk am Geländer vor dem Kaufhaus. Mama ist bis halb sieben bei Töpfe und Pfannen.

Paul und Gerdhauk schieben Spielzeugautos durch die Gitterstangen, ich sitze mit meinem Äffchen Mungo auf dem Geländer und schaue zu.

Eine Zigeunerfrau, ganz in schwarz gekleidet, hat sich neben den Kaufhauseingang gesetzt und bettelt die Leute an. Jetzt kommt plötzlich Herrnestle, stellt sich vor sie hin und schimpft mit ihr.

Ich kann nicht verstehen, was er sagt und will schnell herunter, aber ich muss ja auch Mungo festhalten, und es ist schwierig, von einem Geländer herunterzuklettern, wenn man nur eine Hand dafür hat. Paul und Gerdhauk können mir nicht helfen, weil sie auch wissen wollen, was mit Herrnestle und der Zigeunerfrau passiert, und weil mir keiner hilft, rutsche ich aus Versehen herunter und knalle auf die Erde. Da erschrecken sich Paul und Gerdhauk, aber nicht wegen meinem Sturz, sondern weil ich plötzlich zu brüllen anfange, denn mein Arm tut ganz schrecklich weh und hat eine richtige S-Form, und wenn ich nicht brülle, hole ich Luft oder weine, weil Mungo wie tot auf der Erde liegt. Ich will zu Mama, aber Paul sagt, ich soll warten, er holt Mama, und da kommt auch schon Herrnestle und sagt

irgendwas und Paul antwortet irgendwas, was ich nicht verstehe, weil ich so laut brülle, und die Zigeunerfrau kommt und streicht mir über den Kopf und sagt, kaltes Wasser, das hilft gegen den Schmerz.

Endlich kommt Mama, und sie lächelt. Alle andern schauen ernst oder ziehen ein mitleidiges Gesicht, aber Mama lächelt, und die Zigeunerfrau sagt jetzt noch einmal zu ihr, kaltes Wasser, gegen den Schmerz, und immer mehr Leute stehen um uns herum, und dann ist Mama wieder weg, weil sie was aus der Wohnung holen muss, und der Arm tut doch so weh, und dann ist da ein Auto und wir fahren zu dritt ins Krankenhaus und wenigstens ist Mungo nichts passiert.

Im Krankenhaus sagt der Onkeldoktor, er muss meinen Arm fotografieren, um zu sehen, was da passiert ist.

Nein.

Doch.

Ich fange an zu weinen, weil das bestimmt bedeutet, dass es noch mehr weh tun wird, aber eine Frau sagt, es tut gar nicht weh, es ist ja nur ein Foto, dafür muss man nur stillhalten, das ist alles, du hast da aber ein sehr süßes Äffchen, wie heißt es denn?

Mungo.

Wir können ja Mungos Ärmchen auch mal fotografieren. Erst fotografieren wir Mungos Ärmchen und dann dein Ärmchen, und das Foto von Mungos Ärmchen darfst du mit nach Hause nehmen. Was meinst du?

Na gut.

Dann heißt es, gleich bekomme ich eine Narkose und einen Gipsverband, dann tut der Arm auch nicht mehr weh, und deshalb muss ich mein Hemd ausziehen. Damit das nicht wehtut, kommt eine Krankenschwester und schneidet vorsichtig den Ärmel von meinem kaputten Arm auf, und natürlich schreie ich wieder, als die kalte Schere meinen Arm berührt, und dann muss ich mich auf einen Tisch legen, und über mir sind Gesichter, und dann beugt sich eines der Gesichter zu mir herunter und sagt, ich bekomme jetzt eine Maske auf, ich soll aber ganz ruhig liegen bleiben und schön atmen, und ich könnte doch bestimmt schon zählen, wie weit kannst du denn, was, bis hundert, das glaub ich nicht, und dann ist plötzlich eine Maske mit Löchern auf meinem Gesicht, knapp unter den Augen, bis hundert kannst du schon zählen, ich glaube, du schaffst es nicht mal bis zehn, also gut, dann fang mal an, wir zählen zusammen, eins.

Plötzlich ist da ein komischer Geruch in der Maske, ein scharfer, kalter Geruch, den es nur im Krankenhaus gibt, und wir zählen zusammen, zwei, und mein Kopf wird kleiner und die Nase wird eiskalt, drei, und die drei klingt ganz hallig, wie wenn ich im Fußgängertunnel laut spreche, vierierierier, fünfünfünfünf, sechs –

Als ich aufwache, liege ich in einem Bett und schaue an die Decke. Ich bin immer noch im Krankenhaus. Ich will mich aufrichten, aber ich bin mit breiten Riemen am Bett festgeschnallt. Neben mir liegt Mungo und mein linker Arm ist eingegipst. Ich schaue nach links und rechts und sehe ein paar Schritte von mir entfernt Leute nebeneinander sitzen. Mama ist auch dabei. Sie liest. Mama, rufe ich, und sie legt die Zeitung weg und kommt zu mir und beugt sich über mich.

Was ist, mein Schatz.

Mama! Ich will aufstehen! Mach mich los!

Mama schüttelt den Kopf. Das geht nicht, Jakob. Du musst liegen bleiben, bis der Gips ganz hart geworden ist.

Nein, Mama, mach mich los! Ich will ja liegen bleiben, aber mach mich los!

Die letzten Worte schreie ich. Die andern Leute schauen zu uns hin. Mama streicht mir übers Gesicht. Geduld, mein Schatz. Sie setzt sich wieder hin. Ich drehe und winde mich unter den Riemen.

Mama, mach mich los! Mama! Duschuff!

Mama lächelt und schüttelt den Kopf.

Blödhammel! Dämlack! Tranfunzel!

Mama lächelt und schaut sich verlegen nach den andern Leuten um.

Dummesstück! Duesel! Doofenuß! Blödian! Gipskopf!

Mama steht auf und legt mir Mungo auf die Brust. Sei lieb. Hab ein bisschen Geduld.

Ich schreie und drehe und winde mich unter den Riemen. Mach mich los! Dummekuh! Zickendraht! Drecksau! Tranfunzel! Nieselpriem! Allmählich gehen mir die Schimpfworte aus. Eins weiß ich noch, ein ganz schlimmes, aber das sage ich nicht. Wenn ich das sage, wird sich Mama unheimlich verwandeln, in einen fürchterlichen feuerspeienden Drachen, wie der Glücksvogel auf meiner anderen Kasper-Lieblingsschallplatte.

Als Paul Schulferien bekommt, machen wir eine Reise. Mama sagt, es wird eine große Reise, deshalb fahren wir nicht mit dem Kötzerauto, sondern mit der Eisenbahn. Papa kann nicht mitkommen, er muss arbeiten.

Wir fahren nach Leinsweiler, wo wir vorher gewohnt haben und wo ich geboren bin. Tantemartens ist da und Onkelmartens, und Tantemartens wundert sich, dass ich mich gar nicht an sie erinnern kann, aber Paul, du kannst dich erinnern, gell?

Tantemartens erzählt, wie ich geboren wurde, da ist niemand zuhause gewesen, um die Hebamme zu holen, niemand war da, euer Vater war gar nicht da, da hat eure Mutti niemand gehabt, wo die Hebamme holt, und da hat es der Erich machen müssen, und das war ihm so peinlich, er war doch noch so jung, und er hat sich so geschämt, die Hebamme zu holen, was haben denn die Leut von ihm gedenkt, so jung und muss die Hebamme holen, ach, war das peinlich, er war doch noch so jung! Tantemartens lacht, und die andern lachen auch.

Tanteschaffgotsch und Tanteelse sind auch da, und Mama erzählt, Tanteschaffgotsch ist ihr immer eine große Hilfe und Stütze gewesen, und Paul fällt ein, er hat jeden Sonntag von ihr einen frisch gebratenen Klops auf die Hand bekommen und ob das immer noch so ist.

Wir gehen auf den Friedhof, wo Opadöring begraben ist, der Vater von Tantemartens, und Mama sagt, sie sieht ihn noch vor sich, wie er in der Küche sitzt, links auf der Seitenbank am Ofen, da hat er gegessen und die Käschte aus den stacheligen Schalen geholt. Dann zeigt sie uns seinen Grabstein und sagt, hier steht

der Name von Omadöring, die ist viele Jahre vor Opadöring gestorben, und daneben steht der Name von Opadöring, und diese Seite hat Papa beschriftet, mit Hammer und Meißel, wie er es in Ludwigslust gelernt hat, und er hat es so gut gemacht, dass man gar nicht erkennen kann, dass der Grabstein zu unterschiedlichen Zeiten beschriftet wurde, bloß dass der Stein da, wo Papa gemeißelt hat, etwas heller ist.

Tantemartens hat den Tisch gedeckt, es gibt selbstgemachte Maultaschen, aber erst wird gebetet: Komm Herr Jesus, sei unser Gast, und segne, was du uns bescheret hast, amen. Wir essen mit Messer und Gabel, wie Mama es uns beigebracht hat. Tantemartens ist ein bisschen traurig, weil ich bloß das Fleisch herauskratze und Mama meine leeren Maultaschen aufessen muss. Zum Nachtsch gibt es Dampfnudeln mit Vanillesoße und Mirabellenkompott, und Paul sagt, Tantemartens ist die beste Köchin der Welt.

Nach dem Essen dürfen Paul und ich nach draußen. Am Hoftor kann man hochklettern und sich auf die Türklinen setzen und daran festhalten und hin und her schaukeln, aber wenn Onkelmartens einen dabei erwischt, schimpft er.

Im Gässel treffen wir Pauls Freund Klausbirkhahn. Er lädt uns ein, seine Eisenbahn anzusehen. Der Fußboden in seinem Kinderzimmer ist zur Hälfte von einer Platte bedeckt, auf der eine Landschaft nachgebaut ist, mit einem Bahnhof, vielen Häuschen, einer Kirche, und drum herum Berge und Täler und Seen und viele Tunnel. Es ist die schönste Spielzeugeisenbahn, die ich je gesehen habe. Klausbirkhahn schaltet die Eisenbahn ein, und drei Züge fangen an zu fahren, und jetzt sehe ich, dass es sogar einen richtigen Bach gibt, er kommt aus einem Berg, fließt in eine Rinne, fällt auf ein Mühlrad, das sich dreht, und verschwindet dann im Boden. Auf einmal wird mir ganz warm in meiner Hose, und dann sehe ich, wie es aus meiner Hose an meinem linken Bein entlang läuft. O je. Ich versuche, es mir zu verkneifen, aber schon ist es an meinem Fuß angelangt, und da sehen es auch Paul und Klausbirkhahn, und Paul schimpft, Bist du blöd, nur Babys machen sich in die Hose, bist Du ein Baby, geh vom Teppich runter, nein, nicht auf die Anlage treten, geh weg, du Blödmann!

Papa ist wieder da und hat uns eine Tüte mit Gebäck mitgebracht, knusprige goldgelbe Scheiben mit grünen und gelben und roten Stückchen drin. Papa sagt, das sind Florentiner, und er hat sie selbst gemacht. Sie sind sehr hart und klebrig, und wegen den vielen grünen und gelben und roten Stückchen drin mag ich sie nicht.

Für Mama packt er ein ganz buntes Damentaschentuch aus, das hat ihm Heinzrühmann geschenkt, zum Dank für das gute Essen, und Mama erklärt uns, Heinzrühmann ist ein berühmter Schau-ßpieler. Papa, Paul und ich sprechen das Wort so aus: Schau-schpieler, aber Mama sagt Schau-ßpieler, und das ist wieder eins ihrer besonderen Worte, genau wie manierlich.

Papa hat uns auch wieder Briefmarken mitgebracht, die er im Hotel geschenkt bekommen hat. Papa sagt, Briefmarkensammeln ist ein schönes Hobby. Er hat

früher auch ein Album gehabt, aber es ist im Krieg verloren gegangen. Von allen Briefen, die wir bekommen, dürfen wir die Briefmarken ausschneiden. Und wir kriegen viel Post. Papa sagt, wir haben Briefmarken aus aller Herren Länder. Die grüne mit dem weißen Baum: Wenn man mit dem Finger darüber fährt, kann man die Blätter fühlen. Die Olympiakämpfer. Grimms Märchen. Die Pyramide. Krokodil, Koalabär und Vogel Strauß. Ein Indianer mit Pfeil und Bogen. Elefanten. Eine dreieckige Marke. Wilhelm Tell in Rot, Grün und Lila.

Wenn wir einen ganzen Haufen ausgeschnittener Briefmarken zusammen haben, werden sie in einer Schüssel mit Wasser eingeweicht und vorsichtig abgelöst und zwischen Zeitungspapier getrocknet. Damit sie sich nicht wellen, legen wir schwere Bücher darauf, „Die Welt von A bis Z“ oder „Der Große Duden“. Sobald sie richtig trocken sind, werden sie sortiert und in das kleine Album mit dem Schuppenmuster gesteckt. Papa sagt, wenn ein Umschlag schon sehr alt oder besonders schön beklebt ist, sollen wir die Briefmarke nicht ausschneiden, sondern den ganzen Umschlag aufheben.

Am nächsten Morgen geht Papa mit mir ins Schwimmbad. Ich gehe hinter Papa die Treppe im Nichtschwimmerbecken hinunter. Papa streckt mir die Arme entgegen, aber als ich versuche, sie zu greifen, gehe ich zappelnd unter, schlucke Wasser, sehe das Licht oben inmitten von Luftbläschen, spüre dann, wie ich an den Armen nach oben gezogen werde, schnappe nach Luft.

Paul ist zu groß für seinen Roller und wünscht sich ein Fahrrad mit Dreigangschaltung und Rennlenker. Er würde gerne Onkelgeorg einen Brief schreiben mit seinem Wunsch, aber Mama sagt, untersteh Dich, an Onkelgeorg schreibt man nicht ohne Sinn und Verstand. Wenn einer an Onkelgeorg schreibt, bin ich das, weil man genau den Ton treffen muss, sonst gibt es gar nichts. Sie diktiert Paul den Brief, und das Fahrrad darf nicht erwähnt werden. Ob du mir wieder in dem guten Schuhgeschäft Schuhe kaufst? Meine vom vorigen Jahr drücken schon arg vorne an den Zehen, und zum Geburtstag weiß ich auch schon ein tolles Geschenk: Das muss er schreiben.

Im Sommer kommt Onkelgeorg zu Besuch. Er wohnt bei Frauhepting und isst jeden Tag bei uns zu Mittag. Er ist ziemlich alt und den ganzen Tag vornehm angezogen, mit Anzug und Krawatte. Er ist Pauls Patenonkel, und deshalb bekommt Paul zur Begrüßung ein großes Zweimarkstück für seine Spardose und ich nur ein kleines Fünfzigpfennigstück. Paul meint, meins sei mehr wert, denn fünfzig ist mehr als zwei, aber tauschen will er trotzdem nicht.

Mit Onkelgeorg essen wir wie ein König: Kalbfleisch, Hähnchenbrust, Spargel, Butterreis, Sechseierpudding und jeden Tag Erdbeeren. Mama sagt, wir müssen ihn aufpäppeln mit gutem Essen. Am letzten Tag geht Onkelgeorg mit uns Schuhe kaufen und gibt Mama Geld für Pauls Geburtstagsgeschenk und sagt zu Mama, nächstes Jahr kommt er nicht zu uns und wir sollen in den Ferien alle zusammen an den Bodensee fahren.

Es ist Winter, und Papa ist wieder da. Er sagt, Wildbad ist ein Ort für Kranke, überall sieht man Gäste auf Krücken, in Rollstühlen und auf Tragbahren, er hat die Nase voll davon und demnächst fängt er in Frankfurt im Kaiserkeller an, aber fürs erste bleibt er bei uns.

Auch an Heiligabend ist Papa zuhause, weil er zusammen mit Mama dem Christkind helfen muss. Paul und ich sitzen im Kinderzimmer auf der Fensterbank. An der Fensterscheibe bilden sich Eisblumen, die ganz leicht wegzuhauchen sind, und in dem Dunstfleck kann man herummalen. Dick liegt der Schnee auf Straßen, Gärten und Dächern, aus den Kaminen steigt Rauch.

Endlich kommt Papa aus dem Wohnzimmer und holt uns herein. Musik spielt, am Baum brennen viele Kerzen, dazwischen hängen blaue, rote und grüne Kugeln, silberne Fäden und Strohsterne. Solange die Schallplatte läuft, müssen wir auf den Baum gucken, und wenn wir die Augen ein bisschen zukneifen, strahlen die Kerzen noch mehr. Danach zündet sich Papa eine Zigarette an und liest die Weihnachtsgeschichte vor. Als die Kerzen heruntergebrannt sind und anfangen zu flackern, pustet Papa sie der Reihe nach aus. Jetzt endlich dürfen wir uns abwechselnd unsere Geschenke holen. Paul bekommt einen Märklin-Baukasten, ein Buch und einen großen Lebkuchenmann und ich bekomme ein Stofftier und ein Bilderbuch und einen kleinen Lebkuchenmann. Mama bekommt von Papa einen Globus auf einem Ständer zum Drehen, auf dem man alle Länder sehen kann, die wir von den Briefmarken kennen. Papa zeigt uns Chile und sagt, da wohnt Onkelpaul mit seiner Familie. Das ist Kamerun, da war Großvati als junger Mann. Paul zeigt auf Brasilien und sagt, da spielt Pelé, und Pelé ist der beste Fußballer der Welt, sogar noch besser als Uwe Seeler.

Zum Schluss werden die Weihnachtspakete ausgepackt, die wir bekommen haben. Die meisten kommen aus der Ostzone. TanteHilde schickt uns Anzihsachen, weil sie selber drei Kinder hat, und ein Junge ist so alt wie Paul und einer ist so alt wie ich. Sie schickt auch ein schönes Bilderbuch, das von Amseleltern handelt, die ihr Nest auf dem Balkon im Blumenkasten gebaut haben, und jetzt können die Leute durchs Fenster beobachten, wie die Jungen gefüttert werden, niedliche Vogelkinderchen. Ich liebe Vögel, denn sie sind so süß. Leider sind sie auch ängstlich. Immer möchte ich sie streicheln, aber sobald ich auch nur die Hand ausstrecke, sind sie auf und davon. Wie schön, wenn sie ihr Nest statt im Garten auf dem Balkon bauen. Leider werden wir nie eine Amselfamilie zu Gast haben, denn unsere Wohnung hat keinen Balkon, und alle unsere Blumen stehen im Wohnzimmer und sind Kakteen.

Dann ist Papa wieder in Frankfurt und Mama, Paul und ich gehen ins Kino. Für mich ist es das erste Mal. Der Film heißt „Bilderbuch Gottes“. Man sieht alle Arten von Tieren, kleine und große, und ein Mann erzählt dazu, wie die Tiere heißen und was sie das ganze Jahr über machen. Manche Tiere springen die steilen Berghänge hinauf und hinunter, das sind Steinböcke. Zwei Hirsche kämpfen miteinander. Sie laufen aufeinander zu, die Geweihe knallen zusammen, einer drückt den andern nach hinten, dann kommen sie plötzlich wieder frei und alles geht von vorne los. Ich

kriege Angst und fasse Mamas Hand, und als einer der Hirsche über die Felswand gedrückt und mit einem Stoß in den Abgrund befördert wird, fange ich an zu weinen. Warum hat der Hirsch nicht aufgegeben, frage ich Mama. Mama kann es mir nicht erklären, und in der Nacht darf ich bei ihr im Bett schlafen.

Ich bin fünf Jahre alt und gehe in den Bahnhofstraßenkindergarten. Morgens bringt mich Mama hin und mittags holt sie mich wieder ab, und wenn ich am Nachmittag wieder in den Kindergarten gehe, bringt Paul mich hin und holt mich auch wieder ab. Über der Schulter trage ich eine kleine Tasche mit Schnappverschluss, in der mein Frühstücksbrot steckt.

Es gibt eine Gruppe für Mädchen und eine Gruppe für Jungen, jede hat einen eigenen Raum. Manchmal wird die Schiebetür aufgemacht, und dann sind Mädchen und Jungen zusammen. Ich bin in der Gruppe von Tante Lieselotte. Sie hat glänzende schwarze Haare, die hinten zu einem langen dicken Zopf gedreht sind.

Im Kindergarten wird jeden Morgen gebetet. Wir beten Das walt Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist. Amen. Ich danke dir, mein himmlischer Vater, durch Jesum Christum, deinen lieben Sohn, dass du mich diese Nacht vor allem Schaden und Gefahr behütet hast, und bitte dich, du wollest mich diesen Tag auch behüten vor Sünden und allem Übel, dass dir all mein Tun und Leben gefalle. Denn ich befehle mich, meinen Leib und Seele und alles in deine Hände. Dein heiliger Engel sei mit mir, dass der böse Feind keine Macht an mir finde. Amen.

Nach dem Beten wird gesungen. Es gibt Lieder, die mir gefallen, und Lieder die mir nicht gefallen. „Geh aus, mein Herz“ ist das Lied, das mir am besten gefällt, weil die Melodie fröhlich ist und schöne Wörter darin vorkommen, und ich singe es mit lauter Stimme mit. Es handelt von der Natur, und sehr viele Tiere kommen darin vor, sogar der Klapperstorch. Es ist wie im „Bilderbuch Gottes“, nur dass es alles in der lieben Sommerzeit spielt, wenn Lerchen und Nachtigallen und Täubchen und Schwälbchen herumfliegen, schöne Blumen und Pflanzen in den Gärten wachsen und die Bienen summen. Schafe und Rehe und Hirsche kommen auch im Lied vor, aber sie kämpfen überhaupt nicht, sondern stehen auf der Wiese oder im Wald, und überall ist es lieblich und schön.

Am wenigsten mag ich „Jesu, geh voran“. Es handelt von armen Leuten, die hart arbeiten und schwer tragen müssen, und es kommen Wörter darin vor, die einen nicht fröhlich sein lassen, zum Beispiel Schmerz und Leiden, wie wir sie von Jesus kennen, der auf grausame Weise getötet wurde. Er hat es mit sich geschehen lassen, weil er es so wollte. Er ist einen Opfertod gestorben, weil die Menschen zu viele Sünden aufgehäuft hatten und immer noch aufhäufen, und dagegen hilft nur, dass wir Jesus auf seinem Weg folgen und auch zu einem großen Opfer bereit sind. So ein Lied kann man nicht frohen Mutes singen, und wenn es dann auch noch draußen regnet oder dunkel ist, ist man vielleicht den ganzen Tag traurig und weiß nicht einmal, warum.

Papa fährt nicht mehr nach Frankfurt. Seine neue Arbeitsstelle ist der Goldne Adler in Pforzheim. Er sagt, gegen die Küche im Kaiserkeller ist ein Tunnel der U-Bahn in Hamburg ein Palast. Bei Hochwasser haben sie Bretter auf Ziegelsteine legen müssen, um trockene Füße zu behalten. Zehn Mann sind sie dort gewesen, aber jeder hat irgendeinen Fehler gehabt. Und die Gäste waren auch nicht gerade sehr kaiserlich, sagt Papa, sondern Bosse der Industrie und der Unterwelt haben dort verkehrt.

Diesmal hat er uns keine Briefmarken und kein Gebäck mitgebracht, sondern ein geheimnisvolles großes Paket, in Packpapier eingepackt, und oben schaut ein Ring heraus, an dem Papa das Paket an einem Finger tragen kann. Er stellt es auf den Tisch und sagt, das soll uns künftig ein bisschen trösten, wenn er nicht zu Hause ist. Er reißt das Papier vorsichtig auf und ein goldener Vogelkäfig kommt zum Vorschein und darin springt ein gelber Vogel aufgeregt von der einen zur anderen Stange und piept. Papa sagt, es ist ein Kanarienvogel und er heißt Pürrie, weil er so gelb wie gutes Kartoffelpüree ist, und wir sollen nicht zu dicht an den Käfig gehen, weil Pürrie sich erst an uns gewöhnen muss.

Mama erzählt Papa, dass mit meinen Augen etwas nicht in Ordnung ist und Tante Lieselotte gemeint hat, man soll es korrigieren, solange ich noch klein bin. Papa sagt, man kann es erstmal mit Naturheilung versuchen. Er holt aus dem Wohnzimmerschrank einen blauen Stein und sagt, das ist ein Heilstein, den hat er aus Badenweiler mitgebracht, selbst gefunden. Er hilft auch bei Kopfschmerzen. Ich soll ihn ins Taschentuch wickeln und immer bei mir tragen, und nachts soll ich ihn unter mein Kopfkissen legen.

Am Sonntag darauf machen wir einen Ausflug. Wir wandern durch einen Wald und kommen an einen Brunnen und Papa sagt, ich soll mir mit dem Wasser die Augen benetzen, das würde Wunder wirken.

Ein paar Tage später geht Mama mit mir zum Augenarzt, der mein Lieblingsarzt ist, denn er macht nichts, was weh tut, und das weiß ich schon von Paul, der auch eine Brille hat. Wir gehen ins Brillengeschäft und ich bekomme eine Brille, aber ich kann nur auf einer Seite durchgucken, denn ein Glas ist mit einem weißen Pflaster beklebt, und in zwei Wochen sollen wir wiederkommen, dann wird das Pflaster abgemacht.

Papa arbeitet jetzt im Hotel Römerbad in Badenweiler. Tante Karola ist auch in Badenweiler. Sie haben schon zusammen einen Ausflug nach Enzklösterle gemacht und uns eine Ansichtskarte geschickt. Jede Woche bekommen wir einen Brief und eine Geschichte aus dem Wilden Westen, die Papa selbst gedichtet hat. Mama muss sie uns vorlesen, weil nicht mal Paul Papas Schrift lesen kann, außer er schreibt Druckbuchstaben, was er aber nur macht, wenn er etwas ganz Wichtiges mitzuteilen hat. Die neue Geschichte handelt von Indianerhüptling Großes Herz. Er hat zwei Freunde, Old Brother und Tim Witte. Gemeinsam kämpfen sie gegen den Banditen Vieraue, auch genannt Brillen-Jimmy, und am Ende ist Tim Witte tot und Old Brother schwer verletzt.

Mama findet, Papa hätte sich einen anderen Schluss ausdenken sollen. Wir müssen ihm gleich zurückschreiben, damit er sich daran erinnert, dass er eine Familie hat. Paul schreibt Papa einen Brief und ich schreibe ihm eine Mecki-Ansichtskarte: BADENWEILA HOTEL RÖMABAD LIBER PAPA DISE KARTE IST EINE FON MEIN BESTEM.

Ich kann auch schon mit Papas Schreibmaschine schreiben, was viel leichter geht als mit der Hand, denn da sind die Buchstaben schon aufgemalt. Es dauert nur ein bisschen, bis man sie zusammengesucht hat, und manchmal vergesse ich, dass man zwischen den Wörtern einen Abstand tippen muss. Weil ich zu Weihnachten kein Meckibuch bekommen habe, schreibe ich einen Brief an den Osterhasen, mit meinem Namen und unserer Adresse, FREUDENSTADT SCHATZGARTEN SCHTRASE, damit er auch weiß, von wem der Brief kommt: LIEBER! OSTERHASE ICHHABE! 1 WUNSCH NEMLICH DU HAST IM BAT EIN MECKI BUCH VERSTECKT! FORIGENOSTERN! DARUM M!ÖCHTEICHNOCHEINZ?!

Es ist Sommer und Ferienzeit. Papa muss arbeiten, aber wir fahren an den Bodensee, auf die Insel Reichenau. Mama sagt, Onkel Georg hat das möglich gemacht.

Als wir in Radolfzell in den Bus umsteigen, sehen wir zum ersten Mal den Bodensee. Im Bus finde ich einen kleinen gelben Schraubenzieher und will ihn zu meinen anderen Schätzen in die Hosentasche stecken, aber Mama sagt, nein, weil ich mir damit meine Hose kaputt mache oder mich beim Hinsetzen verletze.

Wir haben ein Zimmer bei Familie Prinz im Gasthaus Kreuz. Ich habe Mungo dabei und ein Segelschiff, und Paul hat Plastikfiguren mitgenommen, Cowboys und Indianer. Auf seinem Bett baut er aus Kopfkissen, Decke und Laken eine Landschaft, in der er seine Figuren aufstellt. Wenn ich mitspiele, gibt er mir die Cowboys, aber ich will die Indianer. Mama nimmt je einen Cowboy und einen Indianer in die Hand und versteckt sie hinter dem Rücken. Ich hüpfte ein bisschen herum, dann zeige ich auf die rechte Hand und die rechte Hand ist ein Indianer. Paul ist sauer. Seine Cowboys greifen zuerst an. Mit der Faust drückt er eine Höhle ins Kopfkissen, als Versteck für seine Cowboys. Meine Indianer greifen aus der Luft an. Plötzlich lässt sich Paul auf den Bauch fallen. Ein Erdbeben, schreit er und rollt über das Bett. Noch ein Erdbeben, schreie ich und stürze mich auf ihn. Wir kämpfen miteinander, aber ich habe noch eine Geheimwaffe, den gelben Schraubenzieher, mit dem ich ihm ein bisschen in die Hand stoße. Paul lässt mich los und starrt auf seine blutende Hand und schreit.

Mama, Jakob hat mich mit der Schere gestochen!

Gar nicht wahr, ist gar keine Schere! Und außerdem, Paul hat mich erstickt!

Du lügst, blödes Schielauge! Du lügst!

Gar nicht! Schraubenzieher!

Mama zieht Paul vom Bett und gibt ihm eine Ohrfeige und mir auch. Dann bepinselt sie Pauls Wunde am Waschbecken mit Jod, und ich gucke zu. Als sie mir den Schraubenzieher wegnehmen will, schreie ich wie am Spieß und will sie in die

Hand beißen, aber Mama dreht mir die Hand um, nimmt den Schraubenzieher, öffnet die Balkontür und wirft ihn in hohem Bogen auf die Straße. Ich brülle vor Wut und will aus dem Zimmer laufen, aber Mama verstellt mir den Weg.

Schau her, was du angerichtet hast. Du hast deinem Bruder ein Loch in die Hand gestochen.

Wie auf Kommando hält Paul seine bepflasterte Hand hoch und verzieht dazu das Gesicht, denn er ist ein großer Schau-ßpieler, mindestens wie Heinz Rühmann. Ich reiße mich los, weil ich meinen Schraubenzieher wiederhaben will, aber Mama schließt die Tür ab und legt den Zimmerschlüssel oben auf den Kleiderschrank.

Seit neustem haben wir eine Musiktruhe. Das hat Papa möglich gemacht. Wenn die beiden Schiebetüren geschlossen sind, sieht sie aus wie ein Schrank auf vier kurzen, spitzen Füßen. Hinter der linken Schiebetür ist das Radio und darunter die Klappe mit dem Zehnplattenwechsler. Das Radio hat ein grünes Auge. Wenn man es einschaltet, füllt es sich langsam, und erst dann kommt Musik oder Sprache. Oder man drückt auf TA und dann kann man Schallplatten hören.

Wir haben viele alte Langspielplatten mit Walter Ludwig und Jan Kiepura und Richard Tauber und Joseph Schmidt. Mama sagt, die haben Omi und Tante Hilde und Onkel Hans und ich früher in Ludwigslust auf dem Grammofon gehört und schmolzen dahin.

Die alten Platten sind etwas kleiner und viel schwerer als die normalen und müssen mit 78 abgespielt werden. Bei dieser Einstellung dreht sich der Plattenteller so schnell, dass man vom Hingucken einen Drehwurm kriegt. Niemand von uns mag sie hören, weil sie rauschen und knistern und die Musik wie durch einen Telefonhörer klingt. Stattdessen legen wir die Schallplatten auf, die es zur Musiktruhe gratis dazu gegeben hat. Weil es Werbeschallplatten sind, hört man immer nur kleine Ausschnitte von den Liedern, aber für uns sind sie lang genug.

Meine liebste Werbeschallplatte heißt Party, und das stimmt wirklich, weil Teddy seine Freundinnen Moni und Gitta zu einer Party in seine Wohnung eingeladen hat und sie sich gegenseitig ihre neuesten Schallplatten vorspielen. Nachher kommt auch noch Bobby dazu und alle lernen dabei etwas Neues kennen. Nach dem „Leierkastenmann von Notterdam“ findet Moni, dass der Sänger eine himmlisch männliche Stimme hat, und als Gitta fragt, wie ihr neuer Schwarm heißt, sagt Moni: Ralf Roberts, und er ist erst sechzehn Jahre alt. Da staunt Gitta: So jung noch? Eine ungewöhnlich reife Stimme. Bei reifer Stimme fällt Teddy die neue Platte von Cindy Ellis ein, und er gibt zu, dass er ganz verrückt nach ihr ist. Gitta spielt eine Platte von Willy Schneider, die sie ihrer Mutter zum Geburtstag schenken will. Sie sagt aber nicht Mutter, sondern Mama, mit Betonung auf dem zweiten ma, wie es Mama auch manchmal macht. Teddy fällt dabei seine Andenkensammlung vom Rhein ein, die er Moni und Gitta gern zeigen möchte, aber Gitta sagt, er soll sie damit bitte verschonen, weil sie viel interessantere Souvenirs mitgebracht hat, so heißt nämlich die neueste Platte von Bill Ramsey. Mittendrin klingelt es an der Wohnungstür, endlich ist Bobby da. Als erstes beschwert er sich, dass Teddy im

fünften Stock wohnt, jetzt ist er durstig und wünscht sich ein kühles Bier und wohlthuende Musik, und deshalb legt Moni eine Platte von Frankie Avalon auf, Amerikas neuem Teenageridol, auf Heliodor. Bobby findet, auf Heliodor erscheinen überhaupt 'ne Menge Spitzenstars. Dann spielt Teddy eine Brunswick-Jazzplatte von Bernard Peiffer, einem Pianisten, der sich durch sein eminentes Können unter die Ersten in der Jazz-Szene gespielt hat. Damit geht Seite A zu Ende, und Seite B gefällt uns nicht ganz so gut.

Papa arbeitet jetzt wieder in Freudenstadt, im Posterholungsheim. Wir sitzen zu dritt in der Küche, Papa trinkt eine Flasche Bier und raucht Kurmark ohne Filter. Ich darf auch mal an der Flasche trinken, aber es schmeckt bitter. Paul will die Zigarette in den Mund nehmen, aber er darf nicht, und jetzt tut er so als ob, der Schau-ßpieler.

Papa sagt, dass wir bald umziehen werden, weil er die Nase voll hat, immer nur für andere Leute zu arbeiten. Er will endlich sein eigener Herr sein. Er hat Aussichten, schon bald einen Gasthof pachten zu können, mit Tante Karola als Partner. Tante Karola war kürzlich zu Besuch bei uns. Sie hat mit Papa und Mama im Wohnzimmer gesessen und Paul und ich haben im Kinderzimmer gespielt. Einmal ist Mama herausgekommen und zur Toilette gegangen, und da haben wir gesehen, dass sie geweint hat.

Papa sagt, dass er Alles sorgfältig bedacht hat. Tante Karola ist eine Eins, sie hat in Wildbad alle Mädels vom Küchenpersonal unter sich gehabt, und den gesamten Einkauf hat sie auch gemacht, außer Fleisch. Wir werden kalte und warme Küche anbieten und jeden Tag Frühstück mit frischen Brötchen und Sonntags mit Hefebrot und nachmittags Kaffee und Kuchen, und jeden Morgen wird eine neue Menükarte getippt mit vier Menüs, Stammessen, Pensionsessen für die Hausgäste, Kuressen und Schlemmeressen, alle Menüs sind mit Suppe, und außer dem Stammessen auch alle mit Nachspeise. Wir werden Gäste aus ganz Deutschland haben und aus Frankreich und der Schweiz und er wird einen Prospekt drucken lassen und Reisebüros anschreiben, vor allem im Ruhrgebiet.

Ein paar Wochen später steht vor dem Kaufhaus ein kleines Auto, in das wir einsteigen. Mama darf vorne sitzen, weil sie sonst kötzern muss, denn heute ziehen wir um, nach Vögisheim, wo Papa und Tante Karola schon auf uns warten und den Möbelwagen in Empfang nehmen und alles einrichten. Ich werde da in die Schule gehen und Paul aufs Gymnasium, und wohnen werden wir in unserem Gasthof.

Zum Abschied sind ein paar Kolleginnen von Mama gekommen. Sie drücken Paul und mir Tüten mit Obst und Schokolade in die Hand, wir müssen ihnen die Hand geben und dann fahren wir mit dem Auto ab. Wir winken so lange, bis Kaufhaus Nestle nicht mehr zu sehen ist.

2 Bildstörung

In Freudenstadt haben wir mitten in der Stadt gewohnt, in Vögisheim wohnen wir auf dem Land mit anderen Geräuschen und Gerüchen. Morgens krähen im Dorf die Hähne, gegenüber im Stall muhen die Kühe und die Schweine grunzen, es riecht nach Mist, saurer Milch und faulem Obst.

Unsere Wohnung ist im Gasthaus Zum Ochsen, oben, wo auch Tante Karola wohnt. Nebendran ist der Aufenthaltsraum für die Gäste. Vor dem einen Fenster steht eine Glaskugel mit einem Goldfisch drin, vor dem andern sitzt Pürle in seinem messinggoldenen Käfig und amüsiert die Hausgäste. Papa sagt, das ist wegen der schönen Atmosphäre. Man kann da gemütlich im Sessel sitzen und Musik aus unserer Musiktruhe hören oder lesen. Die Bücher sind alle von uns. Die meisten sind Erbstücke und deshalb in alter Schrift, zum Beispiel „Im Heim des afrikanischen Bauern“ oder „Der Untergang der Anna Hollmann“.

Außerdem hängen hier unsere drei Ölgemälde. Zwei sind geerbt, das dritte und größte hat Papa in Müllheim gekauft. Es ist antik und zeigt Segelschiffe im Nebel und ein paar Frauengestalten im Vordergrund mit verwaschenen Gesichtern. Paul meint, dass die Farbtuben des Malers wahrscheinlich schon leer gewesen sind und er das Bild mit dem Rest, der noch am Pinsel klebte, gemalt hat. Nur vom Schwarz hatte er noch genug übrig, und damit hat er die Umrisse der Schiffe nachgezogen. Der Rahmen sieht nicht sehr alt aus, hat aber schon Löcher vom Holzwurm. Das Bild selber hat auch ein Loch, und zwar am Horizont, aber das bemerkt man erst bei näherer Betrachtung; und dann sieht man auch, dass es auf Pappe gemalt ist. Das zweite Bild stellt einen Jungen mit einer Lederkappe dar. Wir nennen das Bild unsern Rembrandt, weil es ein Onkel von Omi nach Rembrandt gemalt und ihr geschenkt hat. Es ist zwar ziemlich klein, aber wenigstens wurde nicht mit Farbe gespart, und der Holzrahmen ist schön mit Goldfarbe lackiert. Das dritte Bild gefällt Paul und mir am besten, weil darauf ein Dampfschiff auf hoher See zu sehen ist. Am Bug steht der Name: Radames. Paul würde es am liebsten in unserem Kinderzimmer aufhängen, aber Papa rückt es nicht raus, weil es ein Familienandenken von Großvati ist, der mit diesem Dampfer nach Chile gefahren und beinahe ausgewandert ist.

Das Gasthaus hat auch ein Dachgeschoß, da wohnt Herr Metzger. Er hat oft schlechte Laune, aber er besitzt einen Fernseher und lässt uns manchmal mitgucken, zum Beispiel „Am Fuß der blauen Berge“ oder „Hucky und seine Freunde“. Manchmal ist er tagelang nicht zu Hause und wir rennen am Samstag kurz vor halb sieben umsonst die Stufen nach oben und sind enttäuscht, wenn Herr Metzger nicht da ist.

Oder nicht öffnet, meint Mama, weil er vielleicht seinen Rausch ausschläft oder Schlaf nachholen muss. Warum soll er sich von euch ausgerechnet am Samstag stören lassen?

Weil er ein Freund von Yogibär und Bubu ist, sagt Paul.

Heute am Sonntag haben wir Glück. Als wir nach dem Essen bei ihm klopfen, macht er gleich auf. Wir setzen uns artig aufs Sofa und harren der Dinge. Im Ersten Programm kommt um halb drei „Die Goldene Maske“. Herr Metzger schaltet den Fernseher ein. Noch läuft das „Magazin der Woche“. Nach ein paar Minuten ist plötzlich der Ton weg.

Hagozackramentnomol!

Herr Metzger springt auf und dreht an einem Knopf. Dann ist nur noch ein Flimmern zu sehen.

Himmel, Arsch und Zwern, schreit Herr Metzger, dreht an ein paar anderen Knöpfen und hämmert schließlich mit der Faust wütend auf den Fernseher. Wir rutschen unruhig auf dem Sofa hin und her, denn die letzte Folge von der „Goldenen Maske“ hat wieder im allerspannendsten Moment aufgehört, und wir möchten unbedingt die Fortsetzung sehen. Herr Metzger verschwindet nebenan in der Küche und wir hören, wie Wasser in einen Eimer läuft. Eine Hinweistafel Bildstörung mit einem achtzackigen Stern erscheint auf dem Bildschirm, und jetzt wissen wir, dass es nicht am Fernseher von Herrn Metzger liegen kann. Herr Metzger kommt aus der Küche mit dem Eimer in der Hand. Wir sagen, Bildstörung, aber er stellt sich genau vor den Fernseher und schüttet das Wasser im Eimer mit einem Schwung gegen den Bildschirm.

Das hast Du jetzt davon, verdammte Flimmerkiste, schimpft Herr Metzger.

Unten ist die Wirtschaft, wo gegessen und getrunken wird. Die Küche ist Papas Reich. Zwei Herde stehen hier und ein riesiger Kühlschrank, eine Doppelspüle und ein langer Arbeitstisch. Hier putzt Papa Salat, schneidet Gemüse, schält Kartoffeln, klopft Fleisch, rührt Soßen an, kocht Pudding. Mittags hantiert er mit Töpfen und Pfannen und zaubert die Gerichte, die auf der Speisekarte stehen. Zwischendurch steht er grübelnd vor dem Herd, raucht eine Zigarette, schreibt Zahlen in ein Buch, flucht oder springt auf und läuft zum Telefon. Manchmal ruft er uns, dann müssen wir flitzen, aber sonst heißt es immer Betreten verboten. Manchmal will er von mir nur wissen, wie spät es ist und schimpft, dass ich mit sechs Jahren noch immer nicht die Uhr lesen kann. Dabei kann ich doch sagen, dass der kleine Zeiger zum Beispiel auf der Eins steht und der große Zeiger auf der Sechs, aber damit ist Papa nicht zufrieden, weil er es genau wissen muss.

Mama kümmert sich zusammen mit Frau Würmelin um unsere Gästezimmer und sorgt dafür, dass es überall im Ochsen sauber ist. Sie putzt sogar das Klo.

In der Gaststube steht Tante Karola am Tresen, bedient die Zapfanlage, nimmt die Bestellungen der Gäste entgegen, hilft Papa manchmal in der Küche, und zwischendurch spült sie Gläser, trocknet sie ab und wienert die Theke, bis sie glänzt. Außerdem verwaltet sie die große Borte mit Flaschen und Gläsern und Weinkrügen.

Von der Gaststube kann man in den Tanzsaal gehen. An der Wand sind Tische und Stühle gestapelt. Zwischen den Fenstern im Tanzsaal steht ein Kicker, und

neben der Tür eine Musicbox. Wenn man zwei Groschen einwirft, kann man sich aus hundert Schallplatten ein Lied aussuchen, und für fünfzig Pfennig kann man drei hören. Um das richtige Lied zu finden, muss man Tasten mit Buchstaben und Zahlen drücken. Dann greift ein Roboterarm in die Reihe der Schallplatten, zieht die richtige heraus und legt sie zum Abspielen auf den Plattenteller. Am liebsten höre ich C3, „Die Sterne der Prärie“ von Lolita:

Warum gingst du fort, Jimmy?
Es war doch so schön nachts am Lagerfeuer.
Komm wieder Jimmy,
du wirst ja doch nicht glücklich
da draußen in der weiten Welt.
Die Sterne der Prärie
Vergißt ein Cowboy nie,
Sein Leben lang,
Weil er sein Glück dort fand

Am Wochenende kommen oft französische Soldaten in den Ochsen. Ihre Kaserne ist in Müllheim. Einige sprechen ein bisschen deutsch, und einer hat mir eine 100-Francis-Münze geschenkt. Sie sind immer fröhlich und höflich. Die Musicbox dudelt einen Schlager nach dem anderen ab, und die Franzosen tanzen dazu oder spielen am Kicker. Für uns sind sie die Kickermeister, und deshalb schauen wir ihnen aufmerksam zu, wie sie den Ball stoppen, mit der Figur führen und mit einem gezielten Schuss ins Tor hämmern. Nach kurzer Zeit haben wir herausgefunden, wie wir auch ohne zwanzig Pfennige stundenlang kickern können. Wir müssen nur die Löcher hinter den Toren mit einem Bierdeckel verstopfen. Und wir müssen einen Ball beiseiteschaffen, unsern Dauerball. Von Montag bis Freitag haben wir den Kicker meistens für uns, dann wird gespielt auf Teufel komm raus.

Gegenüber vom Tanzsaal ist der Gastgarten. Der Boden ist mit kleinen weißen Steinen bedeckt, darauf stehen einige ovale Metalltische mit hübsch geschwungenen Beinen und Metallstühle, die man zusammenklappen kann. Bei gutem Wetter macht Mama hier auf dem Akkordeon Musik für die Gäste.

Hinter dem Tanzsaal verläuft die Straße nach Feldberg. Gegenüber führt eine Treppe zum Friedhof, zur Friedenskirche und an der Kirche vorbei weiter zum Haus Schönblick, wo Familie Molitor wohnt. Schorsch ist so alt wie Paul, und Frieder ist so alt wie ich. Haus Schönblick ist eine Pension, aber Herr Molitor hat auch Weinberge, Getreide und Obstbäume, und die beiden Kühe und die beiden Schweine gegenüber im Stall gehören ihm auch.

Das Frühstück bekommen Paul und ich in der Küche, alle anderen Mahlzeiten werden in der Gaststube serviert. In Freudenstadt hatten wir Geschirr von Melitta, das Mama bei einem Preisausschreiben gewonnen hat, und altes Silberbesteck von Omi, in das ein verschnörkeltes großes B eingraviert ist. Jetzt essen wir von großen Tellern mit blauem Muster und haben ganz neues Besteck mit schwarzem Holzgriff, und die Messer sind so scharf, dass man damit sogar Tomaten schneiden kann. Wir

haben auch einen Staubsauger und eine Waschmaschine und eine Gefriertruhe und ein Fahrrad für Mama, mit dem sie einkaufen fahren kann. Paul hat auch ein Fahrrad, damit er zum Gymnasium nach Müllheim fahren kann.

Ich gehe in Vögisheim in die Volksschule. Alle acht Schuljahre sitzen zusammen in einem großen Raum. An der Wand hängt eine Landkarte des Markgräflerlands. Unser Lehrer ist Herr Reng. Ich sage ihm, dass ich schon lesen kann und lese ihm vor, was vorne auf dem Schulbuch draufsteht. Frieder, Thomas und Jürgen, die drei andern Jungen, die zusammen mit mir in die Erste Klasse gekommen sind, staunen.

Und Schreiben kann ich auch schon, übrigens.

So so, sagt Herr Reng. Schreibschrift oder Druckschrift?

Alles.

Dann schreib mal das große G in Schreibschrift.

Ausgerechnet das große G! Das große G ist der schwierigste Buchstabe, schwieriger noch als das Ypsilon, weil das G zu Anfang eine kleine Schleife hat, und ich weiß im Moment nicht, ob sie von links nach rechts oder von rechts nach links geht. Ich male das G in Druckschrift und sage, das ist das G in Druckschrift, aber Herr Reng lässt es nicht gelten. Ich male eine Schleife, und daraus wird ein e und aus dem e wird ein f. Ich male eine neue Schleife und daraus wird ein C. Ich kriege einen roten Kopf und male ein Ypsilon mit einem Schwänzchen dran. Herr Reng sagt, Na ja.

Jeden Morgen zum Unterrichtsbeginn schreibt Herr Reng Zahlen auf die große Tafel. Dann müssen wir uns alle hinstellen und der Reihe nach die richtigen Antworten geben. Mit uns Erstklässlern beginnt er. $1+1=2$ $+1=?$ Wer die richtige Antwort gibt, darf sich setzen. Wer zum Schluss übrig bleibt, ist der Rechendümmste.

Danach fangen wir mit Buchstaben an: n und u, f und l, i und a, schließlich Buchstabenverbindungen: li und la, ali und lila, mu und ma und mama.

In meinem Hausaufgabenheft hat Herr Reng dauernd etwas zu beanstanden.

Deine Buchstaben stehen nicht gerade auf ihren Beinen. Die kippen mal nach links, mal nach rechts. Du musst gleichmäßig schreiben. Ist das so schwer? Gib dir mal ein bisschen Mühe.

Dann die ersten Worte und kurze Sätze: auf, lauf, fein, Suse sei leise. Oma so fein. Suse soll rennen. Hausaufgabe: Wörter mit a, e, i, o und u. Ich schreibe ha ha ha und hä hä hä, aha und oho und hallo. Wieviel sind da, drei oder vier, hol sie her, Vater ruft hier her, Wo ist Vater, Wo ist Vater, ahoi in die See.

In der großen Pause spielen wir auf dem kleinen Hof vor der Schule Fangen. Dabei reiße ich Gabi Leisinger aus der fünften Klasse das Kleid kaputt. Sofort rennt sie weinend zu Herrn Reng: Herr Lehrer, Herr Lehrer, der Junge da hat mein Kleid kaputt gemacht. Dabei war es ihre eigene Schuld, denn ich hatte sie schon eingefangen und sie hat sich losgerissen.

Unartige Kinder werden von Herrn Reng manchmal mit dem Stock bestraft. Er könnte mir auch eine Ohrfeige geben, aber ich habe eine Brille, und die könnte dabei

kaputt gehen. Mich stellt er nur in die Ecke. Vielleicht geniert er sich, mich zu verhauen, weil er bei uns jeden Tag zu Mittag isst, das Stammessen mit Suppe und ohne Nachspeise zu DM 2,20.

Nachher will Papa von mir wissen, warum ich ihm nicht erzählt habe, dass Herr Reng mich verhauen hat. Ich sage Papa, dass Herr Reng mich nur in die Ecke gestellt hat, aber Papa glaubt mir nicht, weil er etwas anderes gehört hat.

Lüg mich nicht an, verdammt noch mal!

Ich lüge nicht!

Gern würde ich noch mehr sagen, aber ein Schluchzen verstopft mir die Kehle und ich laufe zu Mama, weil Papa so gemein zu mir ist.

In der Schule hat Herr Reng heute für uns Erstklässler zum ersten Mal ganze Sätze an die Tafel geschrieben, und wir haben sie ins Heft übertragen.

So heiß ist es heute. Wer geht ins Wasser? Wer liegt noch im Zelt?
Walter zieh dich ganz aus. Was, du bist wasserscheu? Bade daheim im Zuber. Zwei sind im kühlen Wasser. Sie pusten und patschen, pitsche, patsche Nass sind alle. Es ist gutes Erntewetter. Heiß brennt die Sommersonne. Sie hat den Weizen reif gemacht.

Am Nachmittag sitzen Paul und ich im Gastgarten und wühlen in einem Stapel „HörZu“, den wir in der Scheune gefunden haben. Paul schneidet Fotos von Schlagersängern aus, und ich sortiere die Hefte nach Nummern, damit ich anschließend die Seiten mit Meckis Abenteuern rausreißen und schön hintereinander lesen kann, wie in einem Buch.

Ein Taxi fährt auf den Hof. Es ist Onkel Georg. Es ist ein Überraschungsbesuch, und deshalb steigt er auch nicht aus. Wir müssen Mama holen. Mama steigt zu Onkel Georg in das Taxi. Sie sagt, in zwei Stunden ist sie zurück. Bestimmt fahren sie nach Badenweiler und gehen im Kurpark spazieren, wo sogar Palmen wachsen, und hinterher essen sie Erdbeerkuchen.

Ich komme nicht dazu, Meckis Abenteuer mit dem bösen Zauberer Kokolastro zu lesen, weil plötzlich Thomas mit Riesenschritten über den Hof gestakt kommt. Die Stelzen hat ihm sein Nachbar gemacht. Thomas ist höchstens ein paar Zentimeter größer als ich, aber jetzt ruft er Ich bin ein Riese. Rita Schauinsland fährt mit dem Fahrrad um ihn herum, weil sie auch gerne mal mit den Stelzen gehen will.

In der Scheune steht Eberhard an einer Sägemaschine und sägt toten Maulwürfen, die er in den letzten Tagen erlegt hat, die Schwänze ab. Für jeden Schwanz von einem Schermies kriegt er fünf Pfennige. Eberhard ist Knecht bei Familie Molitor, aber er wohnt nicht bei ihnen im Haus Schönblick, sondern bei uns gegenüber. Papa sagt, Eberhard ist ein Faktotum, Tante Karola sagt, er ist sehr hilfsbereit, und Mama sagt, das ist das gleiche.

Günter, Martin, Robert, Schorsch und Frieder laufen über den Hof.

Kommt ihr mit?

Wohin wollt ihr?

Zum Steinbruch, wir spielen Tarzan.

Thomas legt seine Stelzen beiseite, Rita Schauinsland stellt ihr Fahrrad ab, Paul packt einen großen Aschenbecher auf den „HörZu“-Stapel, und dann laufen wir hinter den andern her Richtung Rheintal. In einem alten Baum auf der großen Wiese gegenüber von der alten Mühle ist ein Hornissennest, Hornissen schwirren herum, und man darf sie nicht ärgern, sonst stechen sie einen, und daran kann man sterben, denn sieben Stiche töten ein Pferd und drei Stiche töten einen Menschen.

Der Steinbruch ist kaum zu erkennen, überall wächst Gestrüpp, und der Boden ist mit einer dicken Blätterschicht bedeckt. Günter schnappt sich eine kräftige Efeuliane, die von den hohen Buchen herunterhängt und klettert damit in der Wand ein Stück aufwärts. Dann klammert er sich mit Händen und Füßen an die Ranke, stößt sich kräftig von der Wand ab, schreit Aaaaaaaaaaiaiaiaiaiaiaia! Tarzan!, schaukelt in der Luft ein paar Mal hin und her und lässt sich fallen. Die andern tun es ihm nach. Sie baumeln in zwei Meter Höhe und versuchen sich gegenseitig mit Schwung aus dem Weg zu schubsen. Paul und ich greifen uns auch eine Liane, aber wir schaukeln lieber oben im Wald, wo man nicht so tief fallen kann.

Zwischen dem Geröll unter dem Laub kann man Versteinerungen finden, Schnecken und Muscheln. Man muss sich auf den Boden knien und zwischen den vielen kleinen Steinchen suchen. Martin steht oben in der Wand und ruft Frieder zu, er hat etwas Interessantes gefunden und wirft es ihm runter. Der Stein ist so groß wie ein Schuh und soll Frieder vor die Füße fallen. Ausgerechnet jetzt steht Paul vom Boden auf, und der Brocken knallt ihm seitlich auf den Kopf. Auweia, muss das wehgetan haben. Paul fasst sich an den Kopf, seine Finger sind voll Blut, Blut läuft ihm über die Wange. Keiner sagt ein Wort. Plötzlich jault er auf und rennt los, nach Hause.

Jetzt haben wir andern auch keine Lust mehr. Als wir am Ochsen ankommen, sitzt Paul im Gastgarten mit einem Verband von Ohr zu Ohr und trinkt eine Sinalco. Mama ist bei ihm.

Mama will wissen, wer der Steinwerfer gewesen ist. Die andern zeigen auf Martin. Bevor Paul etwas sagen kann, verpasst ihm Mama eine Ohrfeige. Martin zuckt nur kurz, dann sagt er, dass es ihm leidtut und läuft weg.

Am ersten Ferientag feiert Schorsch oben im Haus Schönblick Geburtstag. Er wird zwölf und hat für den Nachmittag alle Kinder in seinem Alter eingeladen, auch Paul. Mama ist nach Müllheim gefahren, um Bestellungen für die Küche aufzugeben, und ich spiele vor der Scheune mit Thomas, Friedhelm Haag und Hans-Peter Jonas Ochs am Berg. Nachher kommen noch zwei Mädchen aus dem Unterdorf und wir spielen Kaiser, wie viel Schritte schenkst du mir. Ringsum ist alles still, wegen der brütenden Hitze sind überall die Fensterläden fest geschlossen.

Als ich Kaiser bin und mit dem Rücken zum Scheunentor stehe, sehe ich Papa vor der Gaststätte stehen. Er raucht eine Zigarette und schaut uns zu. Dann ruft er plötzlich und winkt. Ich hüpfte zu ihm und frage, was los ist.

Geh mal hoch zu den Molitors und sag Paul, er soll herkommen.

Aber Paul ist doch auf der Geburtstagsfeier!

Ich weiß. Hol ihn.

Warum denn?

Frag nicht, geh jetzt!

Ich laufe zum Haus Schönblick, wo die Geburtstagsgäste unter Aufsicht von Frau Molitor im Garten mit dicken Metallkugeln nach einer kleinen Holzkugel werfen. Weil niemand auf mich achtet, stelle ich mich erstmal zu den anderen und schaue zu. Als Frau Molitor mich nach einer Weile entdeckt, sage ich ihr, Papa will, dass Paul runterkommt. Paul hat keine Lust und fängt an zu maulen, aber Frau Molitor sagt, es ist bestimmt etwas Wichtiges und er soll sich beeilen, und nachher kann er auch gleich wiederkommen.

Papa sitzt im Gastgarten an einem der Tische und raucht. Wir setzen uns zu ihm.

Eure Mutter liegt im Krankenhaus, sagt er, und seine Stimme ist ohne jeden Schwung.

Warum denn?

Sie hat sich geschnitten.

Ich will wissen, wann wir sie besuchen können, und Paul will wissen, wie das passiert ist. Papa breitet hilflos die Arme aus. Na ja. Sie hat sich eben – geschnitten.

Beim Trinken an einer Flasche?

Genau.

Warum hat sie denn nicht aus einem Glas getrunken?

Ich weiß es nicht, sagt Papa.

Man soll immer aus einem Glas trinken. Hat Mama selbst gesagt.

Ja. Herrgott.

Papa will, dass wir eine Karte an Mama schreiben, und das ist der Grund, warum ich Paul von der Feier holen musste. Die Karte ist ein Foto von Mama, als sie noch ganz jung war und lange blonde Zöpfe trug. Papa schreibt als erster:

Vögisheim. Wir sind allein und denken an Dich.

Was sind wir ohne Dich?

Ein Haufen ohne Seele.

Ich möchte noch etwas hinzufügen, aber Papa meint, es ist genug, wir sollen nur noch unsere Namen darunter schreiben. Die Karte will er persönlich ins Krankenhaus bringen, damit Mama weiß, wie gern wir sie haben und sie sich ganz schnell wieder erholt.

Am Abend dürfen wir bei Herrn Metzger fernsehen, erst den Schluss von der „Abendschau“, dann „Funkstreife Isar 12“ und nach dem Abendbrot „Musik aus Studio B“ mit Chris Howland. Danach bringt uns Tante Karola ins Bett. Vor dem Schlafengehen dürfen wir uns noch aus der Tiefkühltruhe ein kleines Eis am Stiel aussuchen. Paul nimmt Erdbeer und ich nehme Schokolade, obwohl ich Erdbeer

auch lieber mag, aber den Geschmack von Schokolade behält man länger im Mund als den von Erdbeer. Beim Ausziehen achte ich darauf, dass Tante Karola mich nicht nackt sieht, und jetzt bin ich froh, dass ich nicht mehr mit dem Schnuller ins Bett gehe.

Am Sonntag können wir Mama im Krankenhaus besuchen. Es ist ein großes dunkles Haus mit Gittern vor den Fenstern. Wir gehen rein, unten fragt Papa den Pförtner nach der Zimmernummer, dann gehen wir eine Treppe hoch und stehen in einem Flur. Wir suchen Zimmer 113, aber wir finden es erst nicht, weil alle Türen offen stehen und wir deshalb die Zimmernummern nicht lesen können, und als wir es gefunden haben, werden da gerade die Betten gemacht und wir müssen einen Augenblick warten. Das Zimmer ist groß und hell, und es stehen zwei Betten drin. In dem einen Bett liegt eine Frau mit einem Baby im Arm, und in dem anderen liegt Mama. Papa schiebt uns vor sich her und sagt zu Mama, Hier sind deine Kinder, und seine Stimme klingt fast ein bisschen ärgerlich. Mama guckt uns an und lächelt, aber sie richtet sich nicht auf, sondern bleibt still liegen und wir beugen uns zu ihr und umarmen sie, und sie weint, ohne ein Wort zu sagen.

Nach einer Woche darf Mama wieder nach Hause, und wir holen sie alle drei ab. Mama will nicht Auto fahren, und deshalb gehen wir zu Fuß, den ganzen Weg, und ich bin so froh, dass Mama wieder zuhause ist.

Ganz bald danach kommen Onkel Helmut, Tante Ingrid und Philipp aus Hamburg zu Besuch. Paul ist im Schwimmbad, und als das Taxi auf den Hof fährt, gehen Papa und ich ihnen entgegen. Philipp steigt als erster aus, breitet die Arme weit aus, als wenn er uns einfangen will, hüpft von einem Bein auf das andere, grinst und schreit Hier kommt die kleine Nervensäge! Hier kommt die kleine Nervensäge! Denn er weiß, dass wir ihn so nennen. Als Tante Ingrid ihm den Kinderwagengurt überstreift, damit sie ihn bequem zu fassen kriegen kann, wehrt er sich kein bisschen, obwohl er nur zwei Jahre jünger ist als ich.

Onkel Helmut packt seine Filmkamera aus, die er in einer Tasche über der Schulter trägt, geht über den Hof und filmt den Ochsen von allen Seiten. Tante Ingrid fragt, wo Mama denn ist. Papa sagt, dass sie eben noch da gewesen ist. Tante Ingrid meint, sie kann sie ja mal suchen gehen, nimmt Philipp an die eine und mich an die andere Hand und lässt sich von mir in unsere Wohnung führen. Im Kinderzimmer muss ich ihr meine Spielsachen zeigen, und als Philipp meine Lego-Garage mit dem roten Mercedes sieht, holt er ein kleines Auto aus seiner Hosentasche und sagt, das ist ein Ferrari, der hat mehr PS als ein Mercedes. Wir versuchen, den Ferrari auf einem Lineal in meine Lego-Garage fahren zu lassen, und Tante Ingrid geht von einem Zimmer zum andern und ruft Mamas Namen.

Dann hat Philipp Durst und möchte eine Limonade trinken. Unten stehen Tante Ingrid und Onkel Helmut in der Tür und sprechen über Mama. Wir gehen zu Tante Karola und lassen uns jeder eine Sinalco geben und gehen nach draußen, wo Tante Ingrid und Papa jetzt im Gastgarten sitzen und rauchen. Tante Ingrid untersucht Papas Arbeitsjacke und sagt, an der Jacke fehlt ein Knopf, und Onkel Helmut filmt sie dabei.

Am letzten Schultag vor den Herbstferien haben wir nur zwei Stunden. Zuerst liest uns Herr Reng eine Geschichte aus dem Lesebuch vor. Sie handelt von der Kartoffelernte. Das trockne Kartoffelkraut wird angezündet und in der heißen Asche werden Kartoffeln gebraten.

Das ist eine köstliche Mahlzeit. Inge hat schwarze Lippen bekommen. Es ist Abend geworden. Überall brennen jetzt die Kartoffelfeuer. Der Rauch zieht über die Äcker und verliert sich in der dämmernden Ferne.

Zu der Geschichte malen wir ein Bild. Danach wird gesungen, und dann teilt Herr Reng die Zeugnisse aus. Wir Erstklässler kriegen jeder ein kleines Heft mit dem Wappen von Baden-Württemberg vorne drauf. Auf der zweiten Seite steht geschrieben, dass meine Leistungen mit der Note Sehr gut zusammengefasst wurden. Für Mitarbeit und Betragen gibt es Extranoten. In Mitarbeit habe ich auch Sehr gut, in Betragen nur Gut, bestimmt bloß wegen dem zerrissenen Kleid von Gabi Leisinger.

Ich komme fast gleichzeitig mit Paul nach Hause. Wir gehen mit unseren Ranzen an den Stammtisch in der Gaststube und holen unsere Zeugnisse raus, um sie Mama zu zeigen. In meinem Heft blättert sie nur kurz, lächelt und streicht mir über den Kopf. Paul hat vom Gymnasium ein schönes weißes Blatt mitgebracht, wo alle Fächer aufgeführt sind, aber Mama schüttelt den Kopf, weil er in Mathematik und Englisch Mangelhaft bekommen hat, und in Religion, Kunst und Musik nur Ausreichend.

Aber in Leibesübungen Sehr gut, sagt Paul stolz, weil er so ziemlich der beste Schwimmer von der ganzen Schule ist, aber statt dass Mama ihm auch über den Kopf streicht, kriegt er eine von ihr geklebt.

In deiner neuen Schule musst du dich tüchtig anstrengen, Bürschlein. Sonst bleibst du nämlich Ostern sitzen. Vielleicht wäre es sogar besser, du fängst die Quinta noch einmal von vorne an.

Wieso neue Schule, will ich wissen und hüpfte ein bisschen um den Tisch herum.

Lass das, du unruhiger Geist, sagt Mama und hält mich am Arm fest.

Weil wir umziehen, sagt Paul. Wir ziehen nach Speyer.

Warum denn? Ich finde es aber schön in Vögisheim.

Weil die Gaststätte zu viel Arbeit macht, sagt Mama. Jetzt kommt bald der Winter, dann muss jeden Tag geheizt werden, und das kostet viel Geld. Außerdem hat Papa Migräne, weil er das Klima nicht verträgt. Und Paul kommt in der Schule nicht mit, weil ich keine Zeit für ihn habe. In Speyer läuft alles geregelter.

Ein paar Tage später kommt ein Umzugswagen auf den Hof gefahren und die drei Möbelpacker laden alles ein, was wir mit nach Speyer nehmen. Zum Schluss kommt Pauls Fahrrad dran. Als ich auf Mamas Fahrrad zeige, das sie vergessen haben, sagt Papa, das bleibt hier bei Tante Karola.

3 Im Glaspalast

An einem nebligen Novembertag fahren wir mit dem Zug von Müllheim nach Karlsruhe und von Karlsruhe mit dem D-Zug nach Speyer, und die ganze Zeit habe ich den kleinen Reisekäfig mit Pürrie auf dem Schoß. Die Leute im Abteil sehen unser vieles Gepäck und den Vogelkäfig und der Mann gegenüber fragt Mama, ob wir vielleicht Urlaub auf den Kanarischen Inseln gemacht haben, aber Mama sagt nur Nein und lächelt ein bisschen. Sie hat oft die Augen zu, und Papa hat Migräne und redet die ganze Fahrt über kaum ein Wort und manchmal geht er zum Rauchen auf den Gang. Wenn er nicht gerade eine Zigarette zwischen den Lippen hat, ist sein Mund ein schmaler Schlitz.

Am Bahnhof werden wir von Fräulein Döring abgeholt. Fräulein Döring ist die große Schwester von Tante Martens, aber sie sieht ihr kein bisschen ähnlich. Im Zug hat mir Mama erzählt, dass Fräulein Döring oft in Leinsweiler gewesen ist und sie gemeinsam bei der Weinlese und der Mirabellenernte geholfen haben, und deshalb sind sie gut miteinander bekannt.

Fräulein Döring staunt, wie groß Paul geworden ist, und zu mir sagt sie, dich hätte ich gar nicht wiedererkannt, du bist ja ein richtiges Schulkind. Ich erzähle ihr, dass ich in Vögisheim in die erste Klasse gegangen bin und Klassenbester war, doch bevor Fräulein Döring dazu kommt, auch darüber zu staunen, verrät ihr Paul, dass wir in der ersten Klasse nur zu viert waren, aber auf dem Gymnasium in Müllheim waren sie sechszwanzig in der Quinta und er mit noch einem anderen die beiden einzigen aus ganz Vögisheim.

Jetzt hat Fräulein Döring den Reisekäfig in meiner Hand entdeckt. Sie beugt sich ganz tief herunter.

Und wer bist du?

Das ist Pürrie. Den haben wir schon in Freudenstadt gehabt.

Und der hat die ganze Reise mitgemacht? Das ist ja ein richtiger Zugvogel.

Fräulein Döring geht mit uns zu einem Taxi. Wir packen die beiden Koffer von Papa und die Tasche von Mama und den Rucksack von Paul in den Kofferraum, und dann fahren wir eine lange Straße hinunter und hinein in die Stadt. Ich halte Pürries Käfig an die Fensterscheibe, damit er sich alles angucken kann, bevor er in die neue Wohnung kommt, wo er dann keine Reisen mehr macht. Als wir da sind und Papa das Taxi bezahlen will, sagt Fräulein Döring, lassen Sie nur, das übernehme ich, ich bin ja auch mitgefahren, und Mama sagt, das wäre aber nicht nötig gewesen.

Wir gehen durch eine Toreinfahrt. Mama hat mich fest an der Hand, damit ich nicht hüpfte. An einer Tür auf der rechten Seite klingelt Fräulein Döring zweimal bei L. Döring & E. Feidt. Es dauert eine ganze Weile, bis Fräulein Feidt mit einem Schlüsselbund und einer Taschenlampe in der Hand die Treppe herunterkommt. Fräulein Döring sagt, wegen ihrem Bein dauert es so lange.

Nachdem Fräulein Feidt uns der Reihe nach begrüßt hat, sagt sie Dann wollen wir mal, und führt uns durch die Toreinfahrt in den Garten und zu einem kleinen Häuschen, das aussieht wie die Waschküche gegenüber vom Ochsen. Fräulein Feidt schließt die Tür auf und wir folgen ihr. Hinter der Tür ist noch eine Tür, davor steht ein Hackklotz, und an der Wand ist Holz aufgestapelt. Die zweite Tür ist nicht abgeschlossen. Der Fußboden ist aus Stein und ganz rauh, ein Boden, auf dem man nicht barfuß gehen möchte, die Wände sind kalkig weiß und ohne Tapete und durch das niedrige Dach kann man die Baumkronen sehen, weil es aus Glas ist. Hier stehen unser Küchentisch und vier Stühle und Papas und Mamas Betten samt Matratzen, und daneben stellt Papa jetzt die beiden Koffer und Mamas große Tasche und Pauls Rucksack.

Wo sind unsere anderen Möbel, fragt Paul, und seine Augen wandern unruhig von Papa zu Mama und wieder zurück.

Die sind solange untergestellt, sagt Papa.

Solange, wie wir hier wohnen. Weil kein Platz für sie ist, sagt Mama.

Die sind bei unserer Nachbarin, dem Fräulein Vogel, sagt Fräulein Döring. Die hat ein großes leeres Zimmer, und da lagern eure übrigen Möbel.

Und wo schlafen wir beide?

Ihr schlaft eins tiefer, sagt Fräulein Döring. Dort drüben geht eine Treppe in den Keller.

Mama gibt mir die Hand, und mit Paul gehen wir zu einer Steintreppe. Unten ist es dunkel.

Wo ist der Lichtschalter, Mama?

Hier gibt es kein Licht, Paul.

Warum?

Fräulein Feidt reicht Mama die Taschenlampe, Mama leuchtet in den Keller, und jetzt können wir unsere Bettgestelle erkennen, mit Matratzen.

Wo ist unsere Bettwäsche?

Die packen wir gleich aus.

Und wo ist das Bad?

Hier gibt es kein Bad.

Und die Toilette?

Es gibt keine Toilette.

Warum?

Das ist halt so im Glaspalast.

Müssen wir lange im Glaspalast wohnen?

Bis wir etwas Richtiges finden.

Und das wird bald sein, sagt Papa und räuspert sich.

Fräulein Feidt sagt, dass hier früher eine Gärtnerei gewesen ist, und dieses Häuschen war zum Überwintern für die Pflanzen und zum Trocknen der Samen. Deshalb gibt es hier kein Licht und keinen Strom, aber Heizung. Sie zeigt auf den Ofen neben der Tür.

Ich habe heute Morgen Feuer gemacht, sagt Fräulein Döring, das hält eine ganze Weile. Für die Nacht muss der Papi noch etwas nachlegen. Koks und Briketts

und Holz sind genug da, davon dürfen Sie nehmen. Ist doch nur für den Übergang! Und eine Petroleumlampe habe ich auch noch aufgetrieben, das ist mein Begrüßungsgeschenk.

Die Petroleumlampe hängt an einem Haken unter der Decke, und jetzt sehe ich, dass in dem Raum noch ein paar große Kartons stehen und die Kommode aus unserem Kinderzimmer.

Die Familie Thalrand hat gewiss großen Hunger, sagt Fräulein Döring, alles ist vorbereitet.

Ich halte den Käfig hoch, damit Fräulein Döring ihn sehen kann.

Und was ist mit Pürie?

Der kann doch solange hier stehen bleiben? Da kann er sich an seine neue Wohnung schon einmal gewöhnen.

Als wir hinter Fräulein Döring im Haus die Treppe hochsteigen, langsam, damit Fräulein Feidt auch mitkommt, geht im 1. Stock eine Tür ein Stückchen auf und eine blasse Frau mit Haaren auf der Oberlippe schaut heraus, und das ist Fräulein Vogel, bei der unsere Möbel untergestellt sind. Mama bedankt sich, aber Fräulein Vogel nickt nur und macht die Tür wieder zu. Als wir bei Fräulein Döring in der Wohnung sind, sagt sie, Mama hätte sich nicht bei Fräulein Vogel bedanken müssen, weil wir für das Unterstellen Geld bezahlen, aber Mama sagt, das gebietet doch die Höflichkeit.

Wir waschen uns alle die Hände, und dann setzen wir uns an den Esstisch, und Mama holt aus ihrer Handtasche das Röhrchen mit den Tabletten, von denen sie jeden Abend eine nehmen muss. Zuerst bekommen wir jeder einen Teller Suppe mit Klößchen. Wir warten, dass Fräulein Döring zu essen anfängt, aber sie lässt uns beten, und wir sprechen gemeinsam das Tischgebet: Komm, Herr Jesus, sei du unser Gast und segne, was du uns bescheret hast, Amen.

Nach der Suppe trägt sie eine große Schüssel mit Kartoffelsalat herein und gibt jedem von uns eine Portion. Der Kartoffelsalat schmeckt anders als bei uns, und warm ist er auch, und es sind nicht nur Kartoffeln, Zwiebeln und Gurken drin, sondern noch andere Zutaten, die ich erst einmal genau untersuche, Apfelstückchen und gebratene Speckwürfelchen. Die Speckwürfelchen pule ich heraus und schiebe sie beiseite, weil sie eklig schmecken. Als ich mir eine zweite Portion geben lasse, sieht Fräulein Döring mein aussortiertes Häufchen und wundert sich. Mama entschuldigt sich für mich, und Fräulein Feidt sagt, der Junge muss sich eben erst umgewöhnen.

Nach dem Essen dürfen Paul und ich noch ein bisschen vor die Tür gehen, einmal die Straße rauf und runter, aber ich muss ihm die Hand geben. Als wir zurück sind, haben Papa und Mama schon unsere Sachen ausgepackt und die Betten bezogen. Pürie ist auch schon umgezogen und sitzt in seinem messinggoldenen Käfig, der auf der Kommode steht, neben einigen Töpfen und Schüsseln. Auf einem Abtrockentuch liegt Besteck, und es ist wieder das alte Silberbesteck von Omi mit dem verschnörkelten großen B.

Mama sagt, in Vögisheim fängt morgen die Schule an, aber in Speyer haben die Kinder noch die ganze Woche Herbstferien. Morgen will sie mich bei der

Volksschule anmelden und Paul beim Gymnasium, und sie hofft, wir schlafen gut in unserer ersten Nacht im Glaspalast. Sie gibt uns einen Gutenachtkuss, Papa nimmt die Petroleumlampe vom Haken, zündet sie an und geht mit uns in den Keller. Er stellt sie auf den Boden, und während wir uns ausziehen, schlägt er unsere Betten auf, gibt uns unsere Nachthemden und legt Mungo auf mein Kopfkissen. Er sagt, beten brauchen wir nicht, aber wir sollen noch mal unser Geschäft machen, bevor wir uns hinlegen.

Wo denn, Papa?

Er zieht einen großen Eimer, der neben den Betten steht, nach vorne. „Faller Feine Erdbeerkonfitüre“ steht vorne drauf. Es ist ein Marmeladeneimer aus Vögisheim. Ich hebe den Deckel hoch, aber der Eimer ist leer.

Da rein?

Da rein.

Und wo waschen wir uns die Hände?

Er zeigt auf einen großen Karton, auf dem eine Plastikschißel mit Wasser steht, daneben liegt ein Stück Seife und ein Handtuch. Bevor er mit der Petroleumlampe wieder hochgeht, sagt er noch, wir sollen rufen, wenn etwas ist, und morgen bekommen wir auch eine Taschenlampe.

Ich schlüpfte erstmal zu Paul ins Bett und frage ihn, wie er es in Speyer findet. Er findet es auch ziemlich blöd, dass wir gar keine richtige Wohnung haben mit verschiedenen Zimmern mit Türen und mit Fenstern nach draußen und mit Möbeln und der Musiktruhe. Aber dass wir noch drei Tage Ferien haben, ist gut.

Ich kuschle mich an ihn. Ja, das ist gut, das ist gut.

Und dass ich keinen Dr. Burger mehr habe und keine Frau Ziemer, das ist gut. Und keinen Herrn Vikar Moll und keinen Herrn Flohé.

Ja, das ist gut, kichere ich und trommle mit den Fäusten auf Pauls Rücken herum. Und ich habe keinen Herrn Reng mehr. Denn der Herr Reng, der war zu streng, der war zu streng, ja der Herr Reng.

Das stimmt doch gar nicht. Er hat dich ja nicht mal verhauen.

Trotzdem! Da macht es Peng, weg ist Herr Reng.

Jeden Morgen bringt mich Mama zur Schule. Paul kommt auch mit, weil es von der Zeppelinschule nur noch fünf Minuten bis zu seinem Gymnasium sind. Ich gehe in die 1a, weil ich evangelisch bin, die Katholischen gehen in die 1b. Wir sind dreiundvierzig Jungen, meine Klassenlehrerin ist Frau Meisel. Zum Totensonntag schreiben wir: Herr Jesus, Dir leb' ich, Herr Jesus, Dir sterb' ich, Herr Jesus, Dein bin ich, tot und lebendig! Mache mich selig. Amen.

In Vögisheim haben wir nur in Hefte geschrieben, aber in Speyer schreiben wir auch auf der Schiefertafel. Es quietscht, wenn man mit dem Griffel auf der Tafel schreibt. Ich teile mir das Pult mit Michael Strauss. Jeder von uns hat in seiner Hälfte oben einen kleinen Metalldeckel, unter dem sich ein Tintenfasschen verbirgt, aber es ist leer.

Michael ist immer toll angezogen, denn seine Eltern besitzen ein großes Modegeschäft auf der Hauptstraße. Er bekommt auch schon Taschengeld und kann sich jeden Tag bei Hausmeister Baumann eine Schnecke und einen Kakao kaufen. Wenn in seinem Wechselgeld Ein- und Zweifennigstücke dabei sind, schenkt er sie mir. Wenn ich mich bedanke, sagt er bloß Jaja und winkt ab, aber ich sage, das gebietet doch die Höflichkeit.

Ich möchte ihn gern mal zu uns in den Glaspalast einladen, aber Mama verbietet es mir. Sie sagt, wenn wir wieder eine richtige Wohnung haben, kann ich gerne mal einen Freund einladen, aber dieses Elend soll niemand sehen.

Am Donnerstag fängt Papa im Kaufhaus Anker an und kommt erst zum Abendbrot nach Hause. Alle Hausarbeit wird von Mama erledigt. Sie steht als erste auf und heizt den Ofen an. Dann macht sie Frühstück für uns alle. Wenn sie mich zur Schule gebracht hat, leert sie als erstes unsere beiden Kackeimer auf dem Komposthaufen. Das ist gut für die Tomaten, hat Fräulein Döring gesagt. Mama hat mir versprochen, dass wir diese Tomaten nicht essen, weil wir bis dahin längst umgezogen sind. Danach schüttet sie die Asche in die Aschtonne, füllt an der Wasserzapfstelle im Garten unsere Eimer, geht einkaufen und kocht für uns. Wenn wir aus der Schule kommen, wird gegessen, und dann gehen wir zusammen in die Stadt. Erst gehen wir ins Kaufhaus Anker, da gibt es tausendfach Alles unter einem Dach. Ich bleibe in der Spielwarenabteilung, Paul geht in die Schallplattenabteilung, und wenn es gerade passt, erledigen wir hier unser großes Geschäft.

Nach dem Abendbrot sitzen wir alle vier am Küchentisch. Es ist warm und es riecht nach Lampenöl. Erst spielen wir alle zusammen ein paar Runden Schummeln, dann sortieren Paul und ich unsere Sammelbilder. Die meisten stammen noch aus Freudenstadt. Entweder steckten sie als Zugabe ganz unten in den Haferflocken-Packungen, oder wir haben sie zusammen mit Kaugummi gekauft. Die besten sind die aus den Heinerle-Wundertüten. Es ist toll, einen Stapel davon in der Hand zu halten. Obwohl sie für meine Hand sogar ein bisschen zu groß sind. Sie sind aus fester Pappe und riechen angenehm muffig. Paul bewahrt seine in einer Zigarrenkiste auf, die er mit in die Schule nimmt, wenn jemand mit ihm tauschen will. FC Bayern München und Eintracht Frankfurt hat er fast komplett, ein paar Bilder von der Winterolympiade 1960, sogar eins mit Helmut Recknagel, und außerdem 4 „Rin Tin Tin“, 3 „Lassie“ und je 1 von „Ivanhoe“, „Isar 12“, „Fury“ und „Wyatt Earp“.

Ich habe Ratzeburger RC, 1. FC Kaiserslautern, Ingrid Feuerstack, Klaus Nüske, 8 „Isar 12“, 3 „Maverick“, 2 „Lassie“, 1 „Wir Kinder aus Bullerbü“, Conny, Willy Hagara und Elvis Presley. Meine besten sind die 3 von „Am Fuß der blauen Berge“. Auf einem sind John Smith und Robert Fuller sogar zusammen drauf. Leider hat es einen Knick, und die Ecken sind ganz abgestumpft. Bisher hatte ich meine Bilder mit Gummibändern zu kleinen Stapeln geformt und bei den Spielkarten aufbewahrt. Jetzt hat uns Papa aus dem Anker zwei Schulhefte mitgebracht, zum Einkleben. Er meint, das wäre fast so gut, als wenn wir ein richtiges Album hätten. Mama schreibt solange Briefe an unsere Verwandten und Papa liest in seinem neuen Lieblingsbuch: „Richtig denken Richtig arbeiten. Praktische Ratschläge für

alle, die vorwärts kommen wollen.“ Er sagt, wenn er nicht da ist, können wir gerne auch mal reinschauen.

Am Sonntagnachmittag drückt Papa Paul und mir ein Markstück in die Hand und sagt, wir dürfen ins Kino gehen. Wir gehen in die Kammer-Lichtspiele hinter dem Altpörtel und sehen „Die geheimnisvolle Insel“. Draußen ist es regnerisch und kalt, aber wir sitzen drinnen warm auf Polstersesseln aus rotem Samt. Es gibt zehn Minuten Werbung, zehn Minuten Wochenschau und einen Vorfilm, und vor dem Hauptfilm kann man aufs Klo gehen, ein Klo mit Heizung und Wasserspülung, man kann auf dem Klo Wasser trinken und sich die Hände waschen.

Als Mama uns am Morgen weckt, flitzen Paul und ich barfuß nach oben, um nachzusehen, was uns der Nikolaus gebracht hat. Dafür haben wir beide am Abend vorher unsere Schuhe auf Hochglanz gebracht. Ich habe auf eine Weiche oder einen Prellbock für meine Eisenbahn gehofft, aber in meinem Schuh stecken nur Schokolade, ein Apfel und Walnüsse. Und eine Tube Uhu, damit ich mich mit Paul nicht mehr streiten muss, wer die Tube haben darf, um unsere Bilder einzukleben. Paul hat genau das gleiche bekommen und führt auch keinen Freudentanz auf. In weniger als drei Wochen ist Heiligabend. Damit das nicht auch eine Enttäuschung wird, schreibe ich dem Christkind einen Brief mit meinen Wünschen. Und weil ich schon einmal dabei bin, frage ich Paul, was er sich wünscht. Paul wünscht sich ein Hockeyspiel, wie sein Freund Günther eins hat.

Am Abend frage ich Papa, was er sich vom Christkind wünscht. Papa stochert im Ofen, wirft kleine Holzstückchen auf die Restglut und legt ein Brikett nach, das er in nasses Zeitungspapier gewickelt hat. Er sagt, er wünscht sich einen Pullover. Vielleicht auch Boxhandschuhe. Als Paul das hört, sagt er, dann wünsche ich mir auch zwei Sachen, zum Hockeyspiel noch die Platte „Speedy Gonzales“. Ich notiere alles und schreibe für mich auch noch einen zweiten Wunsch auf, nämlich „Silvermoon“ von Peter Kraus auf Polydor, weil er mich durch sein eminentes Können beeindruckt hat, und weil auf Polydor überhaupt ’ne Menge Spitzenstars erscheinen. Bei „Silvermoon“ schmelze ich dahin.

Silver Moon, nun ist der rote Mohn
auf allen Feldern aufgeblüht
Silver Moon, am Fluss, da hört man schon
des jungen Cowboys Liebeslied
Und ich weiß, dass so viele Herzen einsam sind
Und ich denke an meine blonde Rosalind
Silver Moon, mir wird auf einmal bang’, ich werde sie nicht wiederseh’n
Silver Moon, die Glocken läuten lang, sie wird nun mit dem andern geh’n

Mama hat auch zwei Wünsche frei, aber sie sagt, sie hat nur einen einzigen Wunsch, und das ist eine richtige Wohnung.

Zu Weihnachten bekommen wir zwei Wochen Schulferien. Fast gleichzeitig wird es furchtbar kalt und Mama kommt mit dem Heizen kaum nach.

An Heiligabend muss Papa nur bis Mittag arbeiten. Als er nach Hause kommt, stellt er eine schwere Tasche auf den Tisch. Wir sollen mal reinschauen.

Nur ein Topf.

Ja, aber was ist drin? Jetzt passt mal auf.

Er hebt den Deckel ab, und der Topf ist randvoll mit Gulaschsuppe.

Wir brauchen uns keine Sorgen machen, dass wir über die Weihnachtstage nichts Anständiges zu essen haben. Seht her! Ich wette, der Löffel bleibt drin stehen!

Er steckt einen Kochlöffel in die Suppe.

Na? Steht wie eine Eins.

Ein Wunder.

Da ist mehr Fleisch drin als Suppe.

Tatsache.

Weil draußen die Sonne scheint, ziehen Paul und ich uns nach dem Essen Mantel, Schal, Mütze und Handschuhe an und gehen in die Stadt. Es ist so kalt, dass jeder Atemstoß kleine Wolken in der Luft hinterlässt. Die Geschäfte sind längst geschlossen, aber viele Schaufenster sind weihnachtlich dekoriert. Im Schaufenster vom Salamander-Schuhgeschäft, das rundum von elektrischen Kerzen beleuchtet wird und dick mit Watteschnee ausgelegt ist, zeigt mir Paul einen silbern angemalten Schlitten, auf dem seine Wunschfußballschuhe ausgestellt sind. Danach gehen wir zum Alhambra-Kino hinter der Dreifaltigkeitskirche, wo wir uns die Schaukastenfotos vom „Schatz im Silbersee“ angucken: Old Shatterhand mit und ohne Bart, Winnetou, Sam Hawkens, kriegerische Indianer und Banditen auf Pferden. Paul sagt, Lex Barker hat auch schon Tarzan und Lederstrumpf gespielt und ist sicher ein toller Old Shatterhand.

Wenn ich stehen bleibe, friere ich mich tot, deshalb hüpfte ich ein bisschen herum, bis Paul endlich genug gesehen hat, und dann gehen wir weiter, zurück auf die Hauptstraße, vorbei an der Brathendlstation, wo es noch ein bisschen nach Grillhähnchen riecht. An der Gaststätte Zum Domnapf schauen wir uns die Speisekarte an. Ich würde eine Tagessuppe zu DM 0,30 und das Kalbsteak mit Früchten, Pommes Frites und Salat zu DM 6,50 nehmen. Paul meint, er bevorzugt eine Echte Schildkrötensuppe zu DM 1,50 und den Schmorbraten mit Kartoffelknödeln und Salat zu DM 3,50 und hinterher noch Ananas mit Kirsch.

Wir gehen am Dom vorbei durch den Domgarten und weiter bis zum Rhein. Auf der Brücke steht ein alter Mann mit einer besonders langen Angelrute. Wir stellen uns in seine Nähe und schauen ihm eine Weile zu. Auf einmal fängt er an zu schimpfen, dass wir ihm nicht die Fische verscheuchen sollen, dabei habe ich bloß ein paar klitzekleine Steinchen mit dem Fuß ins Wasser gekickt.

Als wir zurück sind, ist der Christbaum schon aufgestellt und wieder schön mit Kugeln und Kerzen und Lametta und Strohsternen geschmückt. Mama sagt, der Glaspalast hat in der Zwischenzeit Besuch vom Christkind bekommen. Schnell lege

ich noch meine Geschenke für Mama und Papa, die wir in der Schule gebastelt haben, unter den Baum.

Es ist das schönste Weihnachten seit langem, weil Papa bei uns ist und nicht bloß auf Besuch und wir endlich wieder einmal alle zusammen feiern. Erst packen wir die Päckchen von unseren Verwandten aus. Tante Hilde schickt uns eine Packung Nudeln mit Tomatensoße und Parmesankäse, die sie gerade erst von Onkel Georg aus Berlin bekommen hat, und für jeden ein Buch: für Papa über Andreas Schlüter, für Mama über Albert Schweitzer, für Paul „Der Zauberer“ und für mich das Bilderbuch „Was ist gut und was ist schlecht“. Paul sagt, sein Buch hat gar nichts mit Zauberei zu tun, sondern ist über Justus Liebig, und Chemie kriegt er erst in der Untertertia. Von Großmutter bekommen wir einen praktischen Klappsitz und Kekse. Paul sagt, sie sehen aus wie Schiffszwieback, aber dann tut er so, als würden sie ganz besonders gut schmecken, und darüber müssen Mama und ich lachen, und selbst Papa muss grinsen. In Omis Päckchen sind mehrere kleine Geweihe zum Aufhängen. In ihrem Brief steht, dass ihr Vater in Magdeburg im Jagdverein war, und dass wir dazu Gehörn sagen müssen, weil sie vom Rehbock stammen.

Danach packen wir die Geschenke aus, die uns das Christkind gebracht hat. Ich bekomme eine Ritterburg, schön gebastelt aus Pappe und Papier und rot und braun angemalt, mit Türmen in jeder Ecke und einer Zugbrücke, die an einer richtigen Kette befestigt ist, und die Burg ist gleichzeitig ein Tunnel, durch die ich meine Eisenbahn schieben kann.

Am nächsten Tag fällt Schnee, und es hört nicht mehr auf. Das ist praktisch, weil Papa jetzt nicht mehr zur Wasserzapfstelle gehen muss, sondern einfach Schnee in den Eimer füllen kann. Er stellt ihn neben den Ofen, wo er schnell auftaut.

Am zweiten Feiertag gehen wir endlich in den „Schatz im Silbersee“. Draußen ist alles dick verschneit, auf dem Weg ins Kino bewerfen Paul und ich uns mit Schneebällen und toben herum. Der Film ist ab zwölf. Papa sagt zu der Frau im Kassenhäuschen, zwei Erwachsene und zwei Kinder, Sperrsitz, und ich stelle mich hinter Paul, damit sie mich nicht sehen kann. Dem Platzanweiser gibt Papa alle vier Karten auf einmal, wir gehen dicht hintereinander rein, und schon bin ich drin.

Das Alhambra hat hunderte von Sitzplätzen, alle in rotem Plüsch. Wir setzen uns ganz an den Rand, weil Papa nicht eingeklemmt sitzen will. Diese Angst hat er, seit er als Kriegsgefangener unter Tage schuften musste. Damals ist nichts passiert, aber vor einigen Jahren sind dort fast 300 Bergleute ums Leben gekommen. Den Zeitungsausschnitt bewahrt er bis heute auf. ERST DIE KOHLE DANN DER MENSCH – EHEMALIGE KRIEGSGEFANGENE SCHILDERN DIE HÖLLE VON MARCINELLE.

Noch ist der Vorhang zu und es läuft Musik. Dann geht das Licht aus und der schwere Samtvorhang gleitet geräuschlos auseinander. Als erstes gibt es Werbung, dann „Blick in die Welt“ mit Sport, dann wieder Werbung. Der Vorfilm handelt von Wildpferden, und zwischendurch verkaufen die beiden Platzanweiser Langnese-Eiscreme. Mitten im Winter! sagt Mama und schüttelt den Kopf. Endlich ertönt die Constantin-Fanfare und der Film geht los.

Der Cornel und seine Tramps überfallen eine Postkutsche und erbeuten die Hälfte einer Schatzkarte, die dem Vater von Fred Engel gehörte. Die andere Hälfte der Schatzkarte gehört dem Farmer Patterson. Die Tramps entführen Patterson und seine Tochter Ellen und wollen sie nur im Tausch gegen die andere Hälfte der Schatzkarte frei lassen. Winnetou und Old Shatterhand verfolgen die Tramps zusammen mit Fred und befreien die Geiseln. Fred besiegt den Cornel im Zweikampf und nimmt ihm die eine Hälfte der Schatzkarte wieder ab, aber aus Versehen läuft Ellen den Tramps in die Arme. Fred tut so, als würde er die Tramps im Tausch gegen Ellen zum Schatz führen, aber in Wirklichkeit will er nur Zeit gewinnen, bis Winnetou und Old Shatterhand nachkommen können, die erst noch mit den Utahs die Friedenspfeife rauchen müssen. Der Schatz liegt in einer Höhle unter einem Wasserfall und wird von einem uralten Indianer bewacht, den der Cornel mit ein paar Schüssen aus dem Weg räumt. Der Schatz funkelt so prächtig, dass sich die Tramps vor lauter Gier in die Haare kriegen. Der Cornel knallt sie alle ab, damit er den Schatz für sich alleine hat. Der alte Indianer hat aber noch die Kraft, eine Falltür zu bedienen, wodurch der Schatz und der Cornel in einer Schlammgrube versinken. Jetzt sind alle tot, Ellen und Fred umarmen sich, und Winnetou und Old Shatterhand können zufrieden nach Hause reiten.

Am nächsten Morgen ist das Anmachholz knapp. Mama kniet vor der Ofenklappe und sagt, das Feuer ist aus und sie hat Malesche, es wieder in Gang zu kriegen. Deshalb dürfen Paul und ich versuchen, mit der Axt Späne von dicken Holzscheiten abzuhacken. Danach sagt Mama, wir sollen jetzt mal zuhören, sie will nämlich unsere Meinung einholen, weil sie sich entscheiden muss, wo sie ab nächstem Monat arbeitet. Sie hat zwei Angebote, eins von einem Gemüsegeschäft und eins von dem großen Schreibwarengeschäft am Postplatz, und sie weiß es selbst nicht. Im Gemüsegeschäft würde man sie sofort mit Kuschhand nehmen, aber im Schreibwarengeschäft ist es ein bisschen vornehmer, weil es ein Traditionsgeschäft ist. Allerdings würde sie dort etwas weniger Geld bekommen. Paul und ich sind für das Gemüsegeschäft. Mama will es sich überlegen, aber auf jeden Fall wird es nun nicht mehr lange dauern, bis wir in eine richtige Wohnung ziehen.

Um fünf treffen wir uns mit Papa auf dem Parkplatz vom Anker. Er sagt, Los Jungs, jetzt wollen wir uns mal unsere künftige Bude ansehen. Sie ist noch nicht ganz fertig, aber zum Anschauen reicht.

Papa führt uns zur Karmeliterstraße. Vor dem Eckhaus zur Großen Gailergasse bleibt er stehen. Die Schaufenster im Erdgeschoss sind mit Papier abgeklebt, neben der Haustür ragen Drähte aus der Wand. Paul guckt sich die Klingelschilder an, aber sie sind leer. Als ein Mann im Monteuranzug mit einer Bohrmaschine aus dem Haus kommt, können wir einen Blick in das Treppenhaus werfen. Papa sagt, die Stufen sind aus Kalkstein und man kann darin Versteinerungen erkennen, Muscheln und Schnecken und Ammoniten. Dann schiebt er uns zurück auf die Straße.

Schaut mal hoch zu den Fenstern! Seht ihr die Rollläden? Oben links, das ist unsere Wohnung.

Haben wir dann wieder ein eigenes Zimmer mit elektrischem Licht?

Aber ja. Und mit Zentralheizung. Und ein Badezimmer mit Badewanne.
Und keine Kackeimer mehr?
Keine Kackeimer mehr.

Am ersten Schultag reden wir eine ganze Stunde lang über Weihnachten und über Plätzchenbacken, wie wir den Christbaum geschmückt und welche Geschenke wir bekommen haben. Danach reden wir über den Winter. Frau Meisel sagt, dass es schon sehr lange her ist, dass sie so einen Winter erlebt hat, bestimmt über 30 Jahre. Wir reden darüber, wie man einen Schneemann baut, was man beim Vogelfüttern beachten muss, und daraus bilden wir Sätze. Frau Meisel erklärt uns, dass Schnee aus Kristallen besteht. Wenn man sie unter dem Mikroskop betrachtet, sehen sie aus wie Sterne. Sie malt die Schneesterne an die Tafel und wir malen sie ab.

Am Nachmittag gehe ich mit Paul zum Rhein. Kein einziges Schiff ist zu sehen. Das Ufer ist ganz vereist und schneebedeckt, und auf dem Fluss treiben große Eisschollen. Manchmal treffen sich welche und brechen entzwei. Einige geraten auch in die Strömung, werden in die Tiefe gezogen und tauchen an anderer Stelle wieder auf.

Drei Wochen später holt mich Mama von der Schule ab und geht mit mir nicht nach Hause, sondern in die Karmeliterstraße zu unserer neuen Wohnung. In den drei großen Schaufenstern im Erdgeschoß sind jetzt Badewannen, Duschvorhänge, Gasherde und Öfen ausgestellt, und darüber hängt ein Schild: „Franz Rueff Spenglerei u. Installation“.

Im zweiten Stock schließt Mama die Wohnungstür auf. Es riecht nach Farbe und Baustelle. Papa ist da und trägt einen Karton von einem ins andere Zimmer. Er gibt mir einen Kuss und sagt, das ist das Wohnzimmer. Da liegt der rote Wollteppich auf dem Boden, da steht der Tisch mit den vier Stühlen, und vor dem Fenster stehen die beiden Armlehnsessel aus Korbgeflecht. Papa zeigt mir das Badezimmer und die Toilette und die Küche mit der Balkontür. Der Balkon ist so riesig, dass man vier Liegestühle aufbauen kann, aber wir haben nur die beiden aus Vögisheim. Ich stelle mir vor, dass ich auf dem Balkon Obst und Gemüse züchte, dann haben wir im Notfall immer etwas zu essen.

Die Möbel stehen alle schon an ihrem Ort, auch die Musiktruhe. In der Küche hängt wieder der Schrank mit den Schiebetüren, und obendrauf stehen sechs blaue Weinkrüge aus dem Ochsen. Im Kinderzimmer stehen unsere Betten und die Kommode für unsere Spielsachen und der grüne Kleiderschrank. Im Flur steht ein runder Metalltisch mit hübsch geschwungenen Beinen aus dem Gastgarten, aber die andern Sachen aus Vögisheim sind nicht da, nicht der Kühlschrank und nicht die Gefriertruhe und auch nicht die Waschmaschine.

Mama sagt, übermorgen fängt sie halbtags bei Schreibwaren Thomann an. Paul und ich bekommen dann einen Schlüssel, aber wir müssen uns ordentlich benehmen, wenn wir allein zuhause sind und achtgeben, dass wir nichts kaputt

machen, besonders im Wohnzimmer, wo der Fußboden aus Parkett ist, und toben dürfen wir auch nicht, weil unter uns Familie Rueff wohnt, denen das Haus gehört.

Am Sonntag machen wir einen Ausflug an den Rhein. Mama sitzt auf dem Klapphocker und schaut in die Ferne, Paul und ich gehen zu den Anglern und gucken, ob sie schon etwas gefangen haben, und Papa sammelt Treibholzstücke, weil wir daraus etwas schnitzen können.

Zuhause setzen wir uns mit ihm auf den Balkon. Er gibt jedem von uns ein Taschenmesser und sagt, wir sollen immer vom Körper wegschnitzen und bloß aufpassen, dass wir uns nicht in den Finger schneiden. Ich bringe eine Art Schwalbe zustande, die anschließend mit Sandpapier glatt geschliffen wird. Paul schnitzt aus einem geeigneten Ast einen Kranich und Papa aus einem Stück Besenstiel einen gekreuzigten Jesus, den Paul und ich komisch finden.

Wo sind denn bei dem Kruzifix die Arme von Jesus?

Die sind unter dem Gewand, sagt Papa.

Toll, Jesus am Stiel.

Wir sitzen im Schulsaal und warten auf Fräulein Tirschmann, unsere neue Lehrerin seit Ostern. Ich gucke mir solange die Fußballsammelbilder vom Krahl an. Vielleicht hat er ja Uwe Klimaschewski doppelt. Uwe Klimaschewski ist der einzige von Hertha BSC, der mir noch fehlt. Plötzlich Geschrei in meinem Rücken.

liih! liihgitt! Pfui!

Ich drehe mich um und sehe, wie der Hinze zwei Bänke hinter mir seinen rechten Fuß vor seinem Gesicht hat und mit weit ausgestreckter Zunge die Schuhsohle ableckt. Hansi Sprehn hat mir mal das Haus gezeigt, in dem die Hinzes wohnen, eine Art Zirkuswagen ohne Räder, und davon standen drei oder vier hintereinander an der Straße. Ich kann es nicht glauben und schaue ganz genau hin, ob er vielleicht nur so tut, aber er fährt wirklich mit der Zunge drüber und grinst dabei, und hinterher sagt er HmMMM!, als wenn es ihm besonders gut schmecken würde.

Als Fräulein Tirschmann in die Klasse kommt und uns begrüßt, stehen wir wie immer alle auf und sagen: Guten Morgen, Fräulein Tirschmann! Schiedermeier und Fuchs melden sich, weil sie neben dem Hinze sitzen und sagen, dass der Hinze seine Schuhsohlen abgeleckt hat, und Hütterer fragt, ob er mal raus darf, weil ihm übel ist. Hinze sagt, stimmt ja gar nicht, er hat nur so getan, aber sofort schreien Schütz und Rode, dass er es doch gemacht hat. Fräulein Tirschmann holt den Rohrstock aus der Ecke, lässt Hinze nach vorne kommen und vermöbelt ihn ordentlich. Danach ist sie ein bisschen aus der Puste, aber sie beginnt trotzdem mit dem Unterricht.

Heute müssen wir aufzählen, was unser Schulsaal alles hat, nämlich 1 Tür, 4 Tafeln, 3 Fenster, 1 Heizung, 10 Bänke, 1 Pult, 1 Kleiderraum, 3 Lampen, 2 Schalter. Danach vermessen wir unsern Schulsaal mit einem großen Metermaß aus Holz, und in mein Schulheft schreibe ich, dass er 9,70 m lang und 6,30 m breit ist.

und gucken, was der Bäckerlümmel macht. Von unserem Balkon aus können wir prima in den Hof der Bäckerei gucken, wo wir samstags frische Brötchen kaufen. Da gibt es manchmal Geschrei, wenn der Bäckerlümmel von seiner Mutter mit dem Teppichklopfer verdroschen wird. Er versucht immer wegzulaufen, aber seine Mutter kriegt ihn doch. Er ist ein bisschen älter als ich und ein bisschen jünger als Paul, und wir freuen uns, wenn er verhaun wird, weil er frech zu uns ist. Aber heute ist der Hof leer.

In der Schule sitze ich neuerdings neben Mathias Herzog. Er wohnt in der Melanchthonstraße und hat mich eingeladen, ihn zu besuchen. Mama erlaubt es, wenn Paul mich beim ersten Mal hinbringt und auch wieder abholt, aber Paul hat keine Lust, weil der Vater von Mathias Lehrer an seiner Schule ist und er ihm nicht begegnen will.

In der ersten Stunde schreiben wir ein Diktat. Fräulein Tirschmann liest uns Stückchen für Stückchen vor, und wir müssen mitschreiben. Kommas und Punkte liest sie mit.

Unsere Schule heißt Zeppelinschule. Sie liegt in der Neufferstraße. Es ist ein großes Gebäude, das aus 2 Flügeln besteht. Es hat 4 Stockwerke und 27 Schulsäle. Mit den Kleiderkammern sind es 40 Säle. Im Keller sind der Dusch- und Gymnastikraum.

Mitten im Diktat klopft es an der Tür. Fräulein Tirschmann ruft Herein, aber nichts passiert, und deshalb geht sie zur Tür und macht sie auf, und da steht ein Mann, den wir nicht kennen, dunkler Anzug, weißes Hemd mit Schlips, Brille, Haare zurückgekämmt. Er hat die Hände hinter dem Rücken und sagt irgendwas zu Fräulein Tirschmann, und sie lässt ihn rein und zeigt auf die Bank vorne rechts, gleich hinter dem Pult, und da wissen wir, dass es der Vater vom Hinze ist. Hinze muss aufstehen und sein Vater reicht ihm die Hand, und dann gehen sie zusammen vor die Tür. Fräulein Tirschmann will schon mit dem Diktat weitermachen, da wird plötzlich hinter der Tür geschrien und dazu gibt es ein Geräusch, wie wenn ein Teppich ausgeklopft wird, und dazu immer ein Schrei, au-au-au-au-au, zehn-, zwölfmal. Dann geht die Tür wieder auf, Herr Hinze streicht sich die Haare aus dem Gesicht und führt seinen Sohn wieder an seinen Platz. Als Hinze an meiner Bank vorbeigeht, sehe ich, dass er Tränen in den Augen hat, aber unter den Tränen grinst er uns an, wie wenn er sagen wollte, es hat überhaupt nicht wehgetan.

Hinterher müssen wir mit unserem Nachbarn die Hefte tauschen und uns gegenseitig verbessern. Weil Mathias und ich mit der Fehlersuche ganz schnell fertig sind, muss ich das Diktat von unserem Neuen verbessern. Er heißt Robert und hat fast jedes Wort falsch geschrieben, und statt 27 steht bei ihm 72. Als ich fertig bin, zeige ich Fräulein Tirschmann das Heft, aber sie verhaut ihn trotzdem nicht, weil Robert Franzose ist und es nicht besser weiß.

Es gibt viele Franzosen in Speyer, die meisten sind Soldaten und wohnen in der Nähe vom Neuen Hafen. Wenn ich mit Paul angeln gehe, marschiert manchmal ein Zug Soldaten auf dem Leinpfad zwischen Rheinbrücke und Speyrerbach, und der Wind trägt die Kommandos der Unteroffiziere herüber: öng-dö, öng-dö...

Damit Robert in Ruhe mit mir die Verbesserung machen kann, schickt uns Fräulein Tirschmann in die Kleiderkammer, wo unsere Jacken und Anoraks hängen und wo wir auch unsere Regenschirme aufspannen können. Kaum hat Fräulein Tirschmann die Tür hinter uns geschlossen, fängt Robert an zu singen und grinst mich dabei dämlich an: Buschör, Besiklar, Buschör, Besiklar. Garantiert sind es Schimpfwörter, aber weil ich sie nicht verstehe, ist mir das schnuppe. Ich zeige ihm im Heft, wann man s schreibt und wann ß, aber Robert schaut gar nicht hin und spielt stattdessen mit dem Auto, das er in der Hosentasche versteckt hatte. Als ich versuche, es ihm wegzunehmen, stößt er mich zu Seite und schreit Nazischweinehund. Jetzt wird mir die Sache zu blöd.

Benimm dich manierlich! Oder ich geh zu Frolln Tirschmann!

Robert juckt das kein bisschen. Ich gehe zur Tür, aber bevor ich die Klinke runterdrücke, drehe ich mich noch einmal um.

Öng... dö... und die letzte Zahl heißt...

Salüsalo sagt Robert und grinst mich tückisch an.

Fräulein Tirschmann ist nicht begeistert, als ich ohne Robert aus der Kleiderkammer komme. Ich habe große Lust, ihn für seine Frechheit zu verpetzen, aber dann sage ich nur, dass er ja noch weniger als ein Erstklässler weiß. Das stimmt, seufzt Fräulein Tirschmann, aber dafür ist er euch im Rechnen sogar voraus.

In der zweiten Stunde schreibt Fräulein Tirschmann Wörter und Sätze mit „heim“ an die Tafel und wir müssen sie abschreiben:

Heimat, Heimatkunde, Kinderheim, heimatlos, Heimweh. Die Heimkehr des Vaters freut uns alle sehr. Daheim zu bleiben habe ich gern. Wer die Heimat nicht liebt, ist ein armer Mensch. Manche Väter kehrten nach dem Krieg nie mehr heim.

Plötzlich klopft es wieder an die Tür. Im ersten Augenblick denke ich, der Vater vom Hinze ist zurückgekommen, um seinen Sohn für sein freches Grinsen noch einmal zu verhauen. Aber diesmal ist es Herr Direktor Starke, und statt sich erst mit Fräulein Tirschmann zu besprechen teilt er uns mit, dass gestern Abend in Amerika etwas sehr Schlimmes passiert ist: Präsident Kennedy ist ermordet worden. Ja, Kennedy ist tot, der beste Freund, den Deutschland jemals in Amerika hatte. Er wurde in seinem Auto auf offener Straße erschossen, und das kann für die Welt schlimme Folgen haben. Aus Respekt vor diesem großen Mann und als Zeichen unserer Trauer endet heute an allen Schulen der Unterricht nach der 3. Stunde.

Kurz vor Weihnachten kommt der nächste Karl May-Film ins Kino. „Winnetou I“ gefällt mir noch besser als „Der Schatz im Silbersee“, obwohl ich heulen muss, als Old Shatterhand und die Eisenbahnarbeiter von den Apatschen überfallen werden. Gerade hat Old Shatterhand einen Unterhüuptling mit einem Faustschlag ins Reich der Träume geschickt, als Winnetou sich auf ihn stürzt, aber statt auf ihn zu schießen, schlägt ihm Old Shatterhand bloß den Tomahawk aus der Hand und ruft: Ich bin euer Freund, Winnetou! Doch weil Winnetou nicht wissen kann, dass Old Shatterhand es war, der ihn in der Nacht heimlich vom Marterpfahl der Kiowas befreit hat, sticht er ihm trotzdem das Messer in den Hals, woraufhin Old Shatterhand wie tot zusammenbricht. Und obwohl ich ganz genau weiß, dass er überleben wird, schießen mir an dieser Stelle Tränen in die Augen. Vage kann ich durch meinen Tränenschleier erkennen, dass überall Tote herumliegen, Arbeiter und Indianer, Opfer eines schrecklichen Missverständnisses. Wer das Buch nicht gelesen haben, muss jetzt glauben, dass Old Shatterhand auch tot ist, aber da sieht man ihn schon als Gefangenen der Apatschen. Nachdem Winnetous Schwester ihn gesund gepflegt und er auch noch seinen Vater fair im Zweikampf besiegt hat, bietet ihm Winnetou seine Freundschaft an. Sie schneiden sich beide ein bisschen die Pulsadern auf, jeder trinkt ein bisschen vom Blut des andern, und damit ist ihre Blutsbrüderschaft besiegelt. Zum Schluss kriegt der Oberschurke Santer noch seine gerechte Strafe und stürzt in einen Abgrund. Hinterher sagt Mama, das ist ganz schlecht gemacht gewesen, weil man das Seil sehen konnte. Der Schau-ßpieler hat an einem Seil gehangen und ist praktisch nur in die Tiefe gerutscht.

Papa gefallen die Filme nicht, und die Romane würde er heute auch nicht mehr lesen. Als Soldat war er mal im Karl-May-Museum in Radebeul und ist von Patty Frank, der selbst Indianerbücher geschrieben hat, persönlich im Haus herumgeführt worden. Dabei hat er ihm auch die drei berühmten Gewehre gezeigt: Winnetous Silberbüchse ist nur eine Prunkwaffe und hat nie einen Schuss abgegeben, Old Shatterhands Henrystutzen ist ein kleines Repetiergewehr mit nur achtzehn Schuss, und der Bärenötter ist wahrscheinlich für Elefantenjagden benutzt worden. Winnetou selbst soll ja auch nur eine Sagengestalt sein. Deshalb ist Papa heute kein Karl-May-Fan mehr. Aber für den Wilden Westen interessiert er sich trotzdem. Manchmal bringt er aus der Stadtbibliothek dicke Bücher mit nach Hause, zum Beispiel „Das Buch vom Indianer“ und „Das Cowboybuch“. Abends, wenn wir Radio hören oder Schallplatten, sitzt er oft in der Küche, hat ein Buch vor sich und macht Notizen in eine dicke Kladde. Außerdem schreibt er auf der Rückseite von Reklame, wovon er einen ganzen Stapel aus dem Anker mitgebracht hat. Wenn man ihn fragt, was er schreibt, sagt er, das ist nur ein Versuch, aber ich glaube, dass er einen Roman schreibt, mit zwei Freunden als Helden, genau wie Winnetou und Old Shatterhand.

Mama sagt, wir sind alle ganz verrückt, aber trotzdem bekommen wir zu Weihnachten unsere Wünsche erfüllt: Papa bekommt das Buch „Die Welt der Indianer“, Paul bekommt „Da sprach der alte Hüuptling der Indianer“, gesungen von Gus Backus, und ich bekomme die Schallplatte „Winnetou“ vom Medium-Terzett. Paul findet das Medium-Terzett doof. Er meint, das Beste an der Platte ist die Hülle mit Pierre Brice vorne drauf.

4 Nothelfer

Nach den Weihnachtsferien haben alle in Pauls Klasse ihrem Musiklehrer Herrn Kaiser vorsingen müssen, weil er mit ihnen eine Oper aufführen will. Wegen seiner schönen Tenorstimme hat er eine Hauptrolle bekommen und gehört zu denen, die auf der Bühne stehen. Die andern, die nicht singen können, müssen die Kulissen schieben oder die Scheinwerfer bedienen, und so hat jeder in der Klasse einen Posten bei der Aufführung, und Herr Kaiser ist Regisseur und Dirigent.

Mama sagt, das ist ein Glückstreffer, weil Paul sich jetzt musikalisch vernünftig entwickeln und keine Schlagermusik mehr hören wird, aber Paul weiß es besser und sagt, wenn überhaupt, dann beides, und schon kriegt er einen Backs. Paul ist wütend, weil er schon vierzehn ist, aber Mama sagt, das hat er davon, dass er immer das letzte Wort haben muss. Frau Thomann hat neulich ihrem Sohn auch eine Ohrfeige gegeben, mitten im Geschäft, und der ist sogar schon einundzwanzig.

Paul muss die Noten von seinen Liedern mit nach Hause bringen und immer parat sein, wenn Mama mit ihm üben will. Mama spielt auf dem elektrischen Tischklavier, das uns Onkel Georg geschenkt hat, und Paul muss dazu singen. Seine anderen Texte hört sie ihm auch ab. Wenn er etwas falsch macht, heißt es Heidenei, Bürschlein, willst du dich blamieren, und er kriegt einen Backs, und deswegen strengt er sich sehr an. Ich höre immer zu, und bald kann ich Pauls Lieder auch auswendig.

Im Mohrenland gefangen wa-har ein Mädal hü-übsch und fein;
Sah rot und weiss, war schwarz von Haar,
Seufzt' Tag und Nacht und wei-heinte gar;
Wollt' ge-hern erlö-höset sein.
Wollt' ge-hern erlö-höset sein.

Zur Aufführung in der Aula von Pauls Gymnasium gehen wir zusammen mit Fräulein Döring und Fräulein Feidt. Die Kulisse sieht aus wie echt und stellt eine Terrasse dar, mit einem Springbrunnen in der Mitte und Palmen im Hintergrund, weil das Stück irgendwo im Orient in einem Palast spielt, wo ein spanisches Fräulein namens Konstanze samt ihrer Zofe Blondchen und deren Freund, dem Diener Pedrillo, gefangen gehalten wird. Pedrillo wird von Paul und Blondchen von Gunda Schickedanz gespielt. Ihrer Mutter gehört das Milchgeschäft am Schulplätzel. Wenn Gunda ihr bei der Arbeit hilft, trägt sie eine Gummischürze und ein Kopftuch. Man reicht ihr die Blechkanne, sie nimmt den Deckel ab und pumpt Milch in einem dicken Strahl hinein. Jetzt trägt sie ein lila Kleid mit aufgesetzten Rüschen, das Frau Kaiser extra für sie genäht hat.

Weil Paul im zweiten Akt die frohe Botschaft überbringt, dass sie jetzt bald alle durch Konstanzes Verlobten Belmonte befreit werden, darf er Blondchen einen herzlichen Kuss geben. Es ist aber nur Schauspielerei. In Wirklichkeit interessiert

sich Gunda nur für Halbstarke. Paul sagt, dass man bei der mindestens 'ne Vespa haben muss oder gleich ein Auto. Sie ist auch nicht blond, sondern versteckt ihre schwarzen Haare bloß unter einer weißen Haube. Bestimmt riecht ihr Kuss nach saurer Milch.

Pauls großer Auftritt mit seinem Lied kommt erst ziemlich am Schluss. Er hat eine Mandoline umgebunden und tut so, als würde er darauf spielen, der alte Schau-
ßpieler, aber die Musik kommt von Herrn Kaiser, der die ganze Zeit am Klavier sitzt und von da aus das Schulorchester und den Schulchor dirigiert. Weil Mama es ihm eingebimst hat, schafft er das Lied ohne einen einzigen Fehler.

Die Aufführung ist umsonst, aber Mama und ich geben hinterher jeder zwanzig Pfennige, und Fräulein Döring und Fräulein Feidt geben jede fünfzig Pfennige. Bis zu den Ferien wird sie noch zweimal wiederholt. Beide Speyerer Zeitungen berichten darüber, die „Tagespost“ sogar mit einem Foto. Weil er und Gunda das meiste Lob einheimen, glaubt Paul, dass er auf dem Weg zu einem Star ist.

KUNSTERZIEHUNG PRAKTISCH DEMONSTRIERT
JUNGE GYMNASIASTEN SANGEN UND SPIELTEN MOZARTS „ENTFÜHRUNG“

Am meisten dürften wohl Pedrillo (Paul Thalrand) und Blondchen (Gunda Schickedanz) gefallen haben, die beide angenehme Singstimmen und auch ein bemerkenswertes schauspielerisches Talent für ihre Rolle mitbrachten.

EIN GUT GELUNGENES EXPERIMENT
MOZARTS „ENTFÜHRUNG“ IN DER AUFFÜHRUNG EINER GYMNASIUM-KLASSE

Den Vogel haben zweifellos der quicklebendige Paul Thalrand (als Pedrillo) und Gunda Schickedanz (als Blondchen) abgeschossen. Die beiden wirkten als Motor im ganzen Spiel.

Ich würde auch gern einmal für Schlagzeilen sorgen. Aber womit bloß?
SPEYRER VOLKSSCHÜLER MIT NEUEM HÜPFREKORD – SEIN BRUDER GLÄNZTE ALS PEDRILLO.

Wegen der Zeitungsberichte hat Mama endlich einen Grund, an Onkel Georg zu schreiben, ohne ihn gleich wieder um einen Gefallen zu bitten.

Au ja, sagt Paul. Kannst du ihm schreiben, dass ich mir eine Angel wünsche?
Das werde ich ganz bestimmt nicht tun. Habe ich nicht gerade gesagt, dass –
Warum denn nicht?

Weil es Wichtigeres gibt als eine Angel.

Und einen Rennlenker?

Kruzitürken, hältst du jetzt mal den Mund? Wenn du eines Tages selber Geld verdienst, kannst du dir kaufen, was du willst. Jetzt aber gehst du zur Schule –

Dann will ich eben nebenher selbst Geld verdienen! In Vögisheim hab ich unsern Gästen die Koffer hochgetragen und dafür manchmal fünfzig Pfennige bekommen. Da war ich erst zwölf. Ich kann doch mal zum Bahnhof gehen und fragen, ob sie nicht nachmittags einen Gepäckträger brauchen können.

Schlag dir das bloß aus dem Kopf, sagt Mama. Da schleppst du den ganzen Tag Koffer bis zum Gehtricht, und hinterher hast du Malesche mit dem Rücken, nein, mach das bloß nicht.

Aber weil Paul keine Ruhe gibt, erzählt Mama es ihren Kolleginnen bei Thomann, und die geben ihr den Tipp, mal bei den Blumengeschäften anzufragen, weil die oft über Fleurop Bestellungen zum Ausliefern kriegen, und es gibt viele Jungs, die sich auf diese Weise Geld verdienen. Als Paul seine Schulaufgaben erledigt hat, muss er sich saubere Sachen anziehen, die Haare kämmen und die Hände waschen. Mama schneidet ihm noch die Fingernägel, und dann gehen beide zum Blumengeschäft Nothelfer, gleich hinter dem Altpörtel. Als sie zurückkommen, strahlt Paul mich an und sagt, er ist jetzt Botenjunge bei Nothelfer mit einem richtigen Dienstfahrrad. Er kriegt drei Mark Stundenlohn, und das Trinkgeld darf er behalten. Mama sagt, Paul macht das nur zweimal in der Woche und auch nur bis sechs Uhr, und wehe, wenn er sich in der Schule verschlechtert, dann ist Feierabend damit, kapito?

Pauls Dienstfahrrad ist groß und schwer und schwarz lackiert, und unter dem Sattel hängt Reklame für Nothelfer. Vor dem Lenker ist ein großer Metallkorb befestigt, in dem die Blumen transportiert werden. Wohin er die Blumen bringen muss, steht auf dem Briefumschlag, der zu jeder Blumensendung gehört, und wo das ist, schaut er sich vorher auf dem großen Stadtplan an, der im Geschäft hängt. Paul sagt, dass die Aufträge fast immer für Frauen oder Mädchen sind, und manchmal liegen sie auch im Krankenhaus, aber wenn sie zuhause sind, geben sie sehr oft fünfzig Pfennige oder eine Mark Trinkgeld.

Ich würde auch gern für Nothelfer Blumen austragen, aber dafür muss man vierzehn Jahre alt sein. Ich bin erst neun, und das Dienstfahrrad ist viel zu groß für mich. Wenn ich ein eigenes kleines Fahrrad hätte, könnte ich wenigstens so tun, als wäre ich Botenjunge. Ich könnte kreuz und quer durch Speyer fahren und mir dabei die Straßennamen einprägen und wäre dadurch auf meinen Beruf vorbereitet. Also werde ich mir zum Geburtstag ein Fahrrad wünschen.

An einem Samstagnachmittag darf ich Hansi Sprehn zuhause besuchen. Seine große Schwester liest die „Bravo“, und als ich sie frage, ob sie vielleicht alte Hefte hat, die sie nicht mehr braucht, schenkt sie mir einen ganzen Stapel. Paul macht große Augen, denn ihm schenkt niemand alte „Bravos“, wo sogar noch der Starschnitt mit dem Kopf von Rock Hudson und dem Revolverhalter von Robert Fuller drin ist. Alle Hefte sind interessant, auch die Auskünfte von Harry Fix. An ihn muss man schreiben, wenn man wissen will, ob Ruth Leuwerik verheiratet ist, wann Horst Buchholz seinen nächsten Film dreht, wo Martin Lauer wohnt oder wie der Hund von Rex Gildo heißt. Ich hätte Lust, auch einmal an Harry Fix zu schreiben,

aber die einzige Frage, die mir einfällt, nämlich wann Gitte und Rex endlich heiraten, ist schon beantwortet, und zwar von Gitte: Nie.

Harry Fix kennt auch die Adressen, an die man schreiben muss, wenn man ein Autogramm haben will. Paul hat echte Autogramme von Peter Kraus, Conny Froboess und Liselotte Pulver, aber er weiß nicht, ob sie echt sind oder gefälscht, weil er sie günstig gegen seine Fußballbilder von Eintracht Frankfurt eingetauscht hat. Er hat auch eins von Elvis Presley, wo die Unterschrift nur gedruckt ist, und dadurch ist es praktisch nichts wert. Ich werde nur echte Autogramme sammeln, die ich mir bei den Stars selbst besorge, indem ich ihnen einen höflichen Brief schreibe und, wie Harry Fix empfiehlt, Rückporto beilege. Für die meisten Stars reicht eine Zwanzigpfennig-Briefmarke, weil sie einen Autogrammversand in Kassel (wie die Animals) oder einen Fanclub in Gelsenkirchen haben (wie Pierre Brice), aber John Wayne hat nur eine Adresse in Amerika: 4250 Louise Avenue, Encino, California, USA. Harry Fix rät, bei Adressen im Ausland unbedingt einen Internationalen Antwortschein mitzuschicken, den die Stars dann bei sich zuhause gegen ihre eigenen Briefmarken eintauschen können. Auf der Post gibt es ihn für 1 Mark zu kaufen.

Für 1 Mark bekommt man fast zwei „Fix und Foxi“. Aber mit einem Autogramm von John Wayne würde ich Papa bestimmt beeindrucken, denn er ist sein Lieblingsschauspieler. Ein paar Mal hat er Wildwestromane nur deshalb gekauft, weil John Wayne auf dem Umschlag abgebildet war, obwohl die Verfasser der „Andy-Western“ komische Namen trugen wie F. G. Rabone oder Ward Brothers. Sehr schnell hat sich herausgestellt, dass die Romane großer Mist sind und die Filmfotos mit John Wayne nur als Köder benutzt wurden. Aber Papa ist bestimmt nicht als Einziger darauf hereingefallen.

Auf der Post neben dem Altpörtel kaufe ich einen Internationalen Antwortschein, und Paul schreibt mir englische Sätze auf, die ich für alle Stars in Amerika verwenden kann: Dear Mister, please send me your autogramm. Thank you. Respectfully. Genau das schreibe ich nach Kalifornien und hoffe, dass John Wayne mir sein Autogramm schickt.

Wochenlang höre ich nichts und glaube schon, dass er mich vergessen hat, aber dann kommt doch eine Postkarte aus Los Angeles, auf der John Wayne an großen Kakteen vorbei durch die Wüste marschiert, in der einen Hand seinen Sattel, in der anderen sein Gewehr. Es muss sehr heiß sein, denn dem Collie-Hund an seiner Seite hängt die Zunge aus dem Hals. Bestimmt ist gerade sein Pferd verdurstet und er hat ihm den Gnadenschuss geben müssen.

John Waynes Unterschrift steht in der Ecke, mit einem langen Wort darüber, das ich nicht entziffern kann, weil es amerikanisch ist. Paul meint, dass es Goodfuck heißen könnte, was wahrscheinlich soviel bedeutet wie herzliche Grüße. Das Autogramm ist leider nur gedruckt und deshalb nicht so viel wert wie ein echtes, aber wahrscheinlich kriegt John Wayne jeden Tag einen Haufen Autogrammwünsche aus aller Welt und will auf keinen Fall riskieren, wegen einem Schreibkrampf das nächste Filmangebot absagen zu müssen. Deshalb hat er auch aus meinem Brief die Absenderangabe einfach ausgeschnitten und mit Tesafilm auf

die Postkarte geklebt. Vielleicht konnte er aber auch bloß meine Schrift nicht lesen. Als ich Papa am Abend triumphierend das Autogramm zeige, dreht er es hin und her, schüttelt den Kopf und sagt, dass es ein Wunder ist.

Weil das mit John Wayne so gut geklappt hat, schreibe ich auch an meinen Lieblingsschauspieler Robert Fuller, 8966 Sunset Boulevard Hollywood 69, California. Den Brief unterschreibe ich diesmal nicht mit Respectfully, sondern mit Goodfuck, das habe ich mir von John Wayne abgeschaut.

Außerdem schreibe ich einen Brief an Rolf Kauka, den Herausgeber von „Fix und Foxi“ in Grünwald bei München, aber nicht wegen einem Autogramm, sondern weil ich eine Entdeckung gemacht habe, die ich ihm sofort mitteilen muss. Wenn man nämlich die streichholzschachtelgroßen Titelbilder, die es neuerdings in jedem „Fix und Foxi“-Heft als Vorankündigung der nächsten Nummer gibt, sauber ausschneidet, passen je drei auf eine Klopapierrolle, die dann aussieht wie eine Mini-Litfaßsäule.

Als Paul am Abend ins Bett kommt, bin ich noch wach und erzähle ihm von meinem Brief an Rolf Kauka und dass ich Angst habe, dass er meine Entdeckung nicht zu würdigen weiß oder, noch schlimmer, mir die Idee einfach stiehlt und unter seinem Namen herausbringt. Paul meint, das Risiko besteht. Er hat heute sieben Aufträge ausgeliefert, und der letzte ist in der Heydenreichstrasse gewesen. Er hat zweimal geklingelt und ist dann in eine Wohnung gegangen, wo eine Frau im Nachthemd aufgerichtet im Bett saß, und er hat ein Stück von ihrem Busen sehen können. Als er sagte, er kommt von Nothelfer und hat einen Blumenstrauß abzugeben, hat sie sich gefreut und er hat den Briefumschlag öffnen und die Karte vorlesen müssen, und darin stand, dass Mutti bitte bald wieder gesund werden soll, und dann hat die Frau angefangen zu weinen und hat die Hand ausgestreckt und ihn an sich gezogen und ihn umarmt, und er hat ihren Busen gespürt, und dann hat er sich aus ihrem Portemonnaie ein Fünfmarkstück nehmen dürfen. Zum Abschied hat er ihr die Hand gegeben und sich bedankt und sie hat ihn wieder an sich gezogen und umarmt, und er hat ihren Busen wieder gespürt und es sei eigentlich sehr schön gewesen. Er sagt, heute hat er an Stundenlohn neun Mark bekommen plus 9,50 Mark Trinkgeld, und dann lässt er mich seine braune Spardose in der Hand halten, die schon ganz schwer ist, weil so viele Ein- und Zweimarkstücke und sogar Fünfmarkstücke darin sind, und wenn das so weitergeht, kauft er sich mit sechzehn ein Moped.

Ein paar Tage später kriege ich tatsächlich Antwort von der „Fix und Foxi“-Redaktion in Grünwald bei München, aber nicht von Rolf Kauka, sondern von einer Frau Winter, die sich im Namen von Rolf sehr herzlich für meinen Vorschlag bedankt. Sie schreibt, dass Rolf oft Briefe von Kindern bekommt mit Vorschlägen, was man alles mit den Mini-Titelblättern machen kann, aber die Idee, sie auf Klopapierrollen zu kleben, hat noch keiner gehabt, und als kleine Anerkennung schickt sie mir mit getrennter Post einen hübschen Fahrradwimpel. Dabei habe ich doch gar kein Fahrrad, aber das können sie in Grünwald bei München nicht wissen.

Papa bekommt auch Post. Nicht vom Erich Pabel Verlag in Rastatt, wo die Wildwestromane von Robert Ullman erscheinen und auch „Fix und Foxi“, sondern

vom Martin Kelter Verlag in Hamburg. An guten Westernromanen, schreiben sie, sind sie immer interessiert. Papa meint, dass er gute Aussichten hat, ins Programm reinzurutschen, und deshalb will er jetzt mal einen Schlag reinhauen.

Mama hat ebenfalls Neuigkeiten. Sie sagt, dass es vielleicht eine Möglichkeit gibt, dass sie wieder als Lehrerin arbeiten kann, wie in der Ostzone, aber dafür müssten wir wieder umziehen. Papa meint, daraus wird nichts, weil man hier keine Ostzonenlehrer haben will, aber Mama sagt, in Deutschland herrscht Lehrermangel bis zum Gehtnichtmehr und in Nordrhein-Westfalen ganz besonders. Es gibt sogar extra einen Verein für die ehemaligen Ostzonenlehrer, von denen es schon wieder viele in den Schuldienst geschafft haben. Ihre Freundin Christel will ihr dabei helfen, und das ist Gold wert. Leider sind Mamas Zeugnisse alle weg, weil sie bei der Flucht nur ganz wenig mitnehmen konnte, aber eventuell kann sie die Zeugnisse ersetzen, wenn jemand an Eides statt bezeugt, dass alles seine Richtigkeit hat, zum Beispiel ihr alter Rektor in Ludwigslust, der auch geflüchtet ist und heute im Ruhrgebiet wohnt. Sie hofft nur, dass er nicht gestorben ist, weil er schon damals ein älterer Herr war. Das Beste wird sein, sie fährt für ein paar Tage zu Christel nach Neuß und versucht mit ihrer Hilfe rauszukriegen, wo er abgeblieben ist. Außerdem kann sie Christel in die Schule begleiten und ihr beim Unterrichten zuhören, damit sie schon mal sieht, wie das heute ist als Lehrerin. Sie will sich zwei Wochen Urlaub nehmen und hofft, dass sie nicht so lange braucht.

Na denn viel Spaß, sagt Papa, aber seine Stimme klingt nicht so, als ob er es ernst meint.

Im Herbst habe ich Geburtstag, und als ich am Sonntagmorgen ins Wohnzimmer komme, wo meine Geschenke aufgebaut sind, ist da kein Fahrrad und Paul meint, dass mir die Enttäuschung ins Gesicht geschrieben ist. Ich bekomme einen Karl-May-Kalender mit Bildern aus „Winnetou I“ und „Old Shatterhand“ und einen Matchbeutel, in den ich meine Sachen stecken kann, wenn wir Turnen haben. Der Beutel ist aus weißem Stoff mit einem Gummiband zum Zuziehen, und Mama hat darauf Lupo gestickt, wie er als Olympiakämpfer über eine Hürde springt. Das hat sie von einem „Fix und Foxi“-Titelbild übernommen, und jetzt weiß ich, warum sie sich neulich meine neuesten Hefte ausgeliehen hat. Dann ist da noch ein großer Karton, in dem aber nur ein ganz kleiner Karton ist, und darin ist ein winziges Schächtelchen. Als ich es aus dem Geschenkpapier ausgewickelt und geöffnet habe, liegt ein kleines Plastikfahrrad darin, wie man es im Verkehrsmagnetspiel benutzt. Ich weiß schon Bescheid, noch bevor ich den beigelegten Zettel gelesen habe: Schau mal im Keller! Mein Traum ist erfüllt worden, und vor Freude hüpfte ich im Zimmer herum.

Mama verrät mir, dass das Fahrrad nicht neu ist. Sie hat es nebenan im Fahrradgeschäft gekauft, wo es nach einer Reparatur nicht mehr abgeholt worden ist, und die nette Frau Rausch, der das Geschäft gehört, hat es ihr zum Preis von der Reparatur verkauft.

Am Nachmittag probiere ich mein Fahrrad aus und fahre zum Feuerbachpark, aber als mir ein Mann entgegenkommt, drehe ich um und fahre lieber ein bisschen zwischen Altpörtel und Schulplätzchen herum, und noch bevor es anfängt, dunkel zu werden, bin ich wieder zuhause, damit es mir nicht so geht wie Timo Rinnelt, der noch nach Einbruch der Dunkelheit draußen gespielt hat und dessen Eltern jetzt 15.000 Mark an die Entführer zahlen sollen, sonst bleibt er gefangen. Das ist schon fast ein Jahr her, aber immer noch hängt sein Bild bei der Polizei im Schaufenster und auch in der Post.

Vor dem Einschlafen stelle ich mir manchmal vor, ich bin Timo Rinnelt und liege gefesselt in einem dunklen Keller. Dafür schlage ich die Bettdecke zurück, kreuze meine Arme hinter dem Rücken und bleibe in dieser Stellung, bis mir kalt wird und ich anfangen zu frieren. Da beißt mir mein treuer Collie Bessy die Fesseln durch, und ich kann entkommen und mich an sicherer Heimstätte aufwärmen, wofür ich wieder unter die mollige Bettdecke schlüpfen und mich in meine Matratzenmulde kuscheln. Dann wieder ist meine Matratze ein Floß, auf dem ich, mit Ledergurten zur Unbeweglichkeit verdammt, den Rio Grande heruntertreibe, über gefährliche Stromschnellen hinweg. Erst in allerletzten Moment gelingt es mir, mich zu befreien, und mit einem tollkühnen Sprung rette ich mich ans Ufer, bevor mein Floß zwischen zwei Felsen zerschellt. Die Entführer halten mich für tot.

Für den Fall, dass mich mal wirklich jemand entführen will, zum Beispiel indem er mich unter dem Vorwand, meine Mutter müsse mich dringend sprechen, überredet, mit ihm zu kommen, habe ich mit Mama einen Geheimcode verabredet. Ich habe sogar für den Fall vorgesorgt, dass der Entführer behauptet, Mama hätte ihm zwar den Code verraten, aber er hätte ihn vergessen. Dann werde ich absichtlich einen falschen Code sagen. Wenn er dann behauptet: Genau das hat deine Mutter gesagt, dann weiß ich, dass er lügt.

Mama hat die Brocken bei Schreibwaren Thomann hingeschmissen. Sie hält es einfach nicht mehr aus, weil Frau Thomann so gemein zu ihren Angestellten ist. Von ihren alten Kolleginnen ist auch kaum noch eine da. Sie hat aber schon eine neue Stelle, in der Lederwarenabteilung der Kaufstätte, und zwar ab Freitag. Es kann vorkommen, sagt sie, dass sie mittags nicht zuhause ist, das ist nicht schön, aber lang kann es sowieso nicht mehr dauern, dann kommt die Nachricht vom Ministerium in Nordrhein-Westfalen.

Sie kommt kurz vor Weihnachten, aber sie wird behandelt wie ein Geheimnis. Paul findet den Brief nur, weil er auf der Suche nach unseren Geschenken den Kleiderschrank im Schlafzimmer durchwühlt hat. In dem Brief steht, der Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen hat Mamas Einstellung in den Schuldienst mit Beginn des nächsten Schuljahres für zunächst neun Monate auf Probe zugestimmt.

Wir überlegen, was das bedeutet. Werden wir Ostern wieder umziehen? Oder geht Mama alleine nach Nordrhein-Westfalen und wir drei bleiben hier? Beides finden wir doof.

Am Ersten Weihnachtstag liest uns Papa ein Stück aus seinem Western vor, von dem er schon über hundert Seiten auf seiner alten Underwood-Schreibmaschine getippt hat. Er sagt, wir sollen uns vorstellen, dass sein Roman von zwei Freunden handelt, die sich so nah wie Brüder sind. Der eine ist ein Weißer, Daniel Roy, der mit einem Stamm der Pawnee-Indianer auf Büffeljagd ist, der andere ein Sioux-Halbblut, Tornado Pat. Plötzlich greifen die Sioux unter Führung des Häuptlings Spotted Weasel die Pawnee an. Daraufhin holt Pat die US-Kavallerie zu Hilfe. Er wendet sich damit also gegen sein eigenes Volk. Aber Daniel und er sind eben Partner, in jeder Not und Gefahr.

Papa räuspert sich, setzt seine Brille auf, die er nur zum Lesen braucht, und fängt an, vorzulesen.

Als Daniel sich umsieht, erkennt er, dass hinter ihm der Kampf schon zu Ende ist. Und vor ihm stehen die Sioux. Sie sehen auf Spotted Weasel, der nach einem heiligen Ritual alle Waffen ablegt und sich für den letzten Kampf fertig macht. Der junge Häuptling wählt nur das Messer. Aber da hört man schon die Trompeten der Armee, Sekunden später das Donnern der Hufe. Die Schwadron greift an.

Allen vorweg reitet Pat. Mit einem Blick erkennt er, was Spotted Weasel beabsichtigt, fliegt aus dem Sattel und reißt noch im Sprung sein Gewehr mit. Sobald er den Boden berührt, gibt er einen Warnschuss auf Spotted Weasel ab.

„Verräter!“ schreit Spotted Weasel voller Verachtung und lässt sich blitzschnell fallen. Als er sein Gewehr auf Pat einschwenkt, richtet auch dieser den Lauf auf seinen Gegner.

„Stirb, du Hund von Verräter“, ruft Spotted Weasel und schießt. Und nun muss auch Pat schießen.

Zwei Gewehre krachen zur gleichen Zeit. Aber in der Sekunde vor den Schüssen wirbelt Daniel auf Pat zu. Er schlägt den Lauf von dessen Waffe nach oben, so dass die Kugel jaulend in die Luft fährt, und versucht noch, den Partner nach rechts zu reißen, als ihm das tödliche Blei aus Spotted Weasels Gewehr in die Seite fährt und nahe des Herzens stecken bleibt.

Papas Stimme, heiser wie immer, gerät an dieser Stelle ins Schwimmen, aber er liest weiter, eine Spur lauter und ein bisschen stockend, wie wenn er einen Frosch im Hals hätte.

Daniel hat noch drei Minuten auf dieser Welt. Sein Partner und sein Gegner knien gemeinsam neben ihm und versuchen sein Leben zu erhalten.

Ja, auch Spotted Weasel hat nun begriffen, was es bedeutet, einen Partner –

Weiter kommt Papa nicht. Plötzlich zischt er ganz laut, wie wenn er plötzlich niesen musste, ein lauter Schluchzer lässt seinen Kopf auf die Brust sinken und seine Schultern zucken, und dann schirmt er seine Augen mit der Hand ab. Papa ist in Tränen ausgebrochen. Er weint über seine eigene Geschichte, in der sich Daniel Roy für seinen Partner Tornado Pat geopfert hat.

Schon steht Mama auf und geht zu ihm. Ich schaue hinüber zu Paul, aber Paul starrt ganz betreten auf seine Puschen. Mir ist es auch peinlich. Wir haben Papa noch nie weinen sehen. Und wir haben Mama noch nie jemand anders trösten sehen als kleine Kinder. Jetzt nimmt sie Papa in den Arm, streichelt ihn und sagt zu uns: Euer Vater ist zu weich. Und dann sagt sie noch, dass wir Papa jetzt alleine lassen sollen.

In Religion diktiert uns Fräulein Tirschmann einen Neujahrs-Glückwunsch: Das ist der Wunsch zum Neuen Jahr: Komm, liebster Jesus, mach es wahr! Soll dieses Jahr das letzte sein, so führ uns in den Himmel ein!

Am nächsten Morgen habe ich Fieber, und Mama lässt mich nicht zur Schule gehen. Sie würde gern bei mir bleiben, aber in der Kaufstätte ist Winterschlussverkauf und ihre Kollegin ist krank und sie ist jetzt ganz alleine in der Abteilung. Sie macht eine Dose Pfirsiche auf, gießt den Saft in ein Glas und stellt es auf meinen Nachttisch. Sie sagt, um halb zwei kommt Paul aus der Schule, und ich soll im Bett bleiben und mich immer gut zudecken.

Als sie gegangen ist, schlafe ich noch ein bisschen, dann lese ich in dem Buch, das mir Tante Hilde zu Weihnachten geschenkt hat. Zwischendurch trinke ich von dem Pfirsichsaft. Mir ist furchtbar langweilig, und außerdem schwitze ich unter der Bettdecke, und deshalb stehe ich auf und gehe ins Wohnzimmer, um Schallplatten zu hören.

Am Nachmittag bringt der Postbote ein Telegramm von Onkel Georg, in dem steht, dass am Sonntag Tante Käthe gestorben ist. Ich kenne Tante Käthe nicht, aber Paul sagt, es ist die Schwester von Omi und von Onkel Georg und sie war ein bisschen plemplem und hat im Heim gelebt, erst in Bethel und dann in Badbergen.

Mama sagt, dass es ihr leidtut, aber sie muss bei der Beerdigung parat sein, weil Onkel Georg das so möchte. Es passt ihr gar nicht, mitten im Winterschlussverkauf, aber es ist nun mal nicht zu ändern.

Am Dienstag geht sie noch bis mittags zur Arbeit, dann kommt sie kurz nach Hause, misst mein Fieber, bettet mich auf das Sofa im Wohnzimmer um, damit sie das Kinderzimmer gründlich lüften kann, stellt mir einen Teller mit kleingeschnittenem Marmeladenbrot und ein Glas Pfirsichsaft hin und sagt, sie muss nochmal in die Stadt, um alles für die Beerdigung zu besorgen, Trauerkleidung und Blumen, und um sechs geht schon mein Zug. Aber bald kommt Paul aus der Schule, und am Abend ist Papa ja wieder da. Und übermorgen bin ich schon wieder zurück.

Ich schlafe ein und träume wirres Zeug, Buchstaben, Zahlen, Farben, und dabei rauscht es in meinen Ohren. Ich wache auf, in der Wohnung ist es still, draußen ist es dunkel. Mir ist heiß, ich strample meine Bettdecke nach unten, ich trinke einen Schluck Pflirsichsaft, dann schlafe ich wieder ein.

Vom Flur fällt Licht ins Zimmer, Papa kommt herein, fühlt mir die Stirn, murmelt So ein Heinrich und trägt mich zurück ins Kinderzimmer. Ich bin ganz heiß, aber mein Bett ist schön kühl. Papa zieht mir die Bettdecke bis zum Kinn und geht hinaus.

In der Nacht rüttelt Paul mich wach und sagt, ich rede wie ein Maschinengewehr, ich soll damit aufhören, er kann nicht einschlafen.

Es ist heller Morgen, ich bin allein im Zimmer, am Bett steht ein Teller mit Apfelsinenstückchen, sie sind ein bisschen eingetrocknet. Ich kaue auf ein paar herum, spucke den Rest wieder auf den Teller. Es wäre schön, wenn jemand bei mir wäre, aber Mama ist auf der Beerdigung, Papa im Anker und Paul in der Schule. Ich stehe auf und tapse ein bisschen im Zimmer umher. Ich bringe Mungo und meine anderen Stofftiere ins Wohnzimmer und setze sie auf das Sofa, weil ich mit ihnen Weihnachten feiern will. Aus der Küche hole ich eine Schachtel Streichhölzer und zünde den Adventskranz mit den fast heruntergebrannten Kerzen an. Dann setze ich mich gegenüber in den Sessel.

Das eine Auge vom großen Teddy ohne Namen leuchtet. Ich nehme den Teddy auf den Schoß, um mir das Auge anzusehen. Vielleicht ist es ein magisches Auge, wie beim Radio. Jetzt leuchtet das Auge nicht mehr. Bestimmt hat es sich ausgeschaltet. Ich versuche es wieder einzuschalten, indem ich es drehe, und auf einmal habe ich es in der Hand. Ich betrachte das Auge. In Freudenstadt hat uns einmal Pauls Freund Siegfried zum Schlachthof geführt, wo sein Vater arbeitete. Zu dritt schlichen wir uns an ein großes Fenster, durch das wir nach unten in die Schlachthalle sehen konnten. Zwei Arbeiter mit steifen Schürzen führten an einer Leine ein Kalb herein. Der eine drängte sich von der Seite an das Kalb und hielt ihm einen Apparat an die Stirn. Es gab einen Knall und das Kalb brach zusammen. Der andere Arbeiter legte dem Kalb Schlingen um die Füße, zog es hoch und stach ihm mit einem langen Messer in den Hals. Blut spritzte und floss in eine große Wanne. Wie auf Kommando fingen Paul und ich an zu schreien. Die beiden Arbeiter schauten verdutzt zu uns nach oben. Der eine brüllte irgendetwas zu uns hoch, der andere griff in eine Schüssel und schmiss etwas mit Wucht in unsere Richtung, das gegen die Glasscheibe klatschte. Wir rannten, als ginge es um unser Leben. Später, als wir vom Schlachthofgelände runter waren, stehen blieben und nach Luft schnappten, sagte Siegfried: Es ist ein Auge gewesen.

Ich werfe das Teddyauge gegen die Fensterscheibe. Es macht Ping, aber kleben bleibt das Auge nicht. Ich rutsche auf dem Teppich herum, aber das Auge bleibt verschwunden. Ich setze den einäugigen Teddy ohne Namen wieder zu den andern auf das Sofa und hole aus der Küche eine Wunderkerze, die von Silvester übrig ist. Ich zünde sie an einer Kerze vom Adventskranz an. Es knistert, es wird gleißend hell, Funken sprühen mit lautem Geräusch. Ich halte die Wunderkerze hoch über meinen Kopf. Bald wird es sehr heiß an meiner Hand und ich kann die

Wunderkerze nicht mehr halten. Ich werfe sie in eine Ecke vom Zimmer. Sie fällt von der Wand auf den Boden, brennt noch ein kleines bisschen weiter und erlischt. Ich hebe die Wunderkerze vorsichtig hoch und sehe, dass der Fußboden darunter ein bisschen geschmolzen ist. Ich bringe die Wunderkerze in die Küche und stecke sie tief in den Mülleimer, so dass man sie nicht gleich sieht. Ich puste die Kerzen im Wohnzimmer aus. Ich mache die Fenster im Wohnzimmer auf, damit man den Geruch vom Feuer nicht riecht. Ich trage Mungo, Orsi, Leo, Leandros, Perry, Zorro und den großen Teddy ohne Namen wieder zurück ins Kinderzimmer und gehe wieder ins Bett.

Paul weckt mich. Er fragt, warum die Fenster im Wohnzimmer auf sind, draußen ist es saukalt. Ich kriege keine Antwort zustande. Ob ich vielleicht Musik hören will. Ich sage, Ist mir egal. Er geht rüber ins Wohnzimmer, und ich höre, wie er das Radio an der Musiktruhe einschaltet, weil er dann besser Hausaufgaben machen kann. Ich schlafe wieder ein und träume komische Sachen. Wieder habe ich dieses Rauschen in den Ohren.

Papa kommt herein, klemmt mir das eiskalte Fieberthermometer in die Achselhöhle, holt es nach einer Weile wieder heraus und murmelt irgendwas vor sich hin. Dann nimmt er mich auf den Arm und trägt mich in ein anderes Zimmer. Es ist schön, getragen zu werden. Ich schlafe, ohne zu wissen, wo ich bin.

Irgendwann werde ich geweckt. Mama? Ich zwinkere mit den Augen, denn das Licht blendet mich. Papa und eine fremde Frau stehen vor meinem Bett. Papa sagt, das ist Frau Dr. Wolter, sie gibt mir jetzt eine Spritze gegen das Fieber, ich soll mich mal auf den Bauch legen. Ist mir egal, sage ich. Papa dreht mich auf den Bauch und zieht meine Schlafanzughose herunter. Ich kriege einen Stich in die Pobacke, und dann brennt es an der Stelle ein bisschen. Papa dreht mich wieder herum. Ich hab Durst, sage ich. Papa richtet mich auf und hält mir ein Glas mit süßem Saft an den Mund. Ich trinke ein bisschen, dann nimmt er mir das Glas weg und ich lege mich wieder hin.

Als ich aufwache, ist es hell. Ich liege im Kinderzimmer. Ich höre Geräusche aus der Küche. Ich rufe Mama. Ich muss dreimal rufen, dann kommt Papa. Er hat ein Abtrockentuch über der Schulter. Er sagt, Mama kommt heute Nachmittag wieder, und bis dahin bleibt er bei mir. Das ist schön.

Dienstag nach Ostern geht Mama zum letzten Mal zur Kaufstätte; am Mittwoch machen wir uns auf den Weg nach Neuß. Weil Papa arbeiten muss, bringt Paul Mama und mich zum Bahnhof. Zu dritt schleppen wir zwei Taschen und einen Koffer auf den Bahnsteig. Ich trage außerdem meinen Schulranzen, den Mama für mich gepackt hat. Pürrie bleibt in Pauls Obhut. Ich habe ihm einen Zettel geschrieben, damit er nicht vergisst, ihn zu füttern. Dafür habe ich Mungo dabei. Ich wollte auch noch Perry mitnehmen, aber Mama meint, ein Stofftier ist genug.

Wir fahren erst nach Mannheim und dann mit dem D-Zug nach Köln. Lange geht es dicht am Rhein entlang.

Mama, warum fahren wir beide alleine nach Neuß?

Weil Papa noch im Anker arbeiten und Paul zur Schule gehen muss.
Aber ich muss doch auch zur Schule gehen.

Hör mal zu, Jakob. Ihr beide, das würde den Papa überfordern. Ihr wärt den ganzen Tag euch selbst überlassen und würdet euch bloß streiten.

Und wieso darf Paul dann nicht mit nach Neuß?

Weil wir in der kleinen Wohnung nicht zu dritt wohnen können. Und auf die Schule können wir auch nicht zu dritt gehen, weil es nur eine Volksschule ist.

Und warum können wir nicht in einer größeren Wohnung –

Weil wir uns das nicht leisten können. Jetzt sei doch nicht so ungeduldig, Bürschlein. Schau mal lieber nach rechts, das ist Burg Katz, und ein Stückchen weiter kommt Burg Maus.

Ich würde sehr gern ein bisschen herumphüpfen, denn wir sind ganz allein im Abteil, aber Mama lässt mich nicht. Stattdessen muss ich wieder aus dem Fenster gucken, weil da die Feindlichen Brüder zu sehen sind, wieder zwei Burgen, und die eine hat einem Heinrich gehört und die andere einem Konrad, und verfeindet haben sie sich wegen einem Mädchen. Beide haben es geliebt, aber nur Konrad durfte es heiraten. Bei dem Mädchen denke ich an Gunda Schickedanz, aber wegen der würde ich mich mit Paul bestimmt nicht streiten.

Dann sind wir auch schon bald in Koblenz und in Bonn. Mama sagt, dass hier die Regierung sitzt, mit Bundeskanzler Erhard. Inzwischen hat es angefangen zu regnen, und man kann kaum noch etwas von der Landschaft erkennen. In Köln müssen wir aussteigen und mit einem kleineren Zug noch eine halbe Stunde bis Neuß fahren. In der Zwischenzeit würde ich gern mit Mama ins Ali-Kino gehen, aber sie sagt, dafür reicht die Zeit nicht, nur für eine Bockwurst mit Brötchen.

In Neuß angekommen, schleppen wir unser Gepäck die Bahnsteigtreppe herunter. Dann zeigt Mama nach links zum Hinterausgang: Da lang. Regen fällt in feinen Striemen. Mama spannt einen Schirm auf und lässt mich darunter schlüpfen. Wir überqueren eine Straße mit Straßenbahnschienen und gehen durch eine dunkle Passage. Vor einer großen Straße mit Kopfsteinpflaster bleibt Mama stehen und stellt den Koffer und die große Tasche neben sich ab. Das ist die Neußer Hauptstraße, sagt sie. Dann zeigt sie auf die Straßenecke gegenüber und sagt: Und das ist die Kapitelstraße. Gleich sind wir da.

5 Geheimnisse

Die Wohnung besteht aus einem einzigen Zimmer mit einem großen Teppich und ganz wenigen Möbeln. Es gibt weder Küche noch Bad, aber Mama sagt, das brauchen wir auch nicht, wir haben ein Waschbecken, und das Klo ist eine halbe Treppe tiefer.

Das Zimmer hat ein schmales, hohes Fenster, durch das man auf die Straße schauen kann. Davor stehen eine Liege mit roter Auflage, zwei kleine Sessel, ein niedriger Tisch und eine Stehlampe, und an der Wand gegenüber noch ein großer Kleiderschrank mit drei Türen.

Ich setze mich in einen der Sessel und schaue zu, wie Mama den Koffer und die Taschen auspackt. Als erstes holt sie den Beutel mit unserem Reiseproviand heraus und sagt, Das ist unser Abendbrot. Dann legt sie eine dicke Decke, Bettzeug und Schlafanzüge auf die Liege, hängt zwei Handtücher auf und stellt unser Zahnputzzeug auf die Ablage über dem Waschbecken. Den Rest verstaut sie im Kleiderschrank. Die Taschen legt sie in den Koffer, und den Koffer schiebt sie oben auf den Kleiderschrank. Meinen Schulranzen stellt sie neben das Sofa. Danach breitet sie eine Serviette auf dem Tisch aus und sagt, ich soll mich zum Essen neben sie setzen. Es gibt belegte Brote und für jeden eine Tüte Sunkist.

Nach dem Essen verwandelt Mama das Sofa in ein Bett und bezieht es mit der mitgebrachten Bettwäsche. Ich muss mir die Zähne putzen und den Schlafanzug anziehen, und dann sagt Mama, jetzt zieht sie sich aus, und deshalb soll ich solange in den Schrank gehen. Ich sage, ich kann doch auch die Augen fest zumachen oder mich in die Ecke stellen, wie bei Fräulein Tirschmann, zur Strafe, weil ich im Unterricht geschwätzt habe, aber Mama sagt, der Kleiderschrank ist so groß, und es dauert ja auch nicht lange, und sie schließt die Tür auch nicht ab.

Als Mama mich ruft, dass ich rauskommen kann, liegt sie schon im Bett und hat den Finger am Schalter von der Stehlampe. Ich schlüpfte zu ihr unter die Bettdecke und gebe ihr einen Kuss. Es war ein schöner Tag, viel schöner, als ich dachte. Und ich bin auch gar nicht traurig, dass Papa und Paul nicht bei uns sind.

Am nächsten Morgen gehen wir zum Bahnhof und fahren zum ersten Mal zu unserer Schule nach Norf. Mama hat eine große Tasche dabei und ich meinen Tornister.

Auf der Zeppelin-schule in Speyer waren nur Jungen, getrennt nach Katholiken und Evangelischen. Auf der Geschwister-Scholl-Schule in Derikum sind Mädchen und Jungen zusammen in einer Klasse, und das ist schön, denn Mädchen sind wie süße Vögelchen, zierlich und scheu, jedenfalls die meisten. Viele haben Piepsstimmen, manche gackern wie Hühner und schnattern wie Gänse. Ihre langen Haare haben etwas von Gefieder, selbst ihre Beine, nackt unter den kurzen Röcken, erinnern an Vögel. Auf dem Schulhof heißen sie Weiber. Sie haben ihre eigenen Spiele, hüpfen in Kästchen herum, die sie mit Kreide auf den Boden gemalt haben,

oder springen über Gummibänder. Sie sind auch anders angezogen, haben andere Frisuren, manche tragen eine Halskette oder einen Ring. Viele haben schon ein bisschen Busen, aber das ist ihr Geheimnis.

Ich fände es gut, wenn ich mal ein Mädchen ohne was an in Ruhe betrachten könnte, weil dann das Geheimnis gelüftet wäre, aber eine Gelegenheit dazu war noch nicht da. Nirgendwo gibt es Ganznackte, höchstens Halbnackte. Im Gemäldequartett, das uns Omi geschenkt hat, gibt es eine Karte mit der büßenden Magdalena, die in einem Buch liest und vorne oben ganz nackt ist, aber sie liegt halb auf dem Bauch, und das Quartett ist nur in Schwarzweiß.

Ich komme in die Klasse von Herrn Kollmeyer, die ungefähr zur Hälfte aus Fünftklässlern besteht. Mama hat eine eigene vierte Klasse. Wenn wir Religion haben, gehen ich und die anderen Evangelischen aus unserer Klasse zu Mama, und die Katholischen aus ihrer Klasse gehen zu Herrn Kollmeyer. Singen haben wir auch bei Mama, weil Herr Kollmeyer das nicht unterrichtet und Mama ein As in Musik ist. Einige Kinder sagen zu Mama Frollein, weil sie denken, Frollein ist ein anderes Wort für Lehrerin, so wie Doktor für Arzt, und Heidi Koch glaubt, dass es toll ist, Sohn vom Frollein zu sein. Dabei tut Mama im Unterricht immer so, als wäre ich nicht ihr Sohn, sondern ein ganz normaler Schüler. Außerdem gibt es Kinder, die mich extra deswegen ärgern, weil ich der Sohn der Lehrerin bin.

Nach der Schule muss ich noch ein bisschen auf Mama warten, und solange darf ich auf dem Schulhof mit den Kindern vom Hausmeister Fußball spielen.

Endlich ist Mama fertig und wir gehen wieder zum Bahnhof zurück. Bis der nächste Zug nach Neuß fährt, stärken wir uns in der Bahnhofsgaststätte mit einer Hühnersuppe. Beim Essen sagt Mama, dass sie schon eine Wohnung für uns angeboten bekommen hat, und zwar von Herrn Wiedenlübbert, weil er als Hausmeister jetzt auf dem Schulgelände wohnt und sein Haus in Norf leer steht. Bis Mama eine Dienstwohnung in Derikum bekommt, würde er uns übergangsweise sein Haus vermieten, notfalls auch mitten im Monat, und das ist ein Glückstreffer.

Den Nachmittag verbringen wir mit Schularbeiten, Einkaufen und Briefeschreiben. Mama sagt, dass wir Papa und Paul ganz oft schreiben müssen, damit die beiden sich nicht so einsam fühlen. Als erstes kauft Mama in der Kaufhalle eine Elektrokochplatte und einen Kochtopf, damit wir uns Suppe oder Ravioli kochen können. Danach geht sie zum Friseur, und ich kriege zwanzig Pfennige und soll in einer Dreiviertelstunde wiederkommen.

Am Pfingstsonntag fahren Mama und ich zurück nach Speyer. Es ist schön, Papa und Paul wiederzusehen. Papa hat für den Umzug große Kartons aus dem Anker besorgt. Er sagt, wir müssen unsere Sachen nach System einpacken, weil uns das in der neuen Wohnung beim Auspacken und Einräumen hilft.

Paul hat schon sein Abgangszeugnis bekommen. Papa sagt, er soll es Mama zeigen, damit sie sieht, was er für eine Niete ist. Als Mama die Fünfen in Mathematik, Französisch und Englisch sieht, bricht sie in Tränen aus, weil er damit am Gymnasium in Neuß bestimmt nicht angenommen wird. Jetzt droht ihm die

Volks- oder Realschule, schluchzt Mama, das bedeutet seinen Untergang, und deshalb will sie es nicht hinnehmen.

Papa macht ein ernstes Gesicht und sagt zu Paul, Wer im Leben etwas werden will, muss auf Draht sein. Nicht immer nur im Sessel liegen und Musik hören. Man muss sich anstrengen und aufpassen.

Ja, weiß ich schon.

Damit du etwas Besonderes, etwas Besseres wirst. Man kann natürlich auch Handwerker oder Beamter werden, aber das überlass den anderen. Du musst darüber hinaus. Denk an die Männer, die man noch heute kennt, obwohl sie so lange tot sind. So muss man auch werden. Der Läufer von Marathon. Hannibal aus Karthago, der Sieger über das mächtige Rom. Caesar. Karl der Große.

Mama sagt, es wäre schon ganz schön, wenn er ein gutes Abitur macht und zum Beispiel Lehrer wird.

Lehrer werde ich auf keinen Fall, schreit Paul, sondern Fußballer oder Sänger.

Am Abend dürfen wir im Radio die Übertragung vom Freundschaftsspiel gegen Weltmeister Brasilien hören. Der Reporter sagt, das Stadion ist ein Hexenkessel, weil 140.000 Menschen hineinpassen, und alle sind gekommen. Bei Brasilien haben die Fußballer schöne Namen wie Pelé oder Garrincha oder Jairzinho und spielen beim FC Santos und bei Botafogo Rio de Janeiro. Unsere Fußballer heißen Klaus-Dieter Sieloff oder Sepp Piontek oder Horst-Dieter Höttges und spielen beim VfB Stuttgart und bei Werder Bremen. Leider verlieren wir mit 0:2, weil Uwe Seeler nicht dabei ist, der sich vor drei Monaten die Achillessehne gerissen hat und vielleicht nie wieder Fußball spielen kann.

Nachher im Bett erzähle ich Paul von Neuß und von der Schule und der neuen Wohnung, die wir von Herrn WiedenlÜbbert bekommen haben, ein ganzes Haus nur für uns.

Paul kann es kaum noch erwarten, von Speyer wegzukommen, weil Papa seit unserer Abreise fast nur schlechte Laune gehabt hat.

Einmal ist er so wütend gewesen, dass er mir eine kleben wollte. Das hat er noch nie getan. Oder hast du –

Nö, antworte ich wahrheitsgemäß. Er hat höchstens gedroht, Willst du 'nen Backs? oder so was.

Wir waren in der Küche, erzählt Paul. Er hinter dem Tisch, ich vor dem Tisch. Wir streiten uns, ich gebe eine freche Antwort. Er hebt blitzschnell die Hand und will mir ins Gesicht hauen. Aus Versehen trifft er die Balkontür, die auf Kipp steht. Der Schlag ist so hart, dass es kracht. Ich hab mich ganz schön erschrocken. Papa hat sich auch sehr erschrocken, und außerdem hat er sich sehr wehgetan. Und dann hat er geweint.

Papa hat geweint?

Er ist richtig zusammengebrochen. Wie damals, als er –
Ich weiß schon.

Das war sehr komisch. Eigentlich wollte ich mich umdrehen und weggehen, aber dann bin ich doch zu ihm gegangen und hab so gemacht.

Paul legt mir die Hand auf die Schulter.

Dann hat sich Papa bei mir entschuldigt. Er hat gesagt, dass es ihm leidtut, es sind die Nerven, weil wir getrennt sind, und alles ist bloß seine Schuld, weil er uns nicht als Alleinverdiener ernähren kann. Wenn er eine bessere Arbeit hätte, wäre Mama auch nicht weggegangen, und wahrscheinlich verdient sie jetzt sogar mehr Geld als er. Ich hab bloß gesagt, dass es doch gut ist, wenn Mama viel Geld verdient. Und dass man als Lehrerin schon am Mittag wieder nach Hause kommt und ganz viel Ferien hat.

Genau.

Am nächsten Tag packt Papa mit uns Kisten und Mama geht mit Pauls schlimmem Abschlusszeugnis zu seiner Schule, damit es geändert wird. Paul und ich dürfen die Sachen aus unserem Kinderzimmer selber einpacken. Danach räumen wir den Wohnzimmerschrank aus.

Als Mama zurückkommt, sagt sie, Paul kann von Glück reden, dass Herr Pfarrer Lau stellvertretender Schulleiter ist, denn er hat Gnade vor Recht ergehen lassen, und jetzt hat Paul nur noch eine Fünf im Abgangszeugnis.

Weil in Speyer die Pfingstferien schon zuende sind, gehe ich am Donnerstag noch einmal zur Zeppelinsschule. Paul kann zuhause bleiben und hilft Mama und Papa beim Einpacken, weil morgen der Umzugswagen kommt.

In meiner Klasse staunen alle, dass ich noch einmal gekommen bin, sogar Fräulein Tirschmann. Auf einer großen Deutschlandkarte soll ich zeigen, wo ich jetzt wohne. Sowie ich den Rhein entdeckt habe, ist es nicht mehr schwer, auch die Stationen unserer Zugfahrt wiederzufinden. Ich fahre mit dem Finger von Speyer nach Mannheim und weiter nach Koblenz, Bonn und Köln. Da ist Neuß, sage ich, und gegenüber ist Düsseldorf.

Und das liegt wo? fragt Fräulein Tirschmann die Klasse, und weil keiner die Antwort weiß, muss ich es sagen: in Nordrhein-Westfalen.

Am Freitagmorgen kommt der Möbelwagen von Aschendorff mit drei starken Männern, die alle unsere Möbel und Kartons einpacken. Paul hilft mit und darf zur Belohnung mit den Umzugsleuten auf dem Lkw nach Norf fahren. Wir andern fahren mit dem Zug; ich trage wieder den Reisekäfig mit Pürrie in der Hand. Wir fahren die gleiche Strecke wie vor sieben Wochen. Hinter Oberwesel zeige ich Papa die Loreley.

Nach dem Krieg, sagt Papa, als unser Lager in Italien aufgelöst wurde, da sind wir mit dem Gefangenentransport auch hier vorbeigekommen. Alle haben die alten Rheinlieder gesungen, viele mit Tränen in den Augen, selbst die ganz harten Burschen, weil wir dachten, jetzt kommen wir nach Hause. Man hatte uns ja auch gesagt, wir werden entlassen. Keiner von uns konnte ahnen, dass die Amis uns an die Belgier abtreten. Das merkten wir erst, als wir über Aachen hinaus waren. Da kamen wir wieder ins Lager. Die vom Ami verkauften weißen Sklaven des zwanzigsten Jahrhunderts in der Hölle von Mons. Und nach einer Woche dann Charleroi.

Ich würde Papa gerne die Feindlichen Brüder zeigen, aber ich mag ihn nicht stören, wie er stumm aus dem Zugfenster in die Ferne schaut.

Vom Bahnhof Norf können wir zu Fuß zu unserer neuen Wohnung gehen, weil es nur ein paar Minuten dauert. Friedensstraße Nr. 12 ist unsere neue Adresse, und da steht auch schon der große Möbelwagen. Wie Mama gesagt hat, ist es ein ganzes Haus für uns allein, sogar mit Garage, und davor ein großer Garten. Papa sagt, hier wird er Bohnen und Mohrrüben und Kohl und später Feldsalat pflanzen, und dann brauchen wir nie wieder Gemüse zu kaufen.

Paul ist auch da und sagt, die Möbelpacker haben ihm angeboten, wenn sie im Sommer einen Umzug nach Paris machen, darf er mitfahren. Dann zeigt er mir unser Haus. Es hat so viele Zimmer, dass man sich verirren kann, unten vier und oben drei, und außerdem noch das Badezimmer. Die obere Etage ist für Paul und mich ganz allein. Da sind drei Zimmer hintereinander, und jedes Zimmer ist so groß wie unser altes Kinderzimmer in Speyer. Alle drei Zimmer haben ein Fenster zum Garten und das hinterste Zimmer hat noch ein zweites Fenster. Paul sagt, dieses Zimmer beansprucht er, und deshalb hat er auch schon seine Lieblingsbilder an die Wände geklebt und den Cliff-Richard-Starschnitt aus der „Bravo“, an dem nur noch der Hals und der Kopf fehlen.

Und jetzt pass auf!

Er macht das Fenster auf, klettert auf die Fensterbank, steigt durch und steht auf dem Garagendach.

Das wird meine Dachterrasse. Aber halt bloß die Schnauze!

Am nächsten Tag gehen Mama und ich wieder zur Schule, und Papa und Paul gehen zum Bahnhof und fahren mit dem Zug nach Neuß. Papa arbeitet im Restaurant von Kaufhaus Merkur, und Paul geht auf das Schwann-Gymnasium. Obwohl er schon in der Untertertia ist, muss er zurück in die Quarta, weil er sonst mehr als ein ganzes Schuljahr Latein nachholen müsste, und das würde er bestimmt nicht schaffen. Jetzt ist ihm seine Klasse nur ein paar Wochen voraus, und um das nachzuholen, kriegt er von seinem Lateinlehrer Herrn Hagemann persönlich jede Woche drei Nachhilfestunden, wofür Mama jedes Mal acht Mark bezahlen muss. In den andern Fächern ist Paul seiner Klasse um ein ganzes Schuljahr voraus. Deshalb hofft Mama, dass er seine drei Mangelhaft mindestens in Ausreichend verbessert und nächstes Jahr glatt versetzt wird.

Papa arbeitet nicht mehr als Koch im Kaufhaus Merkur, Papa arbeitet jetzt im Dom-Hotel in Köln. Er sagt, das ist ein vornehmes Haus und zeigt uns eine Speisekarte, auf der die Gerichte französische Namen haben: Crème St. Germain, Poulet de grain Stanley, Pommes Château, Chicorée braisée, Cassata napolitaine. Das Abendgedeck kostet 16,50 Mark, die Vorspeise ist Teufelsalat in Barquettes.

Wenn Papa abends nach Hause kommt, hat er immer eine Zeitung dabei, entweder „Bild“ oder „Express“ oder „Mittag“. Er hat sie dann schon ausgelesen, und ich darf alle Artikel und Bilder ausschneiden, die mich interessieren, über die Beatles und andere Beatgruppen oder über Rennfahrer. Manchmal bringt er auch Bücher mit, die er sich vom Amerika-Haus ausgeliehen hat. Eines handelt nur von Indianern, hat viele Bilder und ist auf Englisch. Er hatte gehofft, dass Paul ihm einige

Stellen übersetzen kann, aber die meisten Wörter musste er dann doch selbst im Wörterbuch nachschlagen. Papa sagt, das sind notwendige Studien für seinen Western. Deshalb ist es auch praktisch, dass er nach vierzehn Tagen zum Kaufhaus Hertie am Neumarkt wechselt, um die Ecke vom Amerika-Haus. Da kann er nach Feierabend beinahe noch eine ganze Stunde in der Bibliothek arbeiten. Außerdem ist er das vornehme Getue im Dom-Hotel sowieso leid gewesen.

Wenn Paul mal zuhause ist, hockt er in seinem Zimmer und hört Musik, denn zum Geburtstag hat er einen Koffer-Plattenspieler mit Batterien geschenkt bekommen, den er mitnehmen kann, wenn er sich mit seinen Freunden trifft, und seine Tür ist abgeschlossen. Wenn ich mal etwas von ihm will, sagt er, Hau ab oder Halt die Schnauze. Außerdem ist er verliebt, und zwar in Marlene neben Lutter-Lebensmittel. Er traut sich aber nicht, sie zu küssen, weil sie Günnis Freundin ist. Günni hat jeden Tag Geld in der Hosentasche, mindestens fünf Mark, ab und zu sogar zwanzig Mark, immer in Münzen, und spendiert Paul oft eine kleine Cola oder gibt ihm die Hälfte von seiner Tafel Schokolade ab, und deshalb sind sie Freunde.

Ich bin auch verliebt, und zwar in Heidi Frambach. Mit ihr würde ich gern mal ein Abenteuer erleben, bei dem ich sie retten könnte. Vor dem Einschlafen stelle ich mir manchmal vor, sie ist entführt worden und gibt sich als Junge aus, weil der Entführer, der aussieht wie Curd Jürgens, sie sonst für zu schwach halten und gleich töten würde. Auf einem Spaziergang im Wald entdeckt mein treuer Collie Bessy das unterirdische Versteck, in dem sie gefangen gehalten wird. Es gelingt mir, sie zu befreien. Auch mir gegenüber tut sie so, als wäre sie ein Junge. Plötzlich steht Curd Jürgens mit gezogener Pistole vor uns. Auf mein Kommando springt ihm Bessy an die Kehle und macht ihn kampfunfähig, aber dabei löst sich ein Schuss, der Heidi an der Schulter verletzt, und daraufhin wird sie ohnmächtig. Weil ich kein Verbandszeug dabei habe, ziehe ich mein Hemd aus und reiße es mit den Zähnen in passende Streifen. Um ihr den Verband anlegen zu können, muss ich sie ein bisschen ausziehen, und dabei entdecke ich ihr Geheimnis. Im selben Moment schlägt sie die Augen auf und sagt kleinlaut: „Ja, ich bin ein Mädchen.“

Gaby Rückert ist adoptiert und ein bisschen dick und hat dunkle Haare nur bis über die Ohren, und ich bin auch gar nicht verliebt in sie, aber wir verabreden uns trotzdem für den Nachmittag, weil ihr Adoptivvater nebenbei einen Kiosk hat, mit unglaublich vielen Süßigkeiten in Gläsern und Dosen und Kartons. Ich sage ihrer Mutter Guten Tag und dann gehen wir in ihr Kinderzimmer und spielen Halma und Mühle und Mensch ärgere dich nicht und trinken dazu Limonade. Gaby rutscht schon eine ganze Weile auf dem Stuhl hin und her, und dann sagt sie: Ich muss Pipi. Willst du mitkommen? Das lasse ich mir nicht zweimal sagen. Wir machen vorsichtig die Tür auf und schauen, ob die Luft rein ist, und dann schleichen wir uns aufs Klo und schließen hinter uns ab. Ich bleibe an der Tür stehen und schaue zu, wie sich Gaby den Schlüpfher herunterzieht und sich mit ihrem dicken Hintern auf die Klobrille setzt, weil sie im Stehen nicht Pipi machen kann. Sie lässt es laufen und lächelt mich dabei an. Dann wischt sie sich im Sitzen den Po ab, steigt von der Brille und zieht den Schlüpfher wieder hoch, aber ich kann nur ihren Bauch sehen, und das ist nichts Besonderes. Sie fragt, ob ich nicht vielleicht auch Pipi machen muss, aber ich muss

nicht. Bevor wir wieder zurück in ihr Zimmer gehen, schaut sie erst, ob ihre Mutter in der Nähe ist.

Zum Abschied geht Gaby mit mir ins Warenlager ihres Vaters und füllt mir eine Tüte mit Mäusespeck, Liebesperlen, Fruchtgummischnullern, Schaumerdbeeren und Lakritz, und obendrauf legt sie noch eine Traubenzuckerkette. Sich selbst bedient sie bei der Gelegenheit auch. Dann bringt sie mich zur Tür und küsst mich auf den Mund und sagt, ich soll bald mal wiederkommen.

Obwohl Paul nach dem „Ölprinz“ geschworen hat, dass er nie wieder in einen Film geht, der ab zwölf ist, und Papa es furchtbar fand, dass nach Eddi Arent und Chris Howland nun auch noch Heinz Erhardt in einem Karl-May-Film mitspielt, schauen wir uns in den Herbstferien alle zusammen in Neuß im Gloria-Palast „Winnetou III“ an, denn diesmal ist wieder Lex Barker dabei, der uns besser gefällt als Stewart Granger.

Nicht nur Pierre Brice hat eine Vorahnung, dass er diesmal sterben muss, auch wir wissen Bescheid, denn wir haben alle das Buch gelesen. Genau wie bei Karl May (und wie sich in Papas Roman Daniel Roy für Tornado Pat opfert) fängt er die Kugel, die für seinen Partner bestimmt ist, mit seiner Brust auf. Weil sie zu nah am Herzen ist, kann sie der Militärarzt nicht entfernen. Winnetou ist aber nicht traurig, weil das Volk der Apatschen trotzdem gerettet und damit seine Aufgabe erfüllt ist. Vor seinem Tod wird er mehrmals ohnmächtig, und das gibt Old Shatterhand Gelegenheit, sich an die schöne Zeit mit ihm zu erinnern, wofür Ausschnitte aus „Winnetou I“ gezeigt werden. Bevor Pierre Brice endgültig stirbt, sieht er Lex Barker an und sagt: Mein – Bruder! und Lex Barker sagt auch: Mein Bruder!, und dann wird die Winnetou-Erkennungsmelodie gespielt. Den Rest des Films kann ich nur durch einen Tränenschleier sehen, aber das ist auch nicht schlimm, weil Old Shatterhand nur noch Pierre Brice aufrichten und im Arm halten muss, damit er sich verabschieden kann: Winnetous Seele muss gehen – Winnetou ist bereit – Leb wohl!, und dazu läuten die Glocken. Dann sinkt er zusammen. Lex Barker muss sich die Tränen verbeißen, damit ihn die Apatschen nicht als Memme verachten, aber ich kann mich in Ruhe ausheulen, weil ich noch ein Kind bin und nächste Woche erst zehn werde.

6 Ham´mer wat?

Der Herbst ist vorbei und unser Feldsalat im Garten ist am Morgen mit Raureif überzogen. In unserem Haus ist es kalt, weil die Heizung nicht an ist. Die Reste von den Kohlen, die Herr WiedenlÜbbert zurückgelassen hat, sind schon aufgebraucht, genau wie das Anmachholz. Sogar Tannenzweige und Tannenzapfen aus dem Garten haben wir schon im Ofen verbrannt, und jetzt haben wir gar nichts mehr zum Heizen. Papa hat sogar schon meine Mokassins verheizt, aber nur, weil er findet, dass ich es nicht nötig habe, abgelegte Schuhe vom Nachbarjungen in Speyer zu tragen. Dabei schäme ich mich kein bisschen dafür. Mama sagt, es lohnt sich nicht, Kohle zu kaufen, weil wir bald wieder umziehen, in eine Wohnung, die man ihr als Lehrerin versprochen hat, aber das Haus muss erst noch fertig gebaut werden. Ich bringe Mama meinen Baufix-Kasten, weil alle Teile darin aus Holz sind, sogar der Schraubenzieher. Ich schwöre Mama, dass es mir überhaupt nichts ausmacht, den Baukasten zu verfeuern, und sie ist auch fast schon bereit dazu, aber dann sagt sie, dass wir das lieber doch nicht machen, weil sonst Papa schimpft.

Kurz vor Weihnachten ist endlich unsere neue Wohnung fertig und wir ziehen nach Derikum, ganz in die Nähe von Mamas und meiner Schule. Hier stehen neugebaute flache Häuser, eins neben dem andern in langen Reihen, jedes für eine Familie. Die Väter arbeiten alle bei VAW, der neuen Aluminiumfabrik in Stüttgen. Bei uns in der Moselstraße gibt es außerdem sechs Hochhäuser mit Mietwohnungen, wo die Väter nicht alle bei VAW arbeiten, zum Beispiel wir. Unsere Wohnung hat ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer und ein Kinderzimmer und einen Balkon, von dem man weit über die Felder in Richtung Allerheiligen und Nievenheim gucken kann. Paul sagt, er pfeift auf den Balkon, weil er mit fast sechzehn Anspruch auf ein eigenes Zimmer hat, und stattdessen muss er ständig auf mich Rücksicht nehmen, auf die bescheuerten Poster über meinem Bett starren und auch noch das Getriller von Pürrie ertragen, der ebenfalls seinen Platz im Kinderzimmer hat. Über das Essen mault er auch, weil es ständig Pellkartoffeln und Dosengemüse gibt und dazu entweder Klopse oder Schnitzel oder Kotelett. Bei seinem Freund Heinz, verkündet er beim Mittagessen, gibt es jeden Montag Pommfritt. Au ja, sage ich. Können wir die auch mal essen?

Mama sagt, wir sollen still sein, weil Papa und sie uns etwas mitzuteilen haben. Es geht um Papas Arbeit, und wir erfahren, dass Papa zuletzt nicht bei Kaufhaus Hertie, sondern in der Kaufhalle in Köln gearbeitet hat und damit ist jetzt auch Schluss, ein für alle Mal, weil Papa die Gerüche und Geräusche in einer Küche nicht mehr ertragen kann, den fettigen Kohlgeruch, das Pfannenklappern, die Enge und Abgeschlossenheit, und alles im Neonlicht.

Das schlägt Papa aufs Gemüt, sagt Mama.

Ich möchte den Tag kommen und gehen sehen und die Geräusche der Straße hören, sagt Papa.

Und deshalb fängt Papa jetzt bei der Post an, erstmal als Briefträger, und später am Schalter. Wie findet ihr das?

Bei der Post?

Bei der Deutschen Bundespost.

Kriegen wir dann die Briefmarken umsonst?

Mensch, bist du ahnungslos. Du glaubst wohl auch noch an den Weihnachtsmann.

Aber Onkel Helmut darf umsonst mit dem Zug fahren, sogar 1. Klasse, und seine ganze Familie auch, weil er bei der Bahn ist.

Das ist was ganz anderes.

Gar nicht.

Ahnungsloser Blödmann!

Was man sagt, das ist man selber!

Jetzt haltet mal den Schnabel! schimpft Mama. Also, was meint ihr?

Papa als Postbote? Paul zuckt mit den Schultern. Von mir aus. Solange wir nicht wieder umziehen...

Mit ist es auch recht, erkläre ich. Falls mal jemand eine blöde Bemerkung macht: Was, dein Vater ist Briefträger, sage ich in aller Seelenruhe: Und übrigens, meine Mutter ist Lehrerin. Dann guckt er doof aus der Wäsche.

Im Englisch-Freiwilligenkurs müssen wir berichten, was wir zu Weihnachten geschenkt bekommen haben, damit Frau Ingenfeld alles auf der Tafel zusammentragen kann. Ich melde mich nicht, weil es für uns alle zu Weihnachten nur ein Gemeinschaftsgeschenk gab, und das war der Grundig-Fernseher. Frau Ingenfeld schreibt neben die Wörter die englische Übersetzung und übt mit uns die Aussprache. Dann müssen wir der Reihe nach auf Englisch sagen, was wir bekommen haben, und unser Satz muss immer mit At Christmas I got anfangen. Fernseher ist aber nicht unter den Wörtern, die an der Tafel stehen, und deshalb sage ich, als ich an der Reihe bin, At Christmas we got a Fernseh-Apparat, und Fernseh-Apparat spreche ich so aus, wie es vielleicht Chris Howland tun würde. Alle lachen, Frau Ingenfeld ruft Komm mal her, du drolliges Kerlchen, und nimmt mich auf ihren Schoß, aber es ist mir kein bisschen peinlich, weil Frau Ingenfeld eine schöne Frau ist mit dunklen Haaren, die sie hinten am Kopf kunstvoll zusammengesteckt hat. Sie trägt elegante Kleidung und dazu dicken Goldschmuck und riecht nach edlem Parfüm. Sie erklärt uns, dass Fernseh-Apparat TV set heißt und TV die Abkürzung für Television ist, und als sie es an die Tafel schreibt, darf ich mich wieder auf meinen Platz setzen.

Nach dem Unterricht gehen Peter Bender, Roland Waschkes und Hans-Peter Ganter aus der 7. Klasse zu ihr und wollen wissen, warum sich die Rolling Stones Rollende Steine genannt haben, aber das weiß Frau Ingenfeld auch nicht. Dann wollen sie wissen, was „Get Off of My Cloud“ heißt. Das heißt „Geh runter von meiner Wolke!“, sagt Frau Ingenfeld, und jetzt will Hans-Peter Ganter wissen, von was für einer Wolke, und Frau Ingenfeld sagt, da schwebt wohl einer auf Wolke

Sieben und will seine Ruhe haben, und mit dieser Erklärung müssen sie sich zufrieden geben. Wenn sie schlau wären, würden sie einen Brief an Harry Fix schreiben und von ihm wahrscheinlich die Adresse von irgendeinem Rolling Stones-Fanclub in Mönchengladbach oder Wanne-Eickel kriegen und vielleicht sogar ein Gruppenfoto mit der Unterschrift von Mick Jagger. Bloß aufgedruckt natürlich.

Es ist Sonntagnachmittag, es klingelt an der Haustür, und als ich aufmache, steht da Hans-Jürgen Przybilla mit seinem Tornister auf dem Rücken, an dem eine Schnalle abgerissen ist. In der Schule nennen ihn alle nur Henne, weil seine Mutter nach seiner Geburt einen Herrn Henn geheiratet und mit ihm eine neue Familie gegründet hat. Er ist auch in der vierten Klasse, aber bei Mama. Wegen dem Tornister denke ich, er hat ein Problem mit seinen Hausaufgaben, aber tatsächlich ist er gekommen, um Heftchen zu tauschen. Irgendjemand muss ihm verraten haben, dass ich welche habe.

Ich tausche keine Heftchen, sage ich mit abweisender Miene. Aber so schnell gibt die Henne nicht auf.

Ich habe ganz viele Kunden in Derikum: Schmidt, Gerresheim, die Nissen, Hajo Pütz, Klemm, Hüter, Zimiak. Jeder hat was, das der andere noch nicht kennt. Da ist immer was dabei. Willst du mal gucken?

Ich führe ihn ins Kinderzimmer, und wir hocken uns auf den Fußboden, wo er einen Stapel zerlesener Heftchen aus dem Tornister zieht, das meiste „Sigurd“ und „Tibor“ und „Felix“.

Zeig doch mal deine.

Ich sage ihm, dass ich meine guten Heftchen nicht gegen seinen Schrott tausche, und damit er sieht, um was für Schätze es sich handelt, hole ich meine Lieblingshefte. Mit den weniger wertvollen fange ich an, meiner kleinen „Bessy“-Sammlung, ein paar „Felix“ und dem „Dennis“-Band. „Dennis“ hat die Henne noch nie gesehen. Dann zeige ich ihm das alte „Tarzan“-Heft von Paul. Die Henne verdreht die Augen.

Das ist besser als Tibor, oder?

Ja, viel besser.

Das ist das Vorbild!

Er fängt an zu lesen, aber ich nehme ihm das Heft weg.

Ich hab noch was Besseres.

Ich zeige ihm „Fix und Foxi“ mit allen dreizehn Folgen von „Durch die Wüste“, aber er sagt, „Winnetou“ hätte ihm besser gefallen. Bestimmt weiß er nicht, dass Sam Hawkens und Hadschi Halef Omar vom selben Schauspieler gespielt werden. Danach lege ich ihm zwei „Lupo modern“ vor, mit den letzten Folgen von „Kampf um Rom“. Die Henne weiß natürlich nicht, dass Lupo längst eine eigene Heftchenreihe hat. Er blättert ungläubig darin herum und bleibt nach wenigen Seiten bei „Lucky Luke“ hängen. Bevor er sich festliest, muss er meine beiden allerbesten Hefte sehen, „Mickyvision“ mit „Merlin und Mim“ und das brandneue Sonderheft

„Die tollsten Geschichten von Donald Duck“, Folge 1, mit „Donald Duck und der goldene Helm“.

Na, was sagst du nun?

Eigentlich kann die Henne jetzt einpacken und wieder abdampfen. Stattdessen geht er in aller Ruhe meinen Heftchenstapel durch und zieht drei „Bessy“ heraus.

Ich tausche nicht, hab ich doch schon gesagt.

Warte.

Auf die „Bessy“ legt er den „Dennis“-Band, die beiden „Lupo modern“, „Merlin und Mim“ und das Donald Duck-Sonderheft, zählt nach und ergänzt die Auswahl um drei „Fix und Foxi“.

Pass auf, ich leihe mir von dir diese zehn Heftchen.

Elf. Es sind elf Heftchen.

Er legt ein „Fix und Foxi“ zurück, aber ich sage, das Heft kann er haben, dafür kriegt er den Donald Duck nicht.

Okay. Und dafür darfst du alle von mir behalten.

Er schiebt seinen Stapel zu mir herüber.

Damit man mal wieder was Neues zum Lesen hat.

Leihweise?

Kannst dich drauf verlassen.

Ich sage ihm, dass ich nicht alle seine Heftchen will, weil ich „Sigurd“ und „Tibor“ blöd finde. Ich wähle drei „Fix und Foxi“, zwei „Bessy“ und alle „Felix“, die er dabei hat, und den Rest darf er wieder einpacken, zusammen mit meinen zehn Edelsteinen.

Nächsten Sonntag komme ich wieder, sagt er, schwingt sich den Tornister auf den Rücken und lässt sich von mir zur Tür bringen.

Wie verabredet steht die Henne eine Woche später wieder vor der Tür. Wieder gehen wir ins Kinderzimmer, wieder zieht er seinen Heftstapel aus dem Tornister.

Ich lege ihm seine Hefte vor und er sagt, ich kann mir neue aussuchen.

Erstmal will ich meine Hefte zurückhaben.

Ach so.

Diesmal sind es mehr Hefte als vorher, wieder jede Menge „Sigurd“ und „Tibor“, ein paar „Fix und Foxi“, drei „Micky Maus“ und ein „Sheriff Klassiker“. Von meinen Heften hat er nur ein „Bessy“ und zwei „Fix und Foxi“ dabei.

Wo ist der Rest? Es fehlen sieben Hefte.

Sind die nicht dabei?

Ich gehe den Stapel noch einmal durch, zeige ihm jedes einzelne Heft und sage dazu jedes Mal: Schrott. Wo ist „Dennis“, hä? Wo ist „Merlin und Mim“, wo sind die beiden „Lupo modern“? Hä? Außerdem fehlen zwei „Bessy“ und ein „Fix und Foxi“. Wo sind die?

Die Henne zuckt die Achseln. Die müssen dann noch verliehen sein.

Wie – verliehen? Du hast meine Hefte weiter verliehen?

Ja, ich hab doch gesagt, ich hab einen Tauschring.

Hast du noch alle Tassen im Schrank? Ich springe auf und stampfe mit den Füßen. Du Blödhammel! Betrüger!

Die Henne läuft rot an und wühlt in den Heften, als ob er sie dort doch noch entdecken könnte, wodurch meine beiden „Bessy“ und das „Fix und Foxi“ wieder in seinen Stapel geraten. Ich sage ihm, dass er ein Idiot ist, ziehe meine Hefte heraus und bringe sie auf meinem Bett in Sicherheit.

Du gehst jetzt zu deinen Kunden, und holst meine Hefte zurück! Und zwar alle sieben! „Dennis“, „Merlin und Mim“, zwei „Lupo modern“, zwei „Bessy“ und ein „Fix und Foxi“!

Okay, sagt Henne und sammelt seine Hefte ein.

Willst du trotzdem was Neues tauschen – äh, leihen?

Tauschen? Tauschen? Ich will nicht tauschen, ich will meine Hefte zurück!

Die Henne verschwindet, und ich schlage vor Wut mit der Faust auf dem Bett herum, dass Pürrie aufgeregt zu piepsen anfängt.

Vor dem Abendbrot erzähle ich Mama, dass Hans-Jürgen Przybilla aus ihrer Klasse sieben Hefte von mir einfach weitergetauscht und mir dafür sieben Schrotthefte gegeben hat, und als wir Viertklässler am nächsten Tag zusammen Singen bei Mama haben, muss die Henne aufstehen und kriegt von Mama ein paar saftige Ohrfeigen. Geschieht ihm ganz recht. Günter Gerresheim aus meiner Klasse hat von Mama auch schon Ohrfeigen bekommen, weil er die Unterschrift seiner Mutter gefälscht hat.

In Derikum sind wir inzwischen berühmte Leute: Mama als Lehrerin und Papa als Briefträger. Papa ist sogar noch ein bisschen berühmter, weil ihn jede Familie in seinem Bezirk kennt, egal ob sie Kinder auf der Schule hat oder nicht. Umgekehrt kennt er auch alle Familien, oft auch ihre heimlichen Sorgen und Nöte, weil er sie ihnen nicht selten in Form von Einschreibebriefen oder Zustellungsurkunden ins Haus bringt, deren Empfang, so peinlich es auch ist, bestätigt werden muss: Schreiben vom Amtsgericht in Neuß, vom Gerichtsvollzieher oder vom Rechtsanwalt. Trotzdem ist er beliebter als Mama, weil er keine schlechten Noten gibt oder Ohrfeigen verteilt, sondern meistens nur harmlose Urlaubspostkarten bringt oder den neuen Quelle-Katalog. Viele Leute können es gar nicht abwarten und sprechen ihn mitten auf der Straße an:

Ham'mer wat? Urbanski, Niersstraße 113.

Treedden, Goldberg 74. Ham'mer Post?

Dann wühlt er ihnen zuliebe in seinen Packtaschen und sieht nach, ob etwas dabei ist. Er mag es nur nicht, wenn Leute von weitem Hallo rufen oder Hallo, Sie. Dann stellt er sich taub.

Am Monatsanfang zahlt er bei einigen alten Leuten die Rente aus. Das geht ganz schnell, weil die alten Leute schon auf das Geld warten und deswegen immer zuhause sind. Sie wissen genau, wie viel Geld sie bekommen und haben oft auch das Wechselgeld parat, und wenn nicht, kriegt Papa manchmal das Kleingeld geschenkt. An diesen Tagen führt er so viel Geld mit sich, dass er Angst hat, er

könnte mal überfallen werden. Er meint, es ist viel leichter, einen Postboten zu überfallen als eine Bank, aber zum Glück hat sich das noch nicht herumgesprochen. Im Wilden Westen war die Post immer bewaffnet, und auf dem Pferd war man außerdem vor den Hunden geschützt. Vor einem Pferd hat ein Hund Respekt, vor einem Postboten auf seinem Fahrrad kaum, und wenn er absteigt, ist er ihnen erst recht ausgeliefert. Die großen Hunde sind noch nicht einmal die schlimmsten. Die schlimmsten sind die kleinen Kläffer. Eine Peitsche wäre gut. Damit könnte er ihnen eins überziehen. Sein nächster Roman wird jedenfalls von einem Postreiter beim Pony-Express handeln.

Ich will wissen, ob er selbst dieser Postreiter ist, aber Papa grinst nur und meint, Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind rein zufällig. Einiges von dem, was er schon getippt hat, kommt mir jedenfalls bekannt vor.

Bevor er, auf dessen testamentarischen Wunsch, die Tochter des verstorbenen Ranchers heiratete, war Ben Crosby Vormann gewesen. Seitdem versuchte er, den Gatten zu spielen. Dabei machte er sich nur lächerlich. Auch in den Augen seiner Frau. Er merkte es nur nicht. Als er wieder einmal einen dummen Vorschlag von ihr mit den Worten „Ja, Joslyn, wenn du es wünschst“ quittierte, hatte sie ihn angeschrien: „Ja, Joslyn, nein Joslyn, – – zum Teufel mit dir, Ben Crosby! Auf so einen Mann kann ich verzichten!“ Ben war dann eine Zeitlang fort, ehe er in der Nähe der Ranch Arbeit als Postreiter fand.

Eigentlich, meint Papa, ist Derikum ja ein richtiges Kuhkaff. Die meisten Derikumer gucken nicht weiter als bis nach Neuß oder Nievenheim. Aber dann wundert man sich doch, was für Verbindungen sie haben: bis nach Afrika, Asien und Amerika. Als Briefträger kriegt man das mit.

Wenn er solche Briefe dabei hat, Luftpost aus Übersee, mit bunten Briefmarken beklebt, fragt er die Leute, ob er die Marken haben darf. Seine jüngste Neuerwerbung ist ein Luftpostbrief aus République du Congo, bis auf den gedruckten Absender und die vierzeilige Adresse komplett mit Marken bedeckt.

Auf Umschläge aus Amerika ist er besonders scharf, weil ihn alles interessiert, was irgendwie mit dem Wilden Westen zu tun hat. Es sind tolle Briefmarken, auf denen Lincoln und Jackson und andere frühere Präsidenten zu sehen sind, die Freiheitsstatue, das Alamo, Farmer bei der Arbeit, und auf einer zum Jubiläum von Nebraska ist sogar ein Rind abgebildet, weil es dort auch Rindertrecks gab. Nebraska ist Papas Lieblingsstaat, weil es da genauso aussehen soll wie in den Wildwestfilmen, weil es dort weite Prärien gibt mit Büffeln, und weil es das Land der Sioux, der Cheyenne und der Pawnees ist. Er hat sich auch schon Landkarten von Nebraska besorgt, damit in seinem Roman alles echt ist. Hoffentlich wissen sie das beim Zauberkreis-Verlag auch zu schätzen, wo sein neuester Roman zur Beurteilung liegt. „Partnerschaft“ hat ihn Papa genannt. „Zwei furchtlose Reiter“ hätte ich passender gefunden.

Bald weiß jeder in Derikum, dass man Papa mit Briefmarken eine Freude machen kann. Papa heimst sie alle ein und gibt sie an mich weiter. Briefmarken, die für die kleine Zahl, die ihnen aufgedruckt ist, 3s 50 oder 16c oder Δρ 5 oder 16 КОП, schon um die halbe Welt gereist sind, beschriftet in fremden Sprachen, manchmal

sogar mit fremden, rätselhaften Schriftzeichen. Um rauszukriegen, wie das Land heißt, muss man oft sehr genau hinschauen, und manchmal hilft nur der Michel-Katalog. In den Ferien zähle ich sie alle und komme auf 1261 Stück. Uralte Marken aus Bayern und Württemberg und Österreich. Deutsches Reich.

Inflationsbriefmarken zu hundert, tausend, fünftausend und vierhunderttausend Mark, zwei Millionen, zwei Milliarden, fünfzig Milliarden. Deutsches Reich mit Ebert, Hindenburg, Hitler. Bundesrepublik Deutschland: Zone Française, Baden, Württemberg, Saar. Deutsche Bundespost. Deutsche Post Berlin. Deutsche Bundespost Berlin. Dazu die winzige blaue Steuermarke „Notopfer Berlin“. Dann die Ostzone. Stadt Berlin, Provinz Sachsen, Thüringen, Deutsche Post, DDR. Viele aus Europa, die meisten aus Spanien und aus der Schweiz. Dann Übersee. Eine hat den Aufdruck „Afrique Équatoriale Française“. Wenn man sie gegen das Licht hält, kann man darunter „Gabon“ lesen. Ägypten, Chile (zwei Seiten, wegen Onkel Paul), China (wahrscheinlich, sonst Japan), Indo-Chine, Territoire de l'Inini, Liban, Malgache, Mocambique, North Borneo, Northern Rhodesia, Philippines, Ruanda-Urundi, South Africa, South West Africa, Suid-Africa, Rep. Syrienne, Republica Tete, UAR, USA, Viet-Nam.

Zwei Wochen vor Ostern wird Paul in der Friedenskirche in Norf von Pfarrer Busse konfirmiert. Zu diesem Ereignis heimst er fast vierhundert Mark ein, wovon er sich ein Vierspur-Tonbandgerät von Schaub-Lorenz mit Zubehör kauft. Das kann er an unsere Musiktruhe anschließen und damit aufnehmen, was er will, egal ob Radio oder Schallplatte. Deswegen darf er jetzt auch seine Hausaufgaben im Wohnzimmer erledigen und dabei BFBS hören, wo nachmittags ein Hit nach dem andern gespielt wird. Paul behauptet, dass er dadurch unheimlich viel Geld spart – Geld, das er für den Moped-Führerschein verwenden will. Als nächstes will er sich dann ein gebrauchtes Moped kaufen, weil er sonst nicht mit Mösch, Dobi, Wolly und den andern mithalten kann, mit denen er jeden Nachmittag am Büdchen neben Edeka rumhängt. Neuerdings trägt er eine Halskette mit einer gelochten Messingplakette, so groß wie ein Fünfmarkstück. Auf beiden Seiten der Plakette steht der Name Mick Jagger in roten Klebebuchstaben. Die Halskette zieht er nicht mal im Bett aus. Get off of my cloud.

Uns nimmt Paul auch mit dem Tonbandgerät auf. Zum ersten Mal höre ich meine eigene Stimme. Sie klingt fremd und komisch, als wenn meine Nase verstopft wäre. Paul behauptet, meine Ohren sind auch verstopft, und Mama sagt, das ist alles wegen der Polypen, die sind bei Jakob gewuchert und müssen entfernt werden. Daraufhin fange ich an zu weinen, weil ich auf keinen Fall operiert werden will, denn Operation heißt Narkose, und ich will nicht bewusstlos gemacht werden, weil ich vielleicht nie mehr aufwache. Zum Glück ist Papa auch dagegen. Er sagt, wenn Großmutter nächste Woche zu Besuch kommt, soll Paul sie bei unserem gemeinsamen Mittagessen aufnehmen, zur Erinnerung, das wäre die Masche. Er gibt ihm auch Geld, damit er extra ein kleines Tonband kaufen kann, das nur eine Dreiviertelstunde läuft. Das soll er niemals löschen, sondern für immer und ewig

aufbewahren, damit unsere Nachkommen, wenn wir alle tot sind, immer noch unsere Stimmen hören und sich darüber freuen und auch staunen können. Wenn ich konfirmiert werde, in vier Jahren, will ich auch ein Tonbandgerät haben, und bis dahin benutze ich heimlich das von Paul. Ich muss mir nur immer einprägen, an welcher Stelle er es ausgeschaltet hat, weil er es sonst merkt und mir zur Strafe auf den Kopf haut.

Zwei Wochen später kriegen wir unsere Abschlusszeugnisse. Es ist das letzte Mal, dass ich in Derikum zur Schule gehe. Nach den Ferien komme ich zu Paul aufs Schwann-Gymnasium in Neuß. Für Mama ist es vorläufig auch das letzte Mal, dass sie zur Geschwister-Scholl-Schule geht, weil sie nach den Ferien ein Jahr lang an der PH in Neuß studieren und eine Prüfung machen muss, damit sie richtige Lehrerin werden kann, für immer und ewig.

Am Ostermontag kommt Großmutter für zwei Wochen aus der Ostzone zu Besuch. Vorher ist sie eine Woche in Hamburg bei Onkel Helmut gewesen. Sie braucht sehr lange, bis sie die Treppen zu uns hochgestiegen ist. Oben muss sie erstmal auf die Toilette, dann muss sie sich im Wohnzimmer, das für die nächsten beiden Wochen ihr Schlafzimmer ist, ausruhen, und dann besichtigt sie den Rest unserer Wohnung. Im Kinderzimmer bleibt ihr Blick an meinen Stofftieren hängen, die auf dem Spielzeugschrank thronen.

Haben die auch Namen?

Ich erkläre ihr, dass der Bär Orsi heißt, die Meerkatze Mungo, das Eichhörnchen Perry, der Fuchs Zorro, der Löwe Leo und der Tiger Leandros, und dass der einäugige Teddy keinen Namen hat, weil ich ihn mal in Freudenstadt auf einer Baustelle gefunden habe.

Ach, den hast du einfach aufgesammelt?

Großmutter scheint nicht begeistert zu sein, dabei ist das schon Jahre her. Ich sage ihr, dass es sich um eine Waise handelt, die von mir adoptiert wurde, und Mama sagt, dass sie den Teddy damals tüchtig saubergemacht hat. Paul sagt, dass ich immer noch hinterm Mond lebe wegen meinem Fimmel mit den Tieren, und der Letzte, der noch am Schnuller gesüppelt hat, bin ich auch gewesen. Ich boxe ihm in den Rücken, aber er lacht nur hämisch und sagt, er kennt keinen Jungen in dem Alter, der so was noch tut.

Papa kommt mir zu Hilfe und behauptet wahrheitswidrig, dass Paul ja selbst noch schnullert, worüber sich Paul furchtbar aufregt, sodass Mama ihn ermahnen muss, nicht so laut zu sprechen, was Großmutter übertrieben findet, weil sie dankbar dafür ist, wenn man in ihrer Gegenwart schön laut spricht.

Wenn man Paul mal nachts kontrollierte, sagt Papa, würde auch so was kommen, aber Paul sagt, da hat er was anderes, damit er einschläft.

7 Aufklärung

Am ersten Schultag gehe ich ganz früh von zuhause los, weil ich den Zug nach Neuß auf keinen Fall verpassen will. Da sind auch schon die anderen Norfer, Manni, Pitti, Hansi und Bohn. Ich finde es gut, dass wir in dieselbe Klasse kommen, weil wir dann gegen die Neußer zusammenhalten können. Etwas später kommt auch Paul auf den Bahnhof, aber er beachtet mich gar nicht und geht gleich zu Mannis Bruder Wolfgang, der mit seiner dicken Hornbrille aussieht wie der Gitarrist von Herman's Hermits. Wolfgang ist in Pauls Parallelklasse und zurzeit sein bester Freund, denn er hat die besten Schallplatten, und „Get Off of My Cloud“ und „Paint It Black“ kann er komplett auswendig.

Vom Bahnhof in Neuß gehen wir im Eiltempo zur Schule. Bohn trittet hinter Hansi her. Hansi kann machen, was er will, er verliert ihn nicht. Er kann sogar sagen: Hau ab, Bohn, du stinkst, Bohn hängt sich trotzdem an ihn. An der Ecke Kapitelstraße ist die Filiale von der Stadtparkasse mit den beiden Säulen vor dem Eingang. Hansi geht an der ersten rechts vorbei, Bohn auch. An der zweiten geht Hansi links vorbei, Bohn auch. Dann umrundet er die Säule und geht zurück zur ersten, die er ebenfalls umrundet, bis er wieder auf dem alten Kurs ist, und Bohn immer hinterher, weil seine Mutter gesagt hat, er soll alles wie Hansi machen.

In Englisch haben wir Herrn Joner, einen ziemlich alten Knacker, der ein bisschen aussieht wie der Tchibo-Kaffee-Experte aus der Fernsehwerbung. Früher hat er in Afghanistan Deutsch unterrichtet. Heute kam er eine Viertelstunde zu spät, weil er in Jüchen wohnt und mit seinem VW Käfer auf der B1 im Stau stand.

In Mathematik haben wir Herrn Stromeyer. Er kennt das Schwann noch aus der Zeit, als es Oberrealschule mit Reform-Realgymnasium war. Herr Stromeyer zählt durch und stellt fest, dass wir achtunddreissig sind. Die Erfahrung sagt ihm, dass es vielleicht acht, höchstens neun von uns in einem Rutsch bis zum Abitur schaffen. Ich schaue mich unauffällig um, ob die vom Schicksal Auserwählten an irgendeinem Unterscheidungsmerkmal zu erkennen sind. Werden die sechs mit Pullover, Pullunder und Strickjacke darunter sein? Die sieben mit Lederhose, davon fünf mit Meckifrisur? Ich bin dafür, dass es auf jeden Fall die beiden einzigen Brillenträger bis in die Endrunde schaffen. Dann bin ich dabei. Ob als Nummer acht oder neun, ist mir wurst.

Evangelische Religion unterrichtet Herr Dr. Kleine-Natrop. Er ist erst seit 1960 in Neuß. Davor war er Pfarrer in der Ostzone, wo er es sehr schwer hatte, und davor war er fünf Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft. Hätte er sich vertraglich verpflichtet, die Arbeit der Evangelischen Kirche in der Ostzone auszuspienieren, wäre er früher entlassen worden. Am Schwann fühlt er sich sehr wohl, und deshalb ist er immer freundlich zu uns. In der großen Pause steckt er sich eine Zigarre an, schafft es meistens aber nicht, sie zuende zu rauchen und bringt sie mit in die Klasse, wo er sie auf dem Rand vom Waschbecken ablegt. Er trägt nie ein Buch bei

sich, kein Heft und nicht einmal einen Zettel, sondern schüttelt sein geheimes Wissen aus dem Ärmel. Er soll zwei oder drei Bücher geschrieben haben, und eins gibt es sogar schon auf Englisch. Zu mir sagt er Jakobus, und zu unserm Klassensprecher sagt er Schalko, aber zu den meisten sagt er bloß Mäxchen. Einer mit grünem Pullover ist Mäxchen Grün, einer mit blauem Hemd ist Mäxchen Blau. Ich glaube, das ist ein Trick, weil er sich die Namen der Schüler nicht merken kann.

In Zeichnen haben wir Herrn Nobis. Er ist uns unheimlich, weil seine rechte Hand verstümmelt ist. Es ist aber nicht im Krieg passiert, sondern bei der Arbeit an der Kreissäge, wobei er Daumen und Zeigefinger verloren hat. Bei ihm darf man keinen Quatsch machen, weil er einem sonst sofort eine Strafarbeit verpasst. Um den Umfang festzulegen, erkundigt er sich vorher, was der Vater von Beruf ist. Geht er einer Beschäftigung mit einem schlichten Namen nach, kommt man mit 1 Seite davon. Nach dem Beruf der Mutter fragt er zum Glück nie, sonst hätte er mir wahrscheinlich 3 Seiten verpasst. Aus der Entfernung wirft er mit Kreide oder mit seinem riesigen Schlüsselbund, und wenn man in seiner Reichweite und nicht kleiner als er selbst ist, schlägt er zu.

Von Montag bis Donnerstag haben wir fünf Stunden, am Freitag vier und am Samstag drei. Nur am Montagnachmittag muss ich nochmal nach Neuß fahren, zum Spielturnen. Auch Paul ist spätestens um zwei zuhause. Mama dagegen hat einen ganz vollen Stundenplan. Vier Tage in der Woche geht sie vormittags aus dem Haus und kommt erst abends wieder und ist erschöpft und muss sich langlegen, weil sie den ganzen Tag Seminare und Vorlesungen oder Praktikum gehabt und auf dem Rückweg auch noch Einkäufe gemacht hat. Montagvormittag und Samstagnachmittag hat sie frei, aber wenn sie mal einen langen Aufsatz schreiben muss, macht sie es auch in der PH, weil es da abends schön ruhig ist und sie jederzeit in Büchern nachgucken kann. Alle Aufsätze schreibt sie mit Füller auf Blockpapier mit Rautenmuster. Auf der ersten Seite muss links oben in der Ecke SBZ stehen, damit ihre Professoren wissen, dass sie aus der Ostzone kommt und Gnade vor Recht ergehen lassen.

Mama meint, es ist ein bisschen komisch, in ihrem Alter neben all den jungen Leuten zu sitzen. Sogar die Dozenten sind jünger als sie, außer Professor Wehle, aber nur ein Jahr. Professor Lowinski ist zwei Jahre jünger. Mama ist sehr froh, dass sie sein Werk über Wohnungspolitik in der sozialen Marktwirtschaft nicht lesen muss. Das erledigt Papa für sie. Er schlägt sogar alle Fremdwörter im Duden nach, und weil die meisten mehrmals vorkommen, schreibt er die Übersetzungen auf einen Extrazettel. Wenn er das Buch durch hat, tippt er für Mama auf der Schreibmaschine eine Zusammenfassung, und das ist dann fast so gut, als wenn sie es selbst gelesen hätte. Nebenbei schmeißt Papa auch noch unseren Haushalt, unter geringer Mithilfe von Paul (Abwaschen, Fegen) und mir (Abtrocknen, Aufkehren). All das macht Papa, obwohl es ihn schon seit Wochen in den Fingern juckt, mit seinem dritten Roman anzufangen. Die ganze Zeit, sagt er zu Mama, habe ich den Geruch von Lagerfeuern und Pferden in der Nase und höre verwehte Schüsse, aber stattdessen muss ich mich mit den Emotionen des Individuums beschäftigen, das in der Agglomeration des urbanen Raums kompensatorisch seine Integrität bewahrt.

Das hört sich wie grober Unfug an, sagt Mama.

Das stimmt, sagt Papa, aber genau so schreibt dein Professor Lowinski. Und es warten noch eine ganze Reihe Schmöker darauf, dass ich sie durcharbeite.

Die Bücher, die Papa noch durcharbeiten will, habe ich mir ein bisschen genauer angesehen. Wenn ich die Wahl hätte zwischen „Untersuchungen zur Periodik im Spielverhalten 6-10jähriger Kinder“ von Brigitte Gilles (159 Seiten) und „Stolz der Vergessenen“ von Robert Ullman aus dem Erich Pabel Verlag (172 Seiten) wüsste ich, wofür ich mich entscheide.

Ein Taschenbuch sah auf den ersten Blick interessant aus, denn es heißt „Philosophie der Aufklärung“. Weil vorne drauf vier Männer abgebildet sind, hatte ich vermutet, dass es Ärzte sind, die erklären, wie das Kind in den Bauch der Mutter kommt. Auf diese Frage hat mir Mama noch nie eine richtige Antwort gegeben. Alles, was sie sagt, ist: Das passiert beim Hochzeitfeiern. Mehr sagt sie nicht. Ich hatte gehofft, mit Hilfe dieses Buches endlich alle Geheimnisse lüften zu können, aber als ich es hastig durchblätterte, war ich enttäuscht. Offenbar gibt es zwei Aufklärungen: Die eine hat mit Kinderkriegen zu tun, die andere mit Philosophie, was ungefähr das Gegenteil ist. Immerhin weiß ich jetzt, dass ich in einem Aufklärungsbuch bloß noch das Inhaltsverzeichnis überfliegen muss, um festzustellen, ob es interessant ist oder nicht. Kommt ein Mann namens Immanuel Kant vor, kann ich es gleich in die Ecke feuern.

Ein anderes Buch hat den Titel „Allgemeine Tiefenpsychologie“ und handelt von unserem Seelenleben. Ich hatte gehofft, dass etwas über Hypnose drinsteht, wo man mit offenen Augen schläft und dabei Dinge tut, die einem der Hypnotiseur befiehlt und an die man sich hinterher nicht mehr erinnern kann, wie im Film „Dr. Mabuse“. Pustekuchen. Es ist ein Buch über Erziehung. Deshalb muss es ja auch von den Studenten in der PH, die alle Lehrer oder Lehrerin werden wollen oder schon sind, wie Mama, gelesen werden. Wenn ich es richtig verstanden habe, ist Tiefenpsychologie eine Waffe zur Beherrschung von Schwererziehbaren. Also von Leuten wie Paul.

In letzter Zeit mault und meckert er nur noch rum, liegt Papa ständig mit Geld für Führerschein und Moped in den Ohren, gibt Mama freche Antworten und redet dummes Zeug, wenn ich ihn was frage. Als ich neulich wissen wollte, was Audi bedeutet, hat er „HörZu“ gesagt und dass es aus dem Lateinischen kommt, aber das macht überhaupt keinen Sinn und ist bestimmt gelogen. Warum sagt er nicht die Wahrheit, warum warum warum? Vorbei die Zeiten, als ich noch nach seiner Hand griff, damit er mich führte und beschützte. Wenn wir nachmittags alleine zuhause sind, blockiert er das Wohnzimmer, hört laut Musik und raucht. Wenn ich dann den Fußball gegen die Wohnzimmertür ballere, schreit er, ich soll aufhören, was ich aber erst tue, wenn er rausgeschossen kommt und mich verprügeln will, aber dann habe ich mich schon im Bad eingeschlossen und schreie um Hilfe, bis er schwört, mir doch nichts zu tun.

Und wir sind nachmittags oft alleine zuhause, zum Beispiel wenn Papa Rundfunk- und Fernsehgebühren kassieren muss. Auf seiner normalen Tour am Vormittag schafft er das nicht, weil viele Leute vormittags nicht zuhause sind, und an

diesen Tagen muss er nachmittags noch einmal ran, was ihm aber nicht gefällt. Deshalb meint er, ich kann das machen, und weil ich erst zehn bin, soll Dieter Frambach mitgehen, Heidis Bruder, der schon dreizehn ist. Hinterher soll Paul zuhause das eingenommene Geld zählen, und dann wird abgerechnet: Für jede Karte, die wir an den Mann bringen, kriegt Dieter fünfzehn Pfennige, und ich fünf Pfennige.

Papa gibt uns den Stapel mit den übrig gebliebenen Gebührenquittungen, ungefähr siebzig Stück, die große Geldtasche mit fünfzig Mark Wechselgeld, und dann ziehen wir los. Bei uns in der Moselstraße fangen wir an. Jedes Mal kassieren wir sieben Mark, oder, wenn es nur für Rundfunk ist, zwei Mark. Es klappt wunderbar, nur Herr Stokowski kommt in Unterwäsche an die Tür und ist schlecht gelaunt, weil er Frühschicht gehabt hat und wir ihn geweckt haben. Frau Staroske und die alte Frau Thiel weigern sich, uns Geld zu geben, weil sie uns nicht glauben, dass wir im Auftrag der Deutschen Bundespost unterwegs sind, und als Frau Thiel am nächsten Tag bei Papa sieben Mark bezahlt, sagt sie ihm, gestern hätten zwei Jungen versucht, sie um die Rundfunkgebühren zu betrügen, aber sie wäre nicht drauf reingefallen, und Papa antwortet, Das haben Sie gut gemacht.

In der Moselstraße macht uns Frau Henn, die Mutter von Hans-Jürgen Przybilla, die Tür auf, und sofort schlägt uns eine Wolke aus Wasserdampf und Gestank ins Gesicht. Es ist der Geruch von Mülleimer und Kohlsuppe, Pups und Turnhalle, vermischt mit Dampfschwaden aus einer Waschküche, und irgendwo im Haus schreit ein Baby. Gern würden wir wieder abhauen, aber wir sind ja im Auftrag der Deutschen Bundespost unterwegs. Ich sage, weshalb wir gekommen sind, und Frau Henn sagt, Moment, ich muss nach oben und das Geld holen. Beim Sprechen werden ihre beiden Vorderzähne sichtbar, der eine gelb, der andere schwarz. Kommt doch so lange rein, sagt sie, und schließt hinter uns die Tür. Kaum ist sie auf der Treppe verschwunden, reißen wir die Haustür auf und schnappen draußen nach Luft. Es wundert mich kein bisschen, dass der richtige Vater der Henne hier nicht mehr wohnt.

Am Wandertag macht unser Klassenlehrer Herr Selbach mit uns einen Ausflug an den Rhein bei Grimlinghausen. Vieten hat es so eingerichtet, dass Herr Selbach immer weit vor ihm ist, damit er nicht mitbekommt, dass er einen blauen Spielzeugfernseher herumgehen lässt, klein wie eine Streichholzschachtel, auf dem man sich Bilder von nackten Frauen angucken kann. Gottlieb lacht sich bei jedem Bild kaputt und sagt Uuh, sexy und gibt den Fernseher an Dotzeck weiter. Dotzeck guckt nur ganz kurz drauf, kichert und gibt ihn an mich weiter, denn er hat zwei Schwestern und braucht kein zusätzliches Bildmaterial. Damit ich etwas erkennen kann, muss ich den Fernseher gegen die Sonne halten und mit einem Auge ganz nah dran gehen. Ich sehe eine nackte Frau am Strand, die ein Handtuch vor sich hält, damit man nichts erkennen kann. Die nächste Frau hat einen Bikini an und verbiegt ihren Körper, damit der Busen und der Po herausstehen und besser zur Geltung kommen. Danach kommt eine ganz nackte Frau, aber sie ist nur von der

Seite zu sehen. Vieten will mir den Fernseher ausleihen, wenn er dafür als Leihgebühr einen alten Versandhauskatalog geschenkt bekommt, am besten von Witt Weiden, aber Quelle oder Bader sind auch okay.

Zuhause zeige ich Paul den Fernseher, der so was noch nie gesehen hat, und als am Abend Mama nach Hause kommt, verpetzt er mich bei ihr, aus Rache, weil ich mich über sein Verbot hinweggesetzt und auf seinem Tonbandgerät wieder einmal heimlich Musik gehört habe. Er hätte es nie gemerkt, wenn ich nicht beim Zurückspulen Bandsalat angerichtet hätte, wodurch er es beweisen konnte.

Obwohl auf den winzigen Bildern nicht mehr zu sehen ist als in den Zeitschriften in unserem Waschsalon in Neuß, regt Mama sich fürchterlich auf: wie ich dazu komme, was ich mir einbilde, ob ich keine anderen Interessen habe und was wohl passiert wäre, wenn Herr Selbach mich damit erwischt hätte? Sowa gehört nicht in Kinderhände, igitt, am liebsten würde ich das Ding hier und jetzt in den Ascheimer schmeißen. Weil es sich um Eigentum von Vieten handelt, kann sie es nicht tun, aber das Ding muss sofort wieder aus dem Haus, und damit keiner sieht, was da in meine Hände gelangt ist, wickelt sie den Fernseher dick in Watte und steckt ihn in eine alte 4711-Seifenschachtel, und die Schachtel packt sie ein wie ein Geschenk und klebt es mit Tesafilm zu, und so wie es ist, muss ich es morgen Vieten übergeben.

Paul kann sich aber nur kurz über seinen Triumph freuen, denn wenige Tage später taucht Herr Ramrath bei uns auf und beschlagnahmt sein Moped Marke Zündapp, weil es polizeilich nicht zugelassen ist. Dass Paul ein Moped besitzt, hat niemand von uns geahnt, denn er hat ja noch nicht einmal den Moped-Führerschein, und der Kauf wäre ihm auf jeden Fall verboten worden. Dass er sich über das Verbot einfach hinweggesetzt hat, nimmt Papa ihm sehr übel. Mama glaubt, dass seine kriminellen Anlagen daran schuld sind. Wahrscheinlich wird er über kurz oder lang im Gefängnis landen. Das Moped hat ihm Norbert Hentschel für siebzig Mark verkauft, wovon Pauls Freund Wolfgang die Hälfte bezahlt hat. Sie haben es bei uns im Haus in der Waschküche versteckt, und immer wenn die Luft rein war, haben sie es hochgetragen und sind damit hinter dem Haus auf dem Feldweg Richtung Nievenheim herumgefahren, mal mit Wolfgang, mal mit Paul hinten drauf. Herr Ramrath selbst hat es gar nicht herausgefunden, sondern die alten Brauns haben Paul angezeigt. Sie wohnen über uns im dritten Stock mit einer prima Aussicht auf die Felder und haben den ganzen Tag nichts anderes zu tun, als aus dem Fenster zu gucken und auf minderjährige Mopedfahrer zu lauern, die ohne Führerschein und ohne Nummernschild unterwegs sind.

Jetzt ist Paul das Moped los und Wolfgang und er haben eine Anzeige am Hals und werden demnächst von einem Gericht verurteilt. Mama hofft, dass es geheim bleibt, weil die Leute sonst denken, das muss aber eine komische Lehrerin sein, deren Sohn kriminelle Handlungen begeht.

Bei Wolfgang's Eltern ist Herr Ramrath auch gewesen. Sie waren genauso ahnungslos wie wir, seine Mutter hat sich furchtbar aufgeregt und Paul alle Schuld in die Schuhe geschoben, weil er zwei Jahre älter ist und Wolfgang zum unrechten Handeln verführt haben soll. Er und Wolfgang dürfen sich nie mehr treffen, sogar in

der Schule müssen sie sich aus dem Weg gehen, und alles wegen den blöden Brauns. Paul will sich an ihnen rächen, aber er hat Mama versprechen müssen, jetzt besonders freundlich zu ihnen zu sein und immer höflich Guten Tag zu sagen, andernfalls kann er seine Hoffnungen auf den Moped-Führerschein begraben. Am liebsten würde er ihnen ein großes Paket mit Hundescheiße schicken, mit einem fetten Kracher drin, der beim Öffnen explodiert.

Erst ein halbes Schuljahr ist herum, und schon sind wir alle eine Klasse weiter. Als neues Fach haben wir Geschichte bekommen. In der ersten Stunde klappt Herr Selbach, der auch unser Deutschlehrer ist, die beiden Flügel der Tafel auf, malt einen langen Strich und sagt, das ist ein Zeitstrahl. Ganz rechts macht er einen Punkt und sagt, das ist heute. Nach links macht er alle zehn Zentimeter einen Strich und sagt, jeder Strich sind fünfzig Jahre. Dann trägt er wichtige Ereignisse ein: Christi Geburt, Ende des Römischen Reichs, Entdeckung Amerikas, Erste deutsche Eisenbahn, Zweiter Weltkrieg. Für nächstes Mal soll jeder von zuhause etwas Altes egal aus welcher Zeit mitbringen, das dann auf dem Zeitstrahl eingeordnet wird.

In der nächsten Stunde legen wir unsere Mitbringsel vor uns auf die Bank. Stößner hat ein Foto vor sich liegen. Als er an der Reihe ist, fragt ihn Selbach: Wolfgang, was hast du mitgebracht?

Eine Hellebarde.

Eine Kriegswaffe aus dem Mittelalter? Das ist aber toll. Wo ist sie?

Stößner hebt das Foto hoch. Da.

Auf dem Foto steht Stößner vor einer Wand und hat eine Hellebarde in der Hand.

Du hast bloß ein Foto davon mitgebracht?

Meine Eltern haben es mir nicht erlaubt.

Weil Herr Selbach verärgert ist, trägt er den Fund nicht auf dem Zeitstrahl ein.

Hansi hat eine kleine Briefmarke mitgebracht und sagt, sie ist über fünfzig Jahre alt. Ich kenne die Marke, eine rosa Germania zu 10 Pfennig, sie ist nichts wert, höchstens ungestempelt. Hansi sagt, sie stammt aus der Kaiserzeit, und deshalb muss er erklären, was das bedeutet. Genau weiß er es auch nicht, aber seine Oma hat gesagt, der Kaiser war ein feiger Hund, weil er zwar andern Ländern den Krieg erklärt hat, aber in den Krieg ist er nicht mit gezogen, und als der Krieg verloren war, ist er stufen gegangen, ins Exil nach Holland. Er ist also schuld daran, dass wir heute keinen Kaiser mehr haben oder wenigstens einen König wie in andern Ländern.

Die Briefmarke kommt an der Tafel ziemlich weit nach rechts, zwischen den Strich für 1900 und den Punkt für Zweiter Weltkrieg.

Pitti hat das Gebetbuch seiner Uroma von 1820 mitgebracht. Außer Herrn Selbach darf es keiner anfassen, weil er das seiner Mutter schwören musste. Außerdem hatte sie es atombombensicher verpackt. Das Gebetbuch kommt einen ganzen Strich links von der Briefmarke, noch vor der Eisenbahn.

Mollenhauer hat einen Faustkeil dabei, wie ich ihn auch gerne hätte. Er erklärt, dass er mindestens hunderttausend Jahre alt ist. Die Steinzeitmenschen haben ihn als Werkzeug benutzt. Heck meldet sich und sagt, der Faustkeil kann nicht so alt sein, weil er sonst längst zu Staub zerfallen wäre, und ein paar andere meinen das auch. Mollenhauer ist beleidigt und sagt, sie hätten zuhause im Garten sogar eine Vase aus der Römerzeit gefunden, die noch ganz heil war, sie mussten sie aber an das Museum abgeben, weil sie tiefer lag als erlaubt. Herr Selbach guckt sich den Faustkeil an und sagt, er ist echt und er möchte ihn gern auf dem Zeitstrahl eintragen, aber die Tafel ist nicht groß genug dafür, sie müsste hundert Meter breit sein. Mollenhauer ist sehr stolz, dass sein Mitbringsel so alt ist, dass es nicht mehr auf die Tafel passt. Er glaubt, dass er damit gewonnen hat, doch dann zeige ich Herrn Selbach den kaputten Ammoniten, den Paul in Vögisheim gefunden hat, und sage, das ist ein Stück von einer großen Meeresschnecke, die vor hundertfünfzig Millionen Jahren gelebt hat. Ich lasse die Versteinerung herumgehen und alle dürfen sie anfassen und herumdrehen und daran riechen und über die Rippen streichen. Herr Selbach sagt, wenn wir wissen wollen, wo die Versteinerung auf dem Zeitstrahl eingeordnet werden muss, sollen wir uns vorstellen, der Zeitstrahl würde bis Koblenz reichen. Es ist das mit Abstand älteste und darum beste Stück von allen, und ich bin der Altertumsstar.

In Englisch haben wir jetzt Herrn Lieberknecht. Herr Lieberknecht steht immer mit dem Rücken zur Tafel, damit ihm nichts entgeht. Wenn es zu laut wird, hebt er den Arm, legt Daumen und Zeigefinger zusammen und sagt Stecknadel! Dann wartet er, bis es so still ist, dass man eine Stecknadel fallen hören könnte. Falls er eine dabei hätte. Wenn er sich doch mal umdreht, dann weil er etwas an die Tafel schreibt oder weil wir nicht sehen sollen, wie er sich – pschhht! – eine Ladung Mundspray in den aufgerissenen Mund sprüht.

In seinem roten Lehrerkalender führt er über jeden von uns Buch. Außer den Noten vergibt er die Buchstaben B und H. Wer Quatsch macht, bekommt ein B wie Betragen und eine Strafarbeit, und für drei Bs gibt es einen Eintrag im Klassenbuch. Wer dabei erwischt wird, dass er seine Hausaufgaben nicht gemacht hat, kriegt ein H und muss sie beim nächsten Mal zu Beginn der Stunde vorzeigen, und wer seine Bücher oder Hefte vergessen hat, muss ein Stundenprotokoll machen oder eine Seite Vokabeln mit Übersetzung abschreiben.

Heute stellt Herr Lieberknecht fest, dass einige von uns ihre Grammatik nicht dabei haben, und jetzt müssen wir uns melden, damit er uns aufschreiben kann. Nach Reinhard Lubich und Werner Streich melde ich mich. Obwohl Herr Lieberknecht bestimmt schon weiß, wie ich richtig geschrieben werde, sage ich frech: Thalrand mit th. Ein paar kichern, aber Herr Lieberknecht kann nichts machen, weil es ja die Wahrheit ist, und sagt bloß, dass er das schon weiß. Danach meldet sich Joachim Soeder.

Soeder mit oe, sagt er grinsend, und ein paar lachen.

Das brauchst du mir nicht zu sagen, fährt ihn Herr Lieberknecht an, schließlich schreibe ich hier nicht dein Zeugnis, aber da es dir anscheinend sehr wichtig ist, darfst du bis morgen deinen Namen in Schönschrift schreiben, ob mit ö oder oe ist mir egal, und zwar fünfzig Mal.

Mann ey! schreit Soeder empört, Wieso das denn, das ist ungerecht, der Thalrand durfte doch auch seinen Namen buchstabieren!

Das ist ganz was anderes, belehrt ihn Lieberknecht, weil er jetzt keinen Rückzieher mehr machen kann, und ob Soeder vielleicht interessiert ist, seinen Namen hundert Mal zu schreiben.

Am Montagnachmittag haben wir ausnahmsweise kein Spieltunnen. Stattdessen trägt unsere Klasse im Stadion an der Schorlemerstraße ein Freundschaftsspiel gegen die Quinta a aus. Wer nicht mitspielt, muss zugucken und für lautstarke Unterstützung sorgen.

Vor dem Anpfiff geben sich die Spielführer die Hand. Weil beide Mannschaften weiße Turnhemden mit einem blauen Querstreifen und blaue Turnhosen anhaben, müssen unsere die Hemden über der Hose tragen und die andern müssen sie reinstecken, damit uns der Schiedsrichter, ein langer Lulatsch aus der Oberstufe, unterscheiden kann.

Wir spielen zweimal dreißig Minuten. Es geht gleich richtig los, und wir sind ein gutes Publikum. Immer, wenn einer von uns oder von denen aufs gegnerische Tor stürmt, gibt es vom Rest der Klasse die üblichen Anfeuerungsrufe.

U-we, U-we, rufen ein paar von der a. Wahrscheinlich haben sie das mal bei einem Heimspiel vom HSV im Fernsehen gehört, oder bei einem Länderspiel. Hier in Neuß ist das nicht angebracht. Genauso wenig wie We want Stones. Das rufen auf Pauls Schallplatte die Fans, die ungeduldig auf den Auftritt von Mick Jagger & Co. warten, vor dem ersten Stück.

We want Stones! schreie ich über den Platz.

Was rufst du da, Siebotz kotz? fragt mich Bohn, und lacht sich kaputt. Ich frage ihn, ob er noch nie was von den Rolling Stones gehört hat, Mick Jagger und so, aber Bohn wiederholt nur Siebotz kotz! Siebotz kotz! Er kriegt sich gar nicht mehr ein.

Olli hat zugehört und verbessert mich. Man sagt Mike Jagger.

Was? sage ich, Mike? Du meinst, Mick Jagger heißt Mike Jagger?

Ja.

So'n Quatsch, der heißt Mick. Manni, sagt man Mick Jagger oder Mike Jagger?

Mick natürlich, sagt Manni.

Olli zieht die Stirn kraus. Mick gibt es nicht als Vorname, sagt er und plinkert nervös mit dem Auge, weil das sein Tick ist. Nur Mike. Das kommt von Michael.

Das sagt er natürlich bloß, weil er selbst Michael heißt. Olli ist nur sein zweiter Vorname, den er sich vor nicht allzu langer Zeit selbst als Rufname ausgesucht hat. Das hätte er wohl gerne, dass er mit erstem Vornamen so heißt wie der Sänger von den Rolling Stones. Denkste.

Ach so, sagen Manni und ich fast gleichzeitig, und deshalb heißt es auch Dave Dee, Dozy, Beaky, Mike & Tich?

Natürlich, sagt Olli, und plinkert wieder, und Bohn ruft noch ein paarmal laut Siebotz kotz! über den Platz.

Nach zehn Minuten flankt Ziegler in den Strafraum, Siebold springt höher als alle anderen, köpft auf Streich, und der tritt den Ball unbedrängt ins Tor. 1:0. Keine drei Minuten später lässt Hansi, unser Kapitän, drei Mann geschickt aussteigen, flankt auf Streich. Viele Beine im Strafraum der a, aber sie bekommen den Ball nicht weg. Cordes, vor Schussdrang nicht zu bremsen, macht kurzen Prozess und hämmert den Ball ins kurze Eck. Der Torwart ist machtlos, weil ihm die Sicht versperrt war. 2:0.

Kurz vor Ende der 1. Halbzeit wühlt sich ein Stürmer der a durch das Getümmel in unserem Strafraum, wird von Heck und Soeder in die Zange genommen, lässt sich theatralisch fallen. Der Schiri pfeift Strafstoß, zu Unrecht, wie wir meinen. Zum Glück kann Wieneke parieren, weil er in der Jugendmannschaft vom VfR Neuß spielt und die Ecke geahnt hat und der Schuss zu schwach war.

In der 2. Halbzeit schießt die a drei Tore und wir keins, weil wir die Ordnung verloren haben, die Hansi letzten Samstag in Deutsch an der Tafel mit uns einstudiert hat, und obwohl wir auf meinen Vorschlag Quinta c tut euch weh! gebrüllt haben.

Kurz vor Schluss landet ein Befreiungsschlag der a in unserem Strafraum. Soeder stoppt den Ball mit der Brust, bringt ihn aber nicht weg, weshalb ihn sich der robuste Siebold schnappt, indem er Soeder einfach zur Seite schubst, der daraufhin über seine eigenen Beine stolpert und hinfällt, während Siebold den Ball auf den trickreichen Ziegler passt. Der ist schon auf dem Weg zur Mittellinie, als ihn ein Pfiff stoppt. Danach muss er dem Schiri den Ball zuwerfen. Keiner kapiert, was los ist, bis der Lulatsch auf den Elfmeterpunkt vor unserem Tor zeigt.

Schon wieder Strafstoß gegen uns? Aber warum?

Das will auch Hansi wissen, der beim Abspiel auf Ziegler schon Richtung linke Eckfahne durchgestartet war. Wild gestikulierend läuft er auf den Schiri zu, der dadurch abgelenkt ist und nicht mitkriegt, wie sich Streich den Ball schnappt und hinter seinem Rücken versteckt, woraufhin zwei aus der a versuchen, ihn ihm abzujagen, was aber Heck und Wieneke zu verhindern wissen. Für mich und noch ein paar andere ist das das Signal, auf den Platz zu laufen. Ein bisschen Unterstützung kann nicht schaden. Gemeinsam bilden wir einen zweiten Ring um Wieneke, Siebold, Heck und Ziegler, die den Schiri inzwischen eingekesselt haben. Wir sind stinksauer, weil er uns mit seinem Pfiff die todsichere Chance zum Ausgleich genommen hat. Und keiner von uns hat verstanden, warum er der a auch noch einen Elfmeter schenken will.

Wieso das denn?

Wegen Foulspiel, sagt der Typ aus der Oberstufe.

Was für'n Foulspiel?

Der da, sagt der Lulatsch und zeigt auf Siebold, hat den da gefoult. Er zeigt auf Soeder.

Das ist doch einer von uns, sagt Siebold und tippt sich ein paar Mal an die Stirn. Aus unserer Mannschaft! Gegen den kann ich gar nicht Foul spielen!

Der Schiedsrichter denkt einen Moment nach. Dann sagt er: Foul im Strafraum gibt immer Elfmeter, und wegen Meckerns kriegst du von mir eine Verwarnung. Und zu uns sagt er, wir sollen machen, dass wir vom Spielfeld runterkommen.

Den Elfmeter schießt diesmal der Torwart von der a, und weil Wieneke in die falsche Ecke fliegt, steht es am Ende 4:2, wie in Wembley, und wieder hat uns ein Schiedsrichter um den möglichen Sieg betrogen.

Paul hat die Führerscheinprüfung bestanden und es außerdem hingekriegt, dass Onkel Georg denkt, er wünscht sich zum Geburtstag ein Fahrrad, um sich damit den Schulweg zu erleichtern. Sage und schreibe 300 Mark hat er ihm per Postanweisung zukommen lassen, von Papa persönlich ausbezahlt. Natürlich hat er sich kein Fahrrad gekauft, sondern die Kreidler Florett von Herrn Ahrnholz, weil der vom Moped auf Auto umgestiegen ist, und den Sturzhelm gab es noch obendrauf.

Wenn Mama und Papa da schon gewusst hätten, dass er nicht in die Obertertia versetzt wird, hätten sie es ihm bestimmt nicht erlaubt. Sie denken, schuld ist sein Schlendrian, dabei kennen sie nur die Hälfte von seinem Schlendrian, nämlich dass er Musik hört beim Schulaufgabemachen und dauernd mit dem Moped unterwegs ist. Was sie nicht wissen ist, dass der Schlendrian schon morgens anfängt, wenn er in der Bahnhofsgaststätte wartet, bis seine Klassenkameraden aus Kapellen und Holzheim ankommen, damit sie zusammen zur Schule gehen können, und in der Zeit macht er den Rest seiner Hausaufgaben. Und nach der Schule geht er nicht gleich zum Bahnhof, sondern erst einmal in die Flotte Theke zum Flippern, drei Spiele für fünfzig Pfennige, und dazu trinkt er eine Cola. Er meint, das hat er sich nach dem anstrengenden Schultag verdient.

Ich bin auch nicht mehr der gute Schüler aus der Sexta und Quinta, aber immerhin habe ich im Zeugnis nur eine einzige Vier. Die Hauptsache aber ist, dass Mama endlich ihr Studium an der PH abgeschlossen hat und wieder an ihre Schule in Derikum zurückkehren kann. Deshalb werden wir in den Sommerferien alle zusammen nach Schleswig-Holstein in Urlaub fahren, und in der Zeit wird Heidi Pürrie füttern und unsere Blumen gießen. Es ist das erste Mal seit der Bodenseefahrt vor fünf Jahren, dass wir verreisen, und das erste Mal überhaupt, dass Papa mitkommt. Vom Fremdenverkehrsamt in Kellinghusen hat er sich Prospekte schicken lassen, auf denen Wiesen und Weiden, Teiche, Heidelandschaften, Wald- und Feldwege abgebildet sind, aber zu Pauls und meiner Enttäuschung kein Meer, weil Kellinghusen nicht am Meer liegt, sondern bei Itzehoe, wo Papas Vorfahren herkommen, und das ist der Grund, warum wir dahin fahren. Er sagt, dieser Urlaub wird der Familie gewidmet sein, nicht der jetzigen, wo jeder etwas anderes will und tut, sondern der bereits gewesenen, auch wenn man den Begriff dafür ziemlich weit fassen muss. Das ist die eigentliche Familie, auch wenn man sie nicht unbedingt kennt und egal, ob sie einem nun passt oder nicht. Die Familie ist unser Schicksal, man kann Glück haben oder Pech, aber so ist es nun einmal.

Ich finde es auch gut, dass wir unsere Vorfahren kennen. Jedenfalls die, von denen wir nicht bloß den Namen haben, sondern auch ein paar Fotos, vielleicht sogar Briefe oder Ansichtskarten. Die meisten von ihnen sind zwar schon tot, zum Beispiel Papas Vater und sein jüngerer Bruder Heino und Mamas Vater und ihr Bruder Hans, und deren Eltern und Großeltern sowieso, aber solange von ihnen noch die Rede ist und man in ihren Hinterlassenschaften wühlen kann, sind sie noch nicht ganz verschwunden, sondern gehören zu uns und sind irgendwie anwesend, dauerhaft anwesend.

Aus dem Gastgeberverzeichnis hat sich Mama die Frühstückspension von Frau Dora Pieper, Lehmsbergstraße 11, ausgesucht, wo das Zimmer 6,50 DM kostet inklusive Frühstück. Per Postkarte fragt sie an, ob sie uns im Sommer für zwei Wochen unterbringen kann, Vater, Mutter und zwei Söhne, siebzehn und fast zwölf Jahre alt. Frau Pieper antwortet sofort, dass sie in diesem Zeitraum Platz hat und außerdem einen Sohn, der in unserem Alter ist und sich schon auf seine beiden neuen Spielkameraden freut. Das hätte Frau Pieper nicht schreiben sollen, denn Mama meint, dass Paul und ich von diesem Sohn ja bloß neue Dummheiten und Unartigkeiten lernen würden. Damit scheidet sie aus, und morgen muss Papa von der Post aus bei Frau Anneliese Siglaff Gartenstraße 17 anrufen und fragen, ob sie Platz hat und sich nebenbei erkundigen, ob sie Kinder hat und wie alt sie sind, und wenn Frau Siglaff schlau ist, sagt sie einfach Nicht dass ich wüsste.

Kurz vor unserer Abreise bekommt Papa endlich Antwort vom Zauberkreis-Verlag. Sein Roman ist nicht angenommen, aber auch nicht abgelehnt. Sie können ihn bloß im Moment nicht gebrauchen, weil bis Ende des Jahres ein Ankaufstopp besteht. Papa ist aber kein bisschen enttäuscht, weil er davon ausgeht, dass sie ihn dann im nächsten Jahr herausbringen werden, und das bedeutet, dass er jetzt endlich mit seinen Romanen am Ball ist. Bis Weihnachten will er noch zwei weitere fertigmachen, damit er gleich mit drei Romanen einsteigen kann. Außerdem will er sich ein Pseudonym zulegen. Wir sind alle dafür, denn es kann nicht schaden, wenn schon der Name des Verfassers nach Wildem Westen klingt. Wahrscheinlich ist es sogar sehr nützlich. Mit seinem richtigen Namen Marion Robert Morrison wäre John Wayne nie im Leben Filmheld geworden. Nicht jeder hat das Glück, als Gary Cooper oder Lex Barker geboren zu werden, manchmal muss man dem Erfolg ein bisschen nachhelfen. Stetson Cody oder Riv Colorado sind garantiert auch erfundene Namen. Wie wäre es mit Helmond Rigby?

Paul meint, da würden alle an die Beatles denken, und schlägt seinerseits G. F. Ruby vor, weil sehr viele Westernautoren ihre Vornamen mit G. F. abkürzen: G. F. Unger, G. F. Waco, G. F. Wego, G. F. Barker, G. F. Barner, G. F. Barring, G. F. Bucket, G. F. Zegor. Bei Ruby denke ich aber an die Stones, und wenn ich zwischen Beatles-Rigby und Stones-Ruby wählen muss, bin ich für Beatles.

Mama gefällt weder Helmond Rigby noch G. F. Ruby. Die Idee, dass Papa unter falschem Namen schreibt, findet sie zwar gut, weil man dann nicht ahnt, dass sich dahinter ein Derikumer Briefträger versteckt. Aber es soll ein deutscher Name

sein, von dem man höchstens annehmen könnte, er sei amerikanisch, wie A. F. Peters oder R. F. Garner. Sie meint, alles andere wäre Schmu. Nach kurzer Überlegung schlägt sie Pat Urban vor, weil man das auch Pät Öhrbn aussprechen kann. Ich muss bei Pat an den langen Lulatsch von Pat & Patachon denken und bei Urban an das Buch von Professor Lowinski, und das sind zwei gewichtige Argumente gegen diesen Namen.

Was sein Pseudonym betrifft, kann sich Papa vorläufig nicht entscheiden, aber für „Postreiter“ lässt er sich von mir den Namen Mark McDonald schenken, und so wird der an den Rollstuhl gefesselte Ranchersohn heißen, der wie Papa Gedichte von Friedrich Schiller auswendig kann.

„Postreiter“ ist natürlich kein Titel, der einen vom Hocker reißt. Genauso wenig wie „Partnerschaft“ und „Cycil gibt nicht auf“. Die Westernromane von Howard Duff und Robert Ullman, die ich zuletzt gelesen habe, hießen „Das Gesetz bin ich“, „Link Dillons Endkampf“ und „Zähl bis drei und zieh“. Ich glaube, dass Papa nicht nur ein passendes Pseudonym, sondern auch aufregende Titel für seine Romane braucht. Außerdem stehen in den Romanheften immer reißerische Inhaltsangaben, wie Papa sie nie schreibt, weil ihm das angeblich nicht liegt. Mir liegt es auch nicht, aber die Westernhefte sind voll damit. Man kann sich davon inspirieren lassen oder einzelne Sätze sogar neu kombinieren, wodurch ganz neue Werbesprüche entstehen, denen niemand mehr ansieht, dass sie mal für den Kauf von „Sie jagten Cheyenne“ oder „Kopfpreis 1000 Dollar“ geworben haben. Ich bin mit meinen drei Werbetexten sehr zufrieden.

Postreiter

Aus Geheimnis, Romantik und Gefahr webt Helmond Rigby eine abenteuerliche Handlung von nervenaufreizender Dramatik. Eine dramatische Szene folgt der anderen, und bis zum erlösenden Schluss bleibt der Leser vom Wirbel der abenteuerlichen Geschehnisse gebannt.

Partnerschaft

Wieder einmal gelingt Helmond Rigby eine fesselnde Darstellung voll absoluter Wirklichkeitstreue, die den Leser bis zum Schluss in atemloser Spannung hält.

Cycil gibt nicht auf

Packend bis zum Ende erzählt Helmond Rigby von einer Liebe, die warten muss, weil das Gesetz des Handelns dazu zwingt. Kein Leser sollte sich die neuen Romane von Helmond Rigby entgehen lassen, denn Helmond Rigby lesen bedeutet, die wahre Geschichte des amerikanischen Westens unmittelbar und voll einmaliger Spannung zu erleben.

In Kellinghusen finden Paul und ich es nur so lala. Man kann ein Tretboot mieten und die Stör rauf und runter fahren oder Minigolf spielen, aber sonst ist es ziemlich langweilig. Besonders ist nur, dass die Brötchen hier Kieler heißen, das Haus von Familie Siglaff ein Dach aus Schilf hat und es in unserem Schlafzimmer nach Parol riecht. Abends im Bett muss ich Paul spektakuläre Mordfälle aus meinem neuen Buch erzählen, „Das Jahrhundert der Detektive“. Daraus kann man lernen, wie durch Blutspritzer, ausgerissene Haare, Schuhabdrücke und sogar Staubkörnchen Verbrechen aufgeklärt werden. Selbst Leichen können zum Sprechen gebracht werden, wenn man sie mit dem Mikroskop untersucht. Detektive kommen kaum vor, sondern spezielle Kriminalbeamte, die düstere Geheimnisse in England, Frankreich, Deutschland und Amerika entschleiern. Am meisten interessiert sich Paul für Sexualverbrechen, die ich ihm in allen Einzelheiten schildern muss.

Papa sitzt den ganzen Tag im Kirchenbüro, um die uralten Kirchenbücher durchzuwühlen. Außerdem sucht er verschiedene Bauernhöfe in der näheren Umgebung auf, spricht mit den Besitzern, die irgendwie mit uns verwandt sind, und macht Fotos mit unserer Agfa-Box. Die Kirche in Kellinghusen fotografiert er von innen und außen, weil darin alle Vorfahren getauft wurden, von der Mutter seines Großvaters an rückwärts bis zum Jahr 1732. Wie sie ausgesehen und was sie in ihrem meist nicht sehr langen Leben getrieben haben, wissen wir nicht. Für ein Foto muss ich mich vor das Portal stellen, denn ich bin der jüngste Nachkomme.

Als wir schon ans Abreisen denken, stellt sich heraus, dass unsere Hauswirtin eine Ferienwohnung an der Ostsee besitzt, die zurzeit leer steht. Weil es für Paul und mich in Grömitz noch viel schöner wäre als in Kellinghusen, bietet sie Mama an, dass wir anschließend dort noch zwei Wochen verbringen. Papa kann nicht mitkommen, denn am Montag muss er schon wieder auf der Post sein, aber für uns drei käme das in Frage. Ich finde Urlaub am Meer toll, aber Paul will lieber wieder zurück nach Derikum zu seinem Moped und zu seinen Freunden und mault und motzt so lange rum, bis er von Papa eine Gescheuer kriegt. Hinterher tut es Papa leid, aber er hat das Getue nicht mehr ertragen können, schließlich ist Paul kein Kronprinz und er bloß sein Diener, der immer nur Undank erntet.

Die Ferienwohnung in Grömitz besteht aus einem großen Zimmer und einem kleinen Bad und drei winzigen Zimmerchen ohne Tür, eins für die Kleidung, eins zum Kochen und eins für die Heizung. Alles ist eng und vollgestellt, überall liegen Sachen auf dem Boden herum, und nicht einmal das Geschirr in der Küche ist gespült. Dafür gibt es aber sehr viele Bücher, Radio und Schallplattenspieler, und sogar eine Gitarre.

Am Abend gehen wir an den Strand, Umschau halten: überall schöner weißer Sand und Strandkörbe, die man für vier Mark pro Tag mieten kann. Auf dem Heimweg entdeckt Paul ein Plakat, auf dem steht, dass am Samstagabend die Lords im Kurhaus auftreten. Er bettelt so lange, bis Mama ihm erlaubt, da hinzugehen. Schlagartig wird seine Laune gut. Ich darf nicht mit, obwohl ich die Lords genauso gut kenne wie er, und das ist ungerecht.

Nach dem Abendbrot kümmert sich Mama um unsere Schlafgelegenheiten. Aus dem Sofa wird ein Doppelbett und daneben baut sie eine Klappliege auf. Mama und ich legen uns Kopf an Fuß ins Bett, und Paul muss auf die Liege.

Am nächsten Tag finden wir nach langem Suchen ganz am Ende des Strands, an der Steilküste, wo man nur sehr unbequem über Steine ins Wasser gelangt, einen freien Strandkorb. Mama schaufelt einen Wall, und Paul und ich waten mit einem Käscher durch das seichte Wasser und fischen Muscheln, Krebse und Seesterne.

Ein Tag nach dem andern vergeht. Endlich kommt der Tag, an dem die Lords ihr Konzert geben. Vorher findet in der Diskothek Scotch Club eine Autogrammstunde statt. Der Eintritt ist frei, aber nicht einmal dahin darf ich mitkommen, weil Paul mich nicht dabeihaben will. Warum gibt es keine Gerechtigkeit, warum warum warum?

Zum Ausgleich darf ich mir in einem Schreibwarengeschäft ein Buch aussuchen. Es ist aber gar nicht so einfach, das richtige Buch zu finden, weil mich sehr viele interessieren, zum Beispiel „Zivilcourage“ von John F. Kennedy oder „Gibt es Leben auf anderen Welten“. Am Ende bleiben zwei Bücher übrig, zwischen denen ich mich nicht entscheiden kann, ein „Nick Knatterton“-Sammelband und ein Buch über das WM-Finale im letzten Jahr für 3,20 DM, mit Vorwort von Uwe Seeler. Weil Mama erklärt, sie kauft mir auf keinen Fall beide, wähle ich das Fußballbuch, denn es ist brandneu und im Großformat mit sehr vielen Bildern.

Paul ist von der Autogrammstunde zurück und zeigt uns seine Handgelenke, die mit Kuli bekritzelt sind, und zwar von den Lords. Er will versuchen, sich an diesen Stellen nicht mehr zu waschen, damit die Schrift bis Derikum hält und er sie Mösch und Berni und den andern zeigen kann. Er hat auch Autogramme auf Papier und auf einem Bandfoto, das vorher an alle verteilt wurde. Leider musste sich jeder ein Getränk bestellen, und seine Cola kostete 4 Mark. Ein Mann vom Fotogeschäft hat die ganze Zeit fotografiert, und bestimmt ist er auf den Fotos drauf, die man ab morgen Mittag im Geschäft kaufen kann.

Am Abend, als Paul bei den Lords ist, schreibt Mama einen langen Brief an Papa, und ich lege mich mit dem Fußballbuch aufs Bett. Zum Glück habe ich nicht das „Nick Knatterton“-Buch genommen. Dies hier ist viel besser. Es ist, als ob man das Spiel noch einmal sehen würde, in Einzelbildern. Seite für Seite werde ich es richtig auskosten, damit ich auch mal einen Genuss habe und nicht immer nur Paul. Eins kann ich schon mal versprechen: In dieses Buch wird er niemals hineinschauen dürfen, und wenn er vor Wut sein Kopfkissen erwürgt. Es sei denn, er küsst mir jeden Abend die Füße und bügelt alle meine Schnürsenkel.

Ein Jahr ist das jetzt her, aber ich weiß noch genau, es war ein Samstagnachmittag, in Derikum herrschte Totenstille, weil alle vor dem Fernseher saßen. Die Engländer waren drückend überlegen. Zehn Minuten vor Schluss legte Höttges den Ball bei einer verunglückten Abwehr Peters direkt vor die Füße, und der schoss das 2:1. So ein Mist. Ich konnte vor Aufregung nicht mehr still sitzen. Würden wir noch den Ausgleich schaffen, um uns in die Verlängerung zu retten? Vor Papa lagen seine Zigaretten auf dem Tisch, Stuyvesant, der Duft der großen weiten Welt, aber Papa hatte längst vergessen, zu rauchen. Noch drei Minuten. Noch zwei.

Wir kriegten einen Freistoß, weil sich Jackie Charlton bei seiner Kopfballabwehr bei Held aufgestützt hatte. Ich kniete vor dem Fernseher, die Hände inbrünstig gefaltet. Emmerich führte den Freistoß schnell aus. Abgeblockt. Held setzte nach und flankte von links in die Mitte. Der Ball kullerte durch den Strafraum, und dann kam plötzlich Weber aus dem Nichts herangesprintet und trat den Ball im Fallen ins Tor. Verlängerung! Vor Freude tanzte ich zwischen den Möbeln herum.

Kurz vor Ende der 1. Halbzeit der Verlängerung hämmerte Hurst den Ball mitten aufs Tor. Reaktionsschnell riss Tilkowski die Arme hoch, der Ball knallte an die Latte und sprang von dort zurück auf die Linie. Dann kam auch schon Weber angerauscht und köpfte ihn ins Tor aus. Trotzdem rissen die Engländer die Arme hoch. Tor oder nicht Tor? Was würde der Schiedsrichter entscheiden? Der Schiedsrichter war Schweizer, die Schweiz hatten wir im ersten Spiel mit 5:0 nach Hause geschickt. Kam jetzt die Rache? Was war mit der berühmten Schweizer Neutralität? Nein, der Schiedsrichter hatte anscheinend nichts gesehen, er ging zum Linienrichter. Der Linienrichter war Russe; gegen Russland hatten wir am Montag 2:1 gewonnen – mit viel Dusel, weil sich einer von ihnen schon nach zehn Minuten den Knöchel gebrochen hatte und Tschislenko kurz vor der Pause wegen eines Fouls an Held vom Platz geflogen war, weshalb sie praktisch nur zu neunt spielten. Bestimmt war der Russe deswegen sauer. Vom Krieg her, meinte Papa, hätten die sowieso noch eine Rechnung mit uns offen. Jedenfalls sorgte der Russe als Linienrichter dafür, dass der Schiedsrichter das Tor gab. Und kurz vor dem Abpfiff, als wir alles nach vorne warfen, schoss Hurst auch noch das 4:2.

All das ist in dem Buch wunderbar dokumentiert, auch das, was man im Fernsehen nicht gesehen und selbst unser Reporter nicht gewusst hat. Es geht los mit einem Foto von Helmut Haller, wie er auf Bobby Moore losrennt, und darunter steht: DER KAMPF MANN GEGEN MANN BEGINNT. DER DEUTSCHE STURM GREIFT AN.

Auf Seite 11 ist zu sehen, wie ein Engländer Tilkowski mit dem Ellbogen am Kopf trifft, und auf dem nächsten Bild liegt er ohnmächtig im Strafraum. Darunter steht, dass der Schiedsrichter Aufstehen, Aufstehen! gerufen hat. TILKOWSKI KANN NICHT. ER IST NOCH BEWUSSTLOS. SEIN MANNSCHAFTSKAMERAD WILLI SCHULZ BESCHWÖRT DEN SCHIEDSRICHTER: SEHEN SIE DENN NICHT, DASS ER BLUTET?

Wenn wir das im Fernsehen gehört hätten, hätten wir uns bestimmt über den grausamen Schiedsrichter aufgeregt, aber wir wussten ja gar nicht, dass Tilkowski so schwer verletzt war.

Dann vier Seiten mit Uwe Seeler, der höher springt als Bobby Moore und einfach nicht zu halten ist. SEELER STOPPEN HEISST DEUTSCHLAND STOPPEN, steht dick gedruckt unter einem Bild, wo ihn gleich zwei Engländer in die Zange nehmen. UWE IST DIE HOFFNUNG DER DEUTSCHEN UND DER SCHRECKEN DER ENGLÄNDER. WENN UWE DAVONSTÜRMT, GREIFT DER GEGNER OFT ZU UNSAUBEREN MITTELN. UWE WIRD GEREMPELT, AM TRIKOT GEZERRT ODER EINFACH MIT DEM ARM WEGGESCHOBEN. EIN LÄCHELN IST SEINE ANTWORT IN WEMBLEY.

Tja, Uwe ist eben ein fairer Sportsmann, und jetzt bin ich doppelt froh, dass ich ein echtes Autogramm von ihm besitze.

Von der kurzen Pause vor der Verlängerung gibt es auch Bilder: Erich Deuser massiert Beckenbauer, Helmut Schön massiert Haller, der Schiedsrichter massiert sich selbst.

Wiederanpiff. BEIN GEGEN BEIN, MANN GEGEN MANN heißt die Überschrift zu dem großen Bild, auf dem ein englischer und ein deutscher Fuß gegen den Ball treten. Und auf der nächsten Seite sind wir schon in Minute 101 und damit beim Tor des Jahrhunderts. Das ist die fettgedruckte Überschrift für die nächsten sechszwanzig Seiten. Und darunter steht: EIN SCHUSS WIRD SCHICKSAL. EIN MANN LÖST ANGST UND SCHRECKEN AUS. DER ENGLÄNDER HURST SCHIESST AUFS DEUTSCHE TOR. EIN MANN, EIN SCHUSS, EIN BALL.

Ball heißt auch der jüngste Spieler der Engländer, Alan Ball, aber Beckenbauer ist noch jünger. Auf den Bildern ist genau zu sehen, wo der russische Linienrichter beim Schuss von Hurst steht und wie er reagiert. Er ist nicht auf der Höhe der Torlinie, und er zeigt mit seiner Fahne kein Tor an. Erst als die Engländer jubeln und der Schiedsrichter ihn befragt, entscheidet er sich für Tor. NICHTS GESEHEN ABER TOR ist die passende Überschrift für diese Doppelseite, und darunter steht, dass Bahkramow es ein Jahr später in einem Interview auch zugegeben hat. Von neun Augenzeugen, die als Reporter oder Fotografen dicht hinter dem deutschen Tor saßen, hatten sieben kein Tor gesehen, und die beiden anderen waren natürlich Engländer.

Zeitungen in aller Welt haben damals ausführlich über das Spiel und das umstrittene Tor berichtet. Die meisten hielten zu uns und bestätigten, dass der Ball nicht einmal mit seinem kleineren Teil hinter der Torlinie war, dass Schiedsrichter Dienst dieses Tor nie hätte geben dürfen, und dass England durch eine Fehlentscheidung gewann. Überschrift: SELBST IN DER NIEDERLAGE LERNT MAN NOCH VON DEN DEUTSCHEN. Ich wünsche mir, dass man das auch mal über mich sagt.

Klar, dass die englischen Zeitungen damals von Betrug nichts wissen wollten. Immerhin gaben einige von ihnen zu, dass wir manchmal überlegener spielten, dass wir die besseren Schützen hatten, und dass der Schiedsrichter erbärmlich war. Eine Zeitung in Argentinien meinte sogar: SCHWEIZER SCHIEDSRICHTER DIENST WAR NÜTZLICHSTER ENGLISCHER SPIELER.

Die Fotos auf den letzten Seiten zeigen niedergeschlagene Gesichter bei uns, Jubel auf der englischen Bank, Betroffenheit bei Helmut Schön. Uwe Seeler gibt Bahkramow zwar die Hand, aber er wendet sich dabei ab, ansehen mag er ihn nicht. Kein Wunder. Dann Pokalübergabe durch die Queen, Ehrung der Verlierer, Ehrenrunden der beiden Mannschaften. Unter einem großen Bild, das Uwe mit hängendem Kopf auf dem Weg in die Kabine zeigt, stehen die ergreifenden Worte: KAPITÄN DER VERLIERER. VOM KAMPF GEZEICHNET, VOM GEGNER GESCHLAGEN, AN EINEM IRRTUM ZERBROCHEN. Auch wir waren damals ganz geknickt, und dass die Deutsche Bundespost anschließend einen Ersttagsbrief zur Vizeweltmeisterschaft herausbrachte, kam Papa und mir wie ein schlechter Scherz vor. Es ist nicht der 2. Platz, der zählt. Der Zweite ist ein Verlierer, ob beim Boxen (Karl Mildenberger gegen Muhammad Ali) oder bei der Fußball-WM. Nur Mama meinte, die Engländer hätten verdient gewonnen. Aber sie hat ja auch keine Ahnung von Fußball.

8 Spicker

Papa hat seine vier Romane vom Zauberkreis-Verlag wieder zurückbekommen, aber nicht, weil sie schlecht sind, sondern bloß, weil er sie nicht richtig getippt hat. Wenn der Verlag sie annehmen soll, müssen sie exakt zwischen 130 und 140 Schreibmaschinenseiten lang sein, und jede Seite muss sauber und ordentlich aussehen. Deshalb will Papa sein Manuskript jetzt von einer Sekretärin abschreiben lassen, die wird schon alles richtig machen. ZAUBERKREIS-ROMANE ZAUBERN ZIELBEWUSST ZERSTREUUNG!

Seit neuestem ist er Mitglied der Nebraska State Historical Society. Alle Bücher, die die Gesellschaft herausbringt, alte wie neue, kriegt er dann zum Mitgliederpreis, und allein dafür lohnt sich der Jahresbeitrag. Außerdem bekommt er jedes Jahr den „Historical Newsletter“ und viermal im Jahr das Mitteilungsblatt mit interessanten Nachrichten. Einen Bildband über Nebraska für \$3,95 hat er sofort bestellt und noch zwei ältere Bücher zum Schleuderpreis von je \$2,95. Nächstes Jahr soll ein Buch über die Planwagenroute entlang des Platte River über Fort Kearny nach Fort Laramie erscheinen, 582 Seiten für \$7,95. Papa sagt, das ist die Masche. Bestimmt müssen Paul und ich ihm dann das eine oder andere übersetzen und werden uns dabei tüchtig blamieren.

Und noch bevor ich in Englisch möglicherweise auf einen grünen Zweig komme, kriegen wir eine zweite Fremdsprache beschert, und zwar Latein. Weil Paul trotz Nachhilfe bei Herrn Hagemann daran gescheitert ist, habe ich bei der Abstimmung vor den Sommerferien für Französisch gestimmt, aber die meisten wollten Latein, und jetzt haben wir den Salat und müssen so tun, als wären wir alte Römer, die sich darüber unterhalten, dass die Auerochsen den Elefanten an Größe nur wenig nachstehen oder die Helvetier die übrigen Gallier an Tapferkeit übertreffen.

Unser Lehrer heißt Heinrich. Heinrich, der Wagen bricht, raunt Mani mir zu. In der Schulzeitung stand, dass er früher auch in der Ostzone gewohnt hat. Er trägt immer einen Anzug mit Weste und Krawatte, im Sommer grau oder dunkelblau, im Winter braun. Meistens lutscht er auf einem Hustenbonbon herum, und wenn er spricht, schiebt er es in die Backe. Zu Pitti sagt er Bruno, weil er findet, dass Pitti so aussieht, als ob er Bruno heißt. Bruno nimmt es mit einem gequälten Lächeln hin, weil seine Versetzung auch ohne Latein schon gefährdet genug ist.

Zu Beginn jeder Stunde pickt sich Heinrich-der-Wagen-bricht einen von uns heraus und fragt ihn Vokabeln ab. Damit ihm keiner vorsagen kann, muss er nach vorne ans Lehrerpult kommen, wo er ihm völlig ausgeliefert ist. Entweder man kann die Vokabeln, oder man kann sie nicht. Heute ist Robert Fervers, genannt Ferkel, dran.

Equidem?

Allerdings.

Suus?

Ihr, sein.

Servus?

Sklave.

Servus grüßt alle Arschlöcher, murmelt Vieten hinter mir.

Nicht mehr?

Ferkels wachsbleiches Gesicht wird noch eine Spur blasser. Dann schnippt er nervös mit den Fingern.

Äh – nemo nescit.

Falsch. Was heißt nemo nescit?

Wieder Fingerschnippen, dann: Waddemal.

Wir lachen, weil Ferkel Bedenkzeit braucht und Herrn Heinrich aus Versehen geduzt hat, und das liegt daran, dass er zuhause immer von seiner großen Schwester abgefragt wird.

Äh – jeder weiß.

So. Und was heißt Nicht mehr?

Wieder Fingerschnippen, wieder Waddemal.

Wir lachen wieder, und sogar Heinrich-der-Wagen-bricht lächelt. Ferkel kommt nicht drauf, trotz Bedenkzeit. Aber weil er weiß, was frustra, non debere, neque/neque und sentire heißt, kommt er mit einer Drei davon.

Vieten behauptet, wenn ihn Heinrich zur Schnecke macht, stellt er ihn sich in Unterhosen vor; das hilft.

Im Fernsehen läuft abends eine neue Serie. Sie heißt „Spionage“ und handelt von der Arbeit der Geheimdienste. Es werden Filme gezeigt, die auf Tatsachen beruhen, und zwischendurch befragt der Moderator einen ehemaligen deutschen Geheimdienstmann, von dem man aber nur seinen Schatten sieht, weil er unerkannt bleiben will. Sicher kennt er zu viele Geheimnisse und muss geschützt werden, damit keiner unserer Agenten auffliegt. In anderen Ländern gibt es sogar weibliche Agenten. Sie machen sich an wichtige Männer heran und spionieren sie in aller Seelenruhe aus, weil die Männer dann blind vor Liebe sind. In der ersten Folge war zu sehen, wie eine Agentin mit einem wichtigen Mann ins Schlafzimmer gegangen ist und dort ihren Büstenhalter ausgezogen hat, um ihn besser ausspionieren zu können. Also werden sie jetzt hochzeitfeiern, und das bedeutet, dass die Agentin neun Monate später ein Kind bekommt.

Für mich stellen sich viele Fragen. Wenn es kein Wunschkind ist, wird sich der ausspionierte wichtige Mann trotzdem darüber freuen? Oder wird er das Kind zur Adoption freigeben?

Wird der ausspionierte wichtige Mann die Agentin heiraten? Und was ist, wenn er schon verheiratet ist?

Wenn die Agentin weiter für den Geheimdienst arbeitet, kümmert sich dann der Geheimdienst um dieses Kind? Gibt es vielleicht sogar eigene Kindergärten und Schulen für die Agentenkinder?

Alle diese Fragen stelle ich Mama, aber weil sie die Sendung nicht gesehen hat, kann sie mir keine zufriedenstellenden Antworten geben. Sie sagt nur, dass die beiden ja vielleicht gar nicht hochzeitgefeiert, sondern nur rumgeschäkert haben, und den Büstenhalter hat die Agentin vielleicht nur ausgezogen, weil ihr so heiß war. Außerdem, sagt sie, wird im Fernsehen sowieso immer alles übertrieben.

In Derikum haben sich die Brüder Nissen ein neues Spiel ausgedacht. Sie stellen alle ihre Spielzeugindianer in einer Sandkuhle auf, und dann darf man mit ihren Wurf Pfeilen darauf werfen, und was man trifft, darf man behalten. Jeder Wurf kostet fünf Pfennige. Eigentlich wollten sie zehn haben, aber Yogi Waschkes und ich konnten sie runterhandeln. Es ist das erste Mal, dass ich mit Wurf Pfeilen werfe. Sie gefallen mir gut, weil sie schön schwer sind und vorne gefährlich spitz. Einer ist mir mal runtergefallen und in meinem Knöchel stecken geblieben. Es hat aber nicht wehgetan. Ich hätte auch gern Wurf Pfeile, aber Mama erlaubt es nicht. Deshalb sage ich zu Mama, ich muss mir Flickzeug für mein Fahrrad kaufen und fahre am Nachmittag nach Neuß.

Bei Quelle gibt es keine Wurf Pfeile, aber wenigstens Flickzeug. Danach versuche ich es im Kaufhaus Horten, das früher, zu Papas Zeit, Merkur hieß. In der Sportabteilung gibt es eine große Auswahl an Wurf Pfeilen, billige mit Plastikschaft und Plastikflügeln aus einem Stück und teure mit echten Federn. Ich würde mir gerne wenigstens einen billigen kaufen, aber Mama wird es trotzdem nicht erlauben, weil man sich damit ins Auge werfen kann.

Noch ein anderer Junge stöbert in der Sportabteilung herum, mit hochgezogenen Schultern, als sei er vor irgendwas auf der Hut. Ich kenne ihn, es ist Hans-Dieter Glombek, in Derikum war er eine Klasse unter mir. Vielleicht hat er Angst, Pelzer und Rosendahl könnten sich wie seinerzeit von hinten an ihn ranschleichen und ihm aus Jux kräftig in den Hintern treten. Auf dem Schulhof, wo es immer hoch herging, Freundschaften geschlossen und Intrigen angezettelt wurden, war er meistens das Opfer. Aber anstatt sich in eine ruhige Ecke zu verziehen, suchte er immer wieder die Gesellschaft der andern, als wenn er darauf aus gewesen wäre, einen Tritt abzubekommen. Nicht mal die Mädchen wollten ihn bei ihren Spielen dabei haben. Eine schrie ihm ins Gesicht: Hau ab, Glombek, deine Eltern sind geschieden! Bestimmt dachte sie, es sei eine ansteckende Krankheit.

Hallo, sagt er.

Hallo, sage ich.

Wonach suchst du?

Ich überlege, ob ich mir einen Wurf Pfeil kaufe.

Einen was?

Hier, so einen Wurf Pfeil.

Ach so, die Spicker.

Wir gucken uns die verschiedenen Sorten an, streichen über die Federn, befühlen die Spitzen.

Und, kaufst du dir welche?

Sind mir zu teuer.

Hättest du denn gern welche?

Eigentlich schon.

Welche denn?

Die da. Ich zeige ihm ein Päckchen mit drei teuren Pfeilen für DM 7,50. Aber die sind mir zu teuer.

Dann nimm sie doch einfach und geh, sagt Glombek und fährt sich mit der Zunge über die Lippen.

Du meinst – klauen?

Ja. Einfach nehmen und gehen. Er reckt den Kopf nach oben und schaut sich um. Im Moment guckt auch gerade keiner, flüstert er verschwörerisch. Also, ich würd es machen an deiner Stelle.

Meinst du?

Na klar.

Ich weiß nicht.

Komm, mach schon.

Ich tue, was Glombek sagt, und wir gehen zur Rolltreppe; die Packung mit den Wurf Pfeilen habe ich in der Hand. Als wir eine Etage tiefer angekommen sind, legt mir ein Mann von hinten die Hand auf die Schulter.

Wohin wollt ihr beide denn?

Glombek wartet gar nicht erst ab, was ich antworte, sondern geht sofort stiften. Ich kann nicht weg, weil mich der Mann festhält. Bestimmt ist er der Kaufhausdetektiv und ich bin verhaftet.

Ich will, stottere ich aufgeregt, hier an der Kasse bezahlen, oben ist niemand.

Das ist ja eine tolle Geschichte, sagt der Mann. Du kommst jetzt mal schön mit.

Wir gehen durch eine Tür in der Wand eine Treppe tiefer in einen Raum, wo ich mich gegenüber von einem anderen Mann an den Schreibtisch setzen muss. Der Detektiv sagt, dass er mich mit dieser Packung Dartpfeile in der Sportabteilung erwischt hat und dass wir zu zweit unterwegs waren, aber der andere ist ihm entwischt.

Ich würde gern sagen, dass ich unschuldig bin, wie die zu Unrecht Verdächtigten in der Spionageserie, aber der Detektiv hat das Beweismaterial in der Hand, und schon bin ich mitten im Verhör. Der andere Mann fragt mich, ob ich das schon einmal gemacht habe, und ich sage Nein und fange an zu heulen. Der Mann sagt, ich soll aufhören und alles aus meiner Hose und aus meiner Jacke rausholen und auf den Tisch legen, damit er sehen kann, ob ich noch mehr habe mitgehen lassen. Ich kann nicht aufhören zu heulen, aber ich zeige trotzdem mein Portemonnaie und meinen Schlüsselbund und das Fahrradflickzeug.

Na Freundchen, sagte der andere Mann und öffnet die Dose mit dem Flickzeug und schüttet den Inhalt auf seine Hand, du bist wohl heute auf Diebstahl tour.

Nein, schluchze ich, das Flickzeug hab ich bei Quelle gekauft, aber der Mann glaubt mir nicht. Ich fange wieder an zu heulen, fingere nach der Quittung in meinem Portemonnaie und zeige sie ihm. Er schaut sie sich genau an, und dann sagt er, Na gut.

Der Detektiv geht wieder, weil er weiter die Kunden beobachten muss. Der andere Mann sagt, ich bin bei einem Diebstahl erwischt worden, das ist eine strafbare Handlung, und eigentlich muss er die Polizei rufen, und sofort muss ich wieder heulen.

Jetzt hör schon auf. Wie alt bist du?

Zwölf.

Hör mal, ich werde ausnahmsweise nicht die Polizei rufen.

Danke, presse ich mit erstickter Stimme heraus.

Aber ich werde deinen Eltern einen Brief schreiben, damit sie sich eine Strafe für dich überlegen können. Wie heißt du?

Wenn Papa und Mama durch einen Brief von Kaufhaus Horten von meinem Diebstahl erfahren, kann ich einpacken. Und Paul lacht sich ins Fäustchen und hat wieder Oberwasser, weil Mopedfahren ohne Zulassung das geringere Verbrechen ist und er dann besser dasteht als ich, obwohl ich überhaupt keine kriminellen Anlagen habe. Ich bin bloß zum Diebstahl überredet worden. Ich verdiene mildernde Umstände, und deshalb verrate ich dem Mann hinter dem Schreibtisch nicht meinen richtigen Namen, sondern verstecke mich hinter einem Pseudonym, einem Namen, der zu mir passt, so wie Helmond Rigby zu Papas Westernromanen. In Speyer hatten Paul und ich uns, für den Fall, dass wir mal auf frischer Tat ertappt würden, Andreas Schlüter und Justus Liebig als Falschnamen ausgedacht. Aber Speyer ist nicht Derikum.

Ich wische mir die Tränen aus dem Gesicht und sage Ralf Rückert. (Ralf wie Ralf-Peter Vieten und Rückert wie Gaby Rückert.)

Und der andere, der weggelaufen ist, wie heißt der?

Ich will auch nicht, dass die geschiedenen Eltern von Hans-Dieter Glombek einen Brief kriegen, weil er mich dann vielleicht verpetzt, und deshalb sage ich Mein Bruder.

Und wie heißt dein Bruder?

Gerhard Rückert.

Und wo wohnt ihr?

Ich erfinde eine Adresse in Derikum, die vielleicht die Adresse von Heidi Frambach ist, aber das ist mir egal, ich bin einfach nur froh, dass mir alle diese Namen eingefallen sind und dass der Mann mir alles glaubt und sich nicht die Schülerfahrkarte in meinem Portemonnaie angeschaut hat, die ich mit meinem richtigen Namen unterschrieben habe.

So, sagt der Mann, das hätten wir. Aber ich bin noch nicht ganz fertig. Deine Eltern kriegen den Brief, und du kriegst auch etwas, nämlich Hausverbot. Weißt du, was das bedeutet?

Dass ich hier nicht mehr herkommen darf.

Richtig. Du darfst das Kaufhaus Horten nicht mehr betreten. Sonst beschäftigt sich doch noch die Polizei mit dir. Ist das klar?

Ja.

So, jetzt kannst du gehen.

Er bringt mich zur Tür und zeigt mir einen Ausgang. Es ist ein Nebenausgang, von dem aus man sofort auf die Oberstraße kommt. Die Kaufhauskunden gehen hier nicht raus. Bestimmt ist es der Ausgang für die ertappten Kaufhausdiebe, und ich hoffe sehr, dass mich niemand sieht, den ich kenne.

Wie ein geprügelter Hund schleiche ich zum Busbahnhof. Zum Glück ist es schon ein bisschen dunkel. Ich bekomme sogar noch den vorgesehenen Bus um halb sieben. Er ist ziemlich voll, und ich kriege nur einen Stehplatz. Auch Glombek ist drin. Er scheint auf mich gewartet zu haben. Wahrscheinlich will er wissen, ob ich ihn verpetzt habe.

Wie wars?

Im Flüsterton schildere ich ihm das ganze Verhör, einschließlich des falschen Namens und der falschen Adresse. Glombek ist ziemlich beeindruckt. Dass ich geheult habe, sage ich Glombek nicht.

Im Nachhinein bin ich selbst ziemlich beeindruckt von mir. Irgendwie fühle ich mich sogar wie ein Held, denn ich habe ein Abenteuer bestanden. Ich war in Gefahr und habe mich selbst daraus gerettet, weil ich die Nerven behalten habe. Ich habe zwar ein schlechtes Gewissen, denn ich habe gestohlen und gelogen, aber bis auf das bisschen Heulen war ich sehr tapfer. Ich hoffe nur, dass Mama so schnell nicht auf die Idee kommt, mit mir bei Horten einkaufen zu gehen, denn wenn mich der Detektiv wiedererkennt, bin ich geliefert.

Irgendwann werde ich ihr wahrscheinlich von meinem Missgeschick erzählen, aber jetzt noch nicht. Hoffentlich macht sie dann kein Theater, sondern reagiert wie Dr. Christoph Vollmer. Dr. Vollmer wurde mal in der „Bravo“ von einem Jungen um Rat gefragt, weil seine Freundin angeblich durch einen Unfall ihre Unschuld verloren hat und er nicht weiß, ob er ihr das glauben soll. Dr. Vollmer hat geantwortet, dass es wahrscheinlich eine Notlüge ist, und wenn der Junge das Mädchen wirklich gern hat, soll er darüber hinwegsehen und besonders lieb und nett zu ihr sein. Falls ich Mama eines Tages beichten muss, dass ich bei Horten meine Unschuld verloren und jetzt Hausverbot habe, werde ich auch behaupten, es sei durch einen Unfall passiert. Zum Beispiel könnte das Regal mit den Wurf Pfeilen zusammengebrochen und die Packung durch die Luft geflogen und von mir aufgefangen worden sein. Es wäre schön, wenn Mama dann auch über meine Notlüge hinwegsieht und besonders lieb und nett zu mir ist.

Vor ein paar Tagen bin ich vor dem Klassenzimmer aus Versehen mit Bohn zusammengestoßen. Ich kam vom Flur und wollte gerade rein, und er wollte gerade raus, und weil er dabei mit der Hand seinem Freund Gottlieb etwas gezeigt hat, ist seine Hand mit dem Knöchel genau in meinem Gesicht gelandet. Weh getan hat es nicht, und es tut auch jetzt nicht weh, aber meine rechte Backe sieht aus wie aufgeblasen, und deshalb fährt Mama mit mir nach Neuß zu Dr. Papst. Ich erzähle ihm von dem Zusammenprall mit Bohn, und er hat auch schon einen Verdacht. Er sagt, wahrscheinlich wurde durch den Stoß der Nerv getroffen, der den rechten vorderen Schneidezahn versorgt. Dadurch ist der Nerv abgestorben, es hat sich

Fäulnisgas entwickelt, und weil das nicht entweichen kann, ist der Kiefer angeschwollen.

Dr. Papst macht einen Test, indem er mir ein Stückchen Eis an den Zahn hält. Ich spüre nichts. Zum Vergleich hält er mir das Eis an den Zahn daneben, und schon zucke ich zurück.

Wie ich mir gedacht habe, sagt er mit ernster Miene. Der Zahn ist tot.

Ich muss sitzen bleiben, damit er mir den Zahn aufbohren kann und das Gas entweichen kann. Er sagt, es tut nicht weh, aber ich glaube ihm nicht, weil das die Zahnärzte immer sagen. Die Geräusche sind schrecklich, und die ganze Zeit über ist mir mulmig zumute, weil ich denke, dass es mir irgendwann doch weh tut, aber es passiert nichts, es riecht nur komisch. Als er fertig ist, darf ich umspülen, und dabei kommt ein bisschen Blut heraus. Mit der Zunge kann ich das Loch in meinem Zahn fühlen, und wenn ich daran sauge, schmeckt es ein bisschen nach abgebrannten Ladycrackern.

Dr. Papst meint zu Mama, später kann ich mir da mal einen Stiftzahn einsetzen lassen, aber als nächstes muss die Zahnwurzel gereinigt und verfüllt werden, und dafür schreibt er mir eine Überweisung für die Zahnklinik in Düsseldorf. Zu mir sagt er, dass das alles nicht weh tut, und diesmal glaube ich es ihm.

Ein paar Wochen später, wir haben Osterferien, fährt Mama mit mir nach Düsseldorf. Der Zahnarzt ist viel jünger als Dr. Papst und hat auch keinen weißen, sondern einen grünen Kittel an. Ich setze mich in den Behandlungsstuhl, und er sagt, dass ich keine Angst haben muss, weil der Nerv vom Zahn abgestorben ist und mir keine Schmerzen mehr verursachen kann. Mein toter Zahn wird zuerst geröntgt. Dann muss ich die Brille abnehmen. Der Behandlungsstuhl wird nach hinten gekippt, ich muss den Mund aufmachen, ein Gerät zum Speichelabsaugen wird eingehängt, der Zahnarzt schaltet eine Lampe ein und hantiert mit seinen Instrumenten in meinem Mund herum. Plötzlich hält er mir mit seiner Pinzette etwas vor die Nase, das wie eine schwarze Nadel aussieht.

Wie kommt das denn da hinein?

Ich spüre, wie mir ungebeten das Blut ins Gesicht schießt. Es ist die Borste, die ich aus dem Sofa gepulvt habe, als ich allein im Wohnzimmer gesessen bin und mir eine neue Folge von „Die Monkees“ angeschaut habe. Erst habe ich mich damit im Gesicht gepiekt, dann meine Zunge rauf und runter, und schließlich zwischen den Zähnen herumgestochert, weil die Borste elastisch und trotzdem fest ist. Und dabei ist sie dann in dem Loch von meinem toten Zahn gelandet. Ich konnte sie reinstecken und wieder rausziehen und dann daran riechen. Und als ich es noch mal gemacht habe, ist sie mir aus den Fingern gerutscht und im Loch verschwunden und nicht wieder aufgetaucht. Bis jetzt. Zum Glück habe ich den Mund weit aufgesperrt und kann nur Nggaha sagen.

Hmm? Er nimmt mir den Speichelabsauger aus dem Mund, damit ich antworten kann.

Ich tue so, als müsste ich dringend ausspucken. Er bringt den Behandlungsstuhl wieder in die Normalstellung, und während ich mich über den Spucknapf beuge, überlege ich, was ich ihm erzählen kann. Wenn ich ihm sage,

dass die Borste im Essen gewesen ist, glaubt er es bestimmt nicht. Die Wahrheit zu sagen, traue ich mich nicht.

Das war – das habe ich – das ist aus Versehen da reingekommen.

Mehr sage ich nicht, sondern nehme das Trinkglas, spüle um und spucke aus. Dann sperre ich wieder den Mund auf, zum Zeichnen, dass wir von mir aus weitermachen können.

Nachdem der Zahnarzt den Zahn von innen saubergemacht und das Loch verschlossen hat, schaut er sich noch einmal mein Gebiss an.

Putzt du dir auch täglich die Zähne?

Wieder wird mein Gesicht ganz heiß, weil ich auf frischer Tat ertappt bin. Wenn ich ihm die Wahrheit sage, wird er bestimmt mit mir schimpfen, und deshalb sage ich lieber die Unwahrheit.

Ja.

Zweimal am Tag?

Ja.

Und mit welcher Zahnpasta?

Mir fällt so schnell nicht ein, mit welcher Zahnpasta ich meine Zähne nicht putze, und deshalb sage ich erstmal, keine Ahnung, aber weil er mich so grimmig anschaut, sage ich schnell, ich glaube, mit Colgate Fluor S. Im Fernsehen wird ständig Reklame für Colgate Fluor S gemacht.

Morgens und abends Zähneputzen, sagt er, als ob ich das nicht wüsste. Dann bin ich entlassen, aber zu Mama sagt er, sie soll sich für übernächste Woche einen Termin geben lassen, weil der Wurzelkanal gefüllt werden muss, damit ich den Zahn nicht verliere. Bei dieser Bekanntmachung fängt Mama an zu heulen, weil der Termin nicht in den Ferien liegt und sie doch unterrichten muss. Sie kann gar nicht mehr aufhören mit Heulen, und irgendwie schafft sie es, dass der Termin so gelegt wird, dass sie dann keinen Unterricht ausfallen lassen muss. Auf dem Rückweg fährt dann auch noch an der Haltestelle einfach der Bus an uns vorbei, und wir müssen zu Fuß bis zum Bilker Bahnhof gehen. Dieser Tag hat nur Pech und Ärger für uns gebracht.

Heute morgen ist der Schulhof voll mit Schülern aus der Oberstufe. Üblicherweise hängen die meisten von ihnen vor Unterrichtsbeginn in ihren Klassen herum oder qualmen schnell noch eine im Raucherraum. Jetzt stehen sie in kleinen Gruppen zusammen, einige haben Plakate dabei und zusammengerollte weiße Laken, die an Stangen befestigt sind. Irgendwas ist hier im Gange.

Trotzdem stellen wir uns nach dem Klingeln wie gewohnt zu zweien auf. Da erscheint plötzlich Helge Malchow, um uns in unseren Klassenraum zu begleiten, was er noch nie gemacht hat. Helge Malchow ist in der Unterprima und unser Mentor. Zu Beginn des Schuljahrs ist er in unsere Klasse gekommen, hat seinen Namen an die Tafel geschrieben und gesagt, dass wir uns jederzeit an ihn wenden können, wenn wir uns zum Beispiel von einem Lehrer ungerecht behandelt fühlen und uns aber nicht trauen, zu protestieren. Dann würde er sich einschalten und in einem Gespräch mit dem Lehrer unsere Interessen vertreten.

Jetzt wartet er vor der Tür auf Herrn Lieberknecht, und als Herr Lieberknecht kommt, spricht er mit ihm. Danach setzt sich Herr Lieberknecht ans Pult und Helge stellt sich vor die Tafel, um uns zu informieren. Morgen sollen nämlich vom Bundestag in Bonn die Notstandsgesetze verabschiedet werden. Ob wir wissen, was die Notstandsgesetze bedeuten?

Niemand meldet sich.

Helge sagt, wenn die Regierung dann den Notstand ausruft, werden viele unserer Grundrechte, die im Grundgesetz garantiert sind, außer Kraft gesetzt, und das ist gefährlich für unsere Demokratie. Die Regierung darf dann unsere Briefe und unser Telefon kontrollieren, unsere Eltern können zum Militärdienst eingezogen werden, Autos können beschlagnahmt werden, und wenn es zu Unruhen kommt, darf die Bundeswehr auf die Bevölkerung schießen. Wer jetzt nicht aufpasst, darf sich nicht wundern, wenn er morgen in einer Diktatur lebt.

Wie in Griechenland, wirft Herr Lieberknecht ein.

Wie in Griechenland, wiederholt Helge, genau. Die große Koalition aus CDU und SPD hat die Mehrheit im Bundestag. Sie wird die Notstandsgesetze beschließen, wenn wir uns nicht wehren. Überall in Deutschland gehen deshalb heute Arbeiter, Schüler und Studenten auf die Straße und protestieren, und auch am Schwann-Gymnasium hat der Aktionskreis für Demokratie alle Schüler zum Streik aufgerufen. Streik heißt, dass wir keinen Unterricht mitmachen, sondern unser verfassungsmäßiges Recht wahrnehmen und uns dem großen Protestzug anschließen.

Wir haben trotzdem Fragen, und obwohl Helge kein Lehrer ist, heben wir den Arm und Helge nimmt uns der Reihe nach dran.

In der dritten Stunde schreiben wir bei Herrn Selbach ein Diktat, sind wir dann zurück?

Werden wir bestraft, wenn wir heute streiken?

Müssen wir die Demonstration mitmachen oder können wir auch gleich nach Hause gehen?

Ist morgen wieder Schule?

Helge beantwortet alle unsere Fragen und bedankt sich bei Herrn Lieberknecht, dass er ihm die Gelegenheit zur Information gegeben hat. Zu uns sagt er, dass er hofft, viele von uns beim Protestmarsch wiederzusehen, um halb neun geht es los, und Herr Lieberknecht meint, er überlässt es der Entscheidung der Klasse, ob wir heute Unterricht haben oder nicht. Die Mehrheit ist für Streik, weil es noch besser als Hitzefrei ist, denn Hitzefrei gibt es frühestens nach der 4. Stunde, und im Mai sowieso nicht.

Auf dem Schulhof herrscht Gedränge. Die älteren Schüler sind schon auf dem Weg nach draußen, die jüngeren schließen sich an. Plakate werden vor die Brust gehalten, die Stangen mit den Bettlaken entrollt und hin und her geschwenkt. Wir latschen durch das Tor und wenden uns nach links, die Schulstraße hinein. SPD und CDU: Lasst das Grundgesetz in Ruh! rufen wir im Chor.

Passanten haben heute nichts zu lachen, sie müssen ausweichen, weil sie sonst von uns überrollt werden. Es geht nur langsam vorwärts, weil wir so viele sind.

Manni und ich laufen irgendwo in der Mitte. Wo unser Zug anfängt und wo er aufhört, können wir nicht sehen.

Wir ziehen zum Quirinus-Gymnasium. Da stehen schon ganz viele, die auch Plakate und Transparente dabei haben. Treibt Bonn den Notstand aus, ist darauf gepinselt. Sie reihen sich bei uns ein. Es heißt, dass wir gemeinsam zur PH marschieren, um uns mit den Studenten zu vereinigen. Weiter geht es, zur Nordkanalallee, am Alexianer-Krankenhaus vorbei auf die Kölner Straße, Richtung Grimlinghausen. Hier machen wir uns richtig breit. Polizisten regeln den Verkehr und passen auf, dass keine Autos in uns reinfahren.

Auf dem Hof der PH bleiben wir stehen. Die Transparente und die Plakate werden hochgehalten. No – No – Notstandstod, rufen wir im Chor. Ein paar Erwachsene bahnen sich kopfschüttelnd ihren Weg durch die Menge. Sind es Studenten oder Professoren? Keiner weiß es. Heraus kommt jedenfalls niemand, wahrscheinlich weil es der Direktor verboten hat.

Plötzlich heißt es, dass wir wieder nach Neuß zurückmarschieren. Vor dem Rathaus soll es eine Abschlusskundgebung geben.

Als wir durch die Oberstraße ziehen, finden Manni und ich, dass wir für heute genug gestreikt haben. Bei Juwelier van Wüllen bleiben wir stehen und tun so, als würden uns die Uhren im Schaufenster interessieren. Von Helge Malchow ist weit und breit nichts zu sehen. Bestimmt marschiert er ganz vorne mit. Ohne uns noch einmal umzudrehen, verschwinden wir in der Passage zum Omnibusbahnhof. Mittwochs haben wir sowieso nur vier Stunden, und die sind gleich um.

Wir kriegen Zeugnisse. Diesmal hat Paul die Versetzung geschafft und kommt nach den Ferien in die Untersekunda. Zur Abwechslung bin diesmal ich sitzengeblieben. Ein schreckliches Gefühl. Jetzt weiß ich, wie sich Uwe Seeler nach dem verlorenen Finale gegen England gefühlt haben muss. Papa und Mama sind schwer enttäuscht. Immer galt ich als der kleine Professor, der es besser machen wird als Paul, und jetzt bringe ich ihnen ein Zeugnis mit Fünfen in Latein und Mathematik. Ein bisschen kann ich sie mit der Nachricht beruhigen, dass ich zur Nachprüfung zugelassen bin.

Zum Glück ist Papa in Feierstimmung, weil er heute vom Kelter-Verlag in Hamburg den Vertrag für seinen Wildwestroman zugeschickt bekommen hat. Sie werden ihn aber nicht unter dem Pseudonym Pat Urban herausbringen, Papa muss sich Adam Cooper nennen. Adam wahrscheinlich wie Adam Cartwright und Cooper wahrscheinlich wie Gary Cooper. „Cycil gibt nicht auf“ nehmen sie nicht, weil das Gutachten schlecht ausgefallen ist. Angeblich hat Papa ein paar Fehler gemacht und Sachen erwähnt, die erst später erfunden wurden, zum Beispiel der Stetson-Hut. Papa ärgert sich, weil es darauf doch gar nicht ankommt. Der Lektor soll ihm erst einmal beweisen, dass er selbst Romane schreiben kann. „Postreiter“ haben sie auch zurückgeschickt. Erst war er ihnen zu kurz, jetzt ist er ihnen zu unübersichtlich. Papa will ihn noch einmal überarbeiten. Und er hat schon wieder einen neuen Einfall. „Tödlicher Atem“ soll der Roman heißen. Er handelt von einem Cowboy, der im Suff Streit sucht und dann sofort zur Waffe greift. Zum Glück hat er einen Partner, der ihn

immer wieder raushaut und die Sache bereinigt. Bis er eines Tages selbst in die Lage kommt, das Ziel zu sein. Da schießt er schneller, so leid es ihm tut.

Ich wüsste gern, woher Papa seine Phantasie hat. Wenn man ihn fragt, sagt er bloß, dass er das alles vor sich sieht, er muss es nur aufschreiben. Und dass es ihm mehr und mehr zur Last wird, die Uniform eines Postboten zu tragen, denn er hat sich ein tägliches Pensum von 5 Seiten als Ziel gesetzt. Meistens schafft er das auch. Auf seiner Tour ist er mittlerweile so eingefahren, dass er in aller Regel um eins zurück ist und dann den ganzen Nachmittag zum Schreiben zur Verfügung hat. Deshalb hat er sich jetzt auch den Spitznamen „Der gelbe Blitz von Derikum“ verpasst.

Spätabends kommt der erste Teil von „08/15“ im Fernsehen, mit Joachim Fuchsberger und Mario Adorf, aber ich darf ihn nicht sehen, obwohl Schulferien sind und die „HörZu“ dafür große Reklame macht. Papa meint, ich soll lieber das Buch lesen, das viel besser ist als die Filme.

Das Buch ist noch dicker als „Das Jahrhundert der Detektive“. Im 1. Teil geht es um die Ausbildung der Soldaten in der Kaserne. Die Schikanen der Vorgesetzten sind oft grausam, Schwache und Ungeschickte müssen viel leiden. Sie werden von Spieß Schulz und Wachtmeister Platzek als Armleuchter und Wurzelsau beschimpft und geschleift, bis ihnen das Wasser im Arsch kocht. So steht es im Buch. Beim nächsten Streit mit Paul werde ich ihn mit diesen Schimpfwörtern in Schach halten.

Meine Lieblingsfiguren im Roman sind der Gefreite Asch und sein Freund, der Kanonier Vierbein. Vierbein ist schwächlich, aber musikalisch, genau wie ich. Die Zeit in der Kaserne übersteht er nur, weil Asch ihn beschützt. Er wird sogar Unteroffizier. Leider kommt er auf sinnlose Weise ums Leben, weil der Kompaniechef Hauptmann Witterer zu ehrgeizig ist. Gleichzeitig ist er auch feige. Als Vierbeins Stellung beschossen wird, türmt er mit der Zugmaschine. Asch verfolgt ihn und bedroht ihn mit der Pistole.

„’raus!“ sagte er zu Witterer, „’raus mit dir!“

Der war bleich geworden und begann zu zittern. Asch packte ihn mit der freien Hand vor der Brust, hob ihn hoch und stieß ihn aus der Zugmaschine. Witterer knallte auf den Erdboden und blieb dort liegen.

„Sofort zurück!“ sagte Asch zum Kraftfahrer.

Aber als er in der Feuerstellung ankam, war der Unteroffizier Vierbein gefallen.

Ich finde, sich für andere einzusetzen und für sie zu kämpfen, ist das Größte, besonders, wenn man dafür selber leiden muss wie Jesus. Wer dabei sein Leben verliert, stirbt als Held, wie die Geschwister Scholl oder die Brüder Kennedy, genau wie vor ihnen Abraham Lincoln, der die Südstaaten besiegt und die Neger befreit hat. Robert Kennedy wäre beinahe Präsident von Amerika geworden, wie sein Bruder, aber wie sein Bruder wurde er bei einem Attentat erschossen. Das FBI

konnte es beide Male nicht verhindern. Bei John F. konnten sie nichts machen, weil der Schuss aus dem Hinterhalt abgefeuert wurde, aber bei Bobby haben seine Leibwächter versagt. Um sein Leben zu schützen, hätte sich einer in den Schuss werfen müssen, wie es Winnetou für Old Shatterhand und Daniel für Pat getan hat, obwohl Pat nur ein Halbblut war. Dann würde John F. jetzt noch leben. Wenn ich beim FBI wäre, hätte ich es jedenfalls getan. Ob ich auch ein Organ oder ein Körperteil für die Kennedys gespendet hätte, wenn sie darauf angewiesen gewesen wären, weiß ich nicht. Wenn ich dadurch ihr Leben hätte retten können, würde ich es wahrscheinlich getan haben. Zumindest einen Arm. Das sind neuerdings meine Gedanken vor dem Einschlafen.

Auf dem Feld hinter unserem Block hat Bauer Meese das Getreide geerntet. Bevor es umgepflügt wird, ziehe ich mit einigen Nachbarkindern über das Stoppelfeld und grabe mit einer Schaufel nach Mäusen, die ich mit nach Hause bringen will. Ich muss gar nicht lange graben, schon habe ich ein Nest ausgehoben. Sechs nackte und blinde Mäusebabys liegen darin. Diesen Bau schützte ich schnell wieder zu. Beim nächsten Bau lege ich ein Nest frei, das von einem Mäuserich bewacht wird, der sich drohend auf die Hinterbeine stellt. Als ich nach ihm greife, beißt er mir in den Finger und hängt fest, bis ich ihn abschüttle. Die Wunde blutet kaum, aber nach drei Tagen wird mein Finger dort, wo der Mäuserich mich gebissen hat, dick und es bilden sich Bläschen. Mama meint, die Wunde hat sich entzündet, und dagegen hilft ein Bad mit Kamille.

Der Finger wird nicht besser, und durch die Kamille wird er auch noch gelb. Nach weiteren drei Tagen fährt Mama mit mir nach Neuß zur Klinik von Dr. Greifensteiner. Ich erzähle dem Arzt, was passiert ist, und schon kriege ich eine Spritze gegen Tollwut in den Oberarm. Dann sagt der Arzt, er muss die Wunde ausschneiden, aber ich werde davon nichts merken, weil ich vorher eine lokale Betäubung bekomme. Angst habe ich keine, weil wir ja nicht im Wilden Westen sind, wo solche Wunden unterwegs mit einem glühenden Eisen ausgebrannt wurden und die Patienten statt einer Betäubung einen dreifachen Whisky bekamen. Wenn es soweit war, bissen sie fest die Zähne zusammen, und damit sie dabei nicht ihr Gebiss beschädigten, klemmten sie sich ein Stück Holz zwischen die Zähne, und damit sie sich wegen der unmenschlichen Schmerzen nicht aufbäumten, hielten ihre Kumpel sie die ganze Zeit über eisern fest.

Nach der Operation bekomme ich einen Gipsverband, nicht nur um den Finger, sondern um die ganze Hand. Meine Klassenkameraden und auch die Lehrer denken, ich hätte mir die Hand gebrochen, und alle staunen und schütteln den Kopf, wenn ich sage, dass mich eine Maus gebissen hat. Dass ich die Maus fangen wollte, sage ich nicht, weil sie mich dann für bekloppt halten.

Nach einer Woche kommt der Gips wieder ab. Eine dicke Narbe bleibt als Andenken zurück. Eine noch größere habe ich am rechten Knie, weil ich mit drei Jahren in Freudenstadt mit dem Roller in den Kotflügel von einem geparkten Auto gestürzt bin. Mit neun habe ich mir am Treppengeländer in Speyer die Haut am

rechten Handgelenk aufgerissen. Es hat zwar kaum geblutet, aber ist eine sehr lange Narbe zurückgeblieben. Es sieht aus, als hätte ich mir die Pulsadern aufgeschnitten. Der Mäusebiss ist meine dritte Trophäe.

In Latein bringt Heinrich-der-Wagen-bricht einen Referendar namens Metzinger mit. Erst darf er sich bloß in die letzte Reihe setzen und zuhören, dann muss er selbst unterrichten, und Heinrich hört zu. Metzinger ist viel netter als Heinrich und kein bisschen streng. Sein Gesicht verrät starken Bartwuchs, seine Augen huschen unruhig hin und her, und er hat eine komische Aussprache. Der Satz: Soeder, dekliniere pauper, klingt bei ihm so: Södä, dekliniere paupä. Er muss nur den Mund aufmachen, und schon beömmeln wir uns, aber Heinrich passt auf, dass wir es nicht zu bunt treiben. Heinrich ist aufmerksam und streng, egal ob er vorne steht oder hinten sitzt und nur zuhört. Wenn er einen Übeltäter erspäht, schleicht er sich an ihn heran, packt ihn an den Schläfenhaaren, dort, wo es besonders wehtut, zieht ihn zu sich hoch und murmelt dabei gedehnt: Du dummer Junge, du...

Dann kommt der Tag, als Heinrich-der-Wagen-bricht wegbleibt. Es ist der Mittwoch, an dem wir eine Doppelstunde Latein haben. Metzinger in seinem braunen Anzug macht seinen Unterricht wie immer, und wir machen heimlich ein bisschen Quatsch, auch wie immer. Metzinger lässt es meistens durchgehen, weil er schüchtern ist oder sogar Angst vor uns hat, denn wir sind vierunddreißig Mann und er ist ganz allein.

In der kleinen Pause, als Metzinger rausgegangen ist, fährt Achim Mehwald die elektrischen Rollos runter. Das fällt kaum auf, weil hier im Keller sowieso die meiste Zeit das Licht brennt. Mit Neumann, der rechts außen sitzt, hat er ausgemacht, dass er das Licht ausknipst, sobald Metzinger uns den Rücken zudreht. Alles Weitere wird sich dann schon ergeben.

Es klingelt, die Pause ist vorbei. Metzinger kommt herein und geht sofort an die Tafel. Fast im selben Moment tritt vollkommene Verfinsterung ein. Die halbe Klasse grölt und jauchzt vor Vergnügen. Schon fliegen die ersten Gegenstände nach vorn. Irgendwann knipst Petzold das Licht wieder an, weil ihm Metzinger leidtut; dann müssen auch die Rollos wieder hochgefahren werden. Aber es gibt noch andere Möglichkeiten für Streiche. Zum Beispiel ist Lärm unter der Bank schwer zu orten. Oder Summen mit geschlossenem Mund. Nach kurzer Zeit gibt Metzinger auf. Ich gehe zu Dr. Brych! schreit er. Bleich und erschöpft schleicht er zur Tür und ist weg.

Augenblicklich erstirbt jedes Geräusch. Die Drohung mit dem Direx macht uns allen Angst, denn Dr. Brych braucht einen nur anzusehen, und schon macht man sich vor Angst fast in die Hosen. Wenn er dann auch noch losbrüllt, möchte man nur noch im Boden versinken. Einmal hat er einen Sextaner, der auf dem Schulhof Schneebälle gegen die Scheiben vom unteren Foyer geworfen hat, gepackt, übers Knie gelegt und ihm tüchtig den Hintern versohlt. Es spielt keine Rolle, dass er ein eher kleiner Mann ist. Er trägt eine schwarze Hornbrille und macht fast immer ein böses Gesicht. Dotzeck meint, er hat glühende Augen, und das könnte stimmen. Wahrscheinlich sendet er eine Art Hypnosestrahlen aus, mit lähmender Wirkung, wie

Dr. Mabuse. Wenn er doch einmal lächelt, dann höchstens über eine Dummheit. Was nun?

Mehwald kommt auf die Idee, Metzinger hinterher zu schleichen. Erleichtert kehrt er nach kurzer Zeit zurück: Metzinger ist nur die Treppe hochgegangen, steht oben um die Ecke und heult.

Zwei Wochen später meldet sich Herr Lieberknecht krank, und wir kriegen Benseler in Englisch als Vertretung. Er beginnt sofort mit seinem Unterricht und stellt Fragen. Mich sticht der Hafer. Ich mache den üblichen Aufzeige-Scherz und melde mich, obwohl ich gar nichts zu sagen habe. Benseler nimmt mich sogar dran, aber statt der erwünschten Antwort frage ich scheinheilig, ob wir vielleicht ein Fenster öffnen dürfen. Von meiner Unfugslaune mitgerissen, pflichtet mir Olli lauthals bei: Ja, hier mieft es nämlich so!, ruft er Richtung Lehrerpult, wobei er wieder mit dem Auge plinkert, was man unter Umständen missverstehen kann. Der nicht ganz stubenreine Ausdruck erregt bei vielen von uns Heiterkeit, und grienend sonnt sich Olli im Gefühl allgemeiner Zustimmung,

Mit Benseler geschieht in diesem Moment etwas Merkwürdiges. Er scheint ganz zu vergessen, wo er sich befindet. So, murmelte er vor sich hin, während er sich hastig durch die Bankreihen einen Weg zu Olli bahnt, So, hier mieft es also. Und dann beugt er sich auch schon über ihn und schlägt mit beiden Händen zu. Hier mieft es also!

Olli hält schützend die Hände vors Gesicht, Benseler schlägt weiter, mit links und mit rechts. Blut läuft Olli aus der Nase, wird von Benselers Händen aufgenommen, verteilt sich von da über Ollis Gesicht. Totenstille ringsum. Keiner von uns wagt zu atmen, über allen schwebt die inbrünstige Bitte, dass Benseler sich mit diesem einen Opfer zufrieden geben möge. Aber schon hat er seine Fassung zurückgewonnen; schweratmend setzt er sich wieder ans Pult.

Papa und Mama geben bekannt, dass wir nächsten Monat umziehen, und zwar nach Norf in die Gartenstraße, gegenüber vom Rathaus. Paul weiß, wo das ist, weil da früher ein winziges Lebensmittelgeschäft war. Er kann sich noch gut an die beiden Kaugummiautomaten vor der Tür erinnern, wo es auch goldene Ringe gab, mit denen man so tun konnte, als sei man verlobt.

Am Wochenende nehmen wir die Poster von den Wänden und räumen alle Schränke leer und packen den Inhalt in Kartons, und am Montag kommt wieder die Firma Aschendorff und lädt alles in den großen Möbelwagen. Bevor die Möbelpacker unsere Sachen zur neuen Wohnung bringen, wo Papa schon wartet, damit alles an die richtige Stelle kommt, kriegen sie von Mama noch Gulasch mit Nudeln, und weil es ihnen so gut geschmeckt hat, ziehen sie später einen halben Kubikmeter Ladung von der Rechnung ab.

Wir wohnen auf der zweiten Etage. Ins Erdgeschoss zieht die Deutsche Bank ein, und demnächst soll auch noch die Polizeiwache dazukommen. Paul kann von Glück sagen, dass Herr Ramrath schon pensioniert ist, der ihn nach der Moped-Geschichte bestimmt nicht mehr aus den Augen gelassen hätte. Eine Bank im Haus zu haben ist dagegen eine praktische Sache, weil man jederzeit Geld abheben kann. Ich nehme mir vor, bei nächster Gelegenheit ein Konto zu eröffnen, und Mama schlage ich vor, dass sie mit ihrem Konto von der Stadtsparkasse Neuß auch hierher wechselt. Aber sie will nicht, dass Leute im Haus wissen, wie viel Geld sie verdient und wie viel Geld gerade auf ihrem Konto ist. Nicht mal Paul und mir verrät sie das.

Unsere Wohnung hat fünf Zimmer und außerdem Küche, Diele, Bad und Gäste-WC. Das Bad hat neben dem Klobecken noch ein Bidet. Papa kennt es aus Italien und sagt, es ist dazu da, dass man sich den Po waschen kann, aber Mama findet es igitt und deshalb hat Papa es mit einem dicken Brett abgedeckt und jetzt liegen die großen Badehandtücher darauf.

Weil unsere Wohnung die größte im Haus ist, haben wir auch den größten Balkon, der sogar über Eck geht. Loggia, verbessert mich Papa, weil er das auch aus Italien kennt. Von hier aus blickt man auf die Trauerweiden und Pappeln am Norfbach und auf das Rathaus und die Gartenstraße hinauf bis zur Kreuzung Nievenheimer Straße, wo die Haltestelle vom Linienbus ist, und zwei Querstraßen weiter ist schon der Bahnhof.

In meinem Zimmer stehen mein Bett und eine Truhe, in der tagsüber das Bettzeug verschwindet, ein kleiner Büroschreibtisch zum Hausaufgabenmachen, gegenüber mein Kleiderschrank und dann noch der runde Metalltisch aus dem Gastgarten in Vögisheim. Über mein Bett klebe ich „Bravo“-Bilder von den Beatles in den Kostümen des Films „Magical Mystery Tour“, von den Rolling Stones und von den Bee Gees, und an die Wand gegenüber Bilder aus dem „Stern“ von Jim Clark, Robert Kennedy und Jan Palach.

Weil wir nicht genug Möbel haben, um die große Wohnung damit einrichten zu können, kauft Papa für die Diele bei Möbel Trösser in Neuß auf der Oberstraße eine Spiegelgarderobe, eine kleine Doppelcouch und zwei kleine Sessel, und für die anderen Zimmer bei Rud van Endert noch ein paar Gebrauchtmöbel. Kaum sind sie geliefert und aufgestellt, sehen sie auch schon so aus, als hätten sie immer schon zu unserer Einrichtung gehört. So ist das mit Gebrauchtmöbeln, sagt Papa, man kriegt ihre Geschichte umsonst mitgeliefert. Wenn mal Besuch kommt, wird niemand erkennen, ob die Abnutzungsspuren von fremden Leuten stammen oder von uns.

Und es stimmt wirklich. Sie sehen ganz so aus, als hätten sie die ganze Zeit bei Fräulein Vogel in Speyer gestanden und wären endlich zu uns zurückgekehrt.

Für unsere Diele kauft Papa außerdem einen Zimmerspringbrunnen, weil die Luft zu trocken ist. Unten ist ein großes Becken und darüber sind zwei kleine Schalen. Wenn man den Springbrunnen an den Strom anschließt, sprudelt aus der oberen Schale eine kleine Fontäne. Neben den Zimmerspringbrunnen stellt Papa den großen Philodendron und die Efeutute, weil es Urwaldpflanzen sind, die es gerne feucht und schummrig haben. Paul meint, in der Diele sieht es aus wie im China-Restaurant in Neuß.

In der kleinen Pause schieße ich aus Versehen Günther Dressler mit der Gummiflitsche ins Gesicht, als er gerade in sein Frühstücksbrot beißt und wehrlos ist, und jetzt heißt es schnell weg, weil er sonst Hackfleisch aus mir macht. Auf meiner Flucht schmeiße ich ein paar Stühle um, um ihm den Weg zu versperren, und renne Richtung Treppe. Um mir noch mehr Vorsprung zu verschaffen, haue ich auch noch die Glastür im Flur, die immer offen steht, hinter mir zu. Soll Dressler doch mit der Nase dagegen rennen! Doch im selben Moment ertönt hinter mir wütendes Gebrüll.

Halt! Stehenbleiben!

Die Stimme kenne ich. Augenblicklich erstarre ich zur Salzsäule.

Wohl verrückt geworden, was!

Ich drehe mich um. Mit großen Schritten kommt Dr. Brych auf mich zu, vorbei an Dressler, der sich wie versteinert an die Wand drückt, weil er meint, dadurch unsichtbar zu werden. Bei „Jerry Cotton“ gibt es manchmal grässlich zugerichtete Leichen, deren Anblick einem das Blut in den Adern gefrieren lässt. Genauso geht es mir jetzt. Es hilft auch nichts, sich Dr. Brych in Unterhosen vorzustellen. Selbst eine grässlich zugerichtete Leiche in Unterhosen lässt einem das Blut in den Adern gefrieren.

Name? Klasse?

Die glühenden Hypnoseaugen von Dr. Brych bohren sich in mein Innerstes. Vor Angst kann ich kaum sprechen.

Thalrand, krächze ich heiser. Ulllc.

Eine Stunde Arrest! Sofort beim Klassenlehrer melden!

Rasiermesserscharf fliegen die Worte aus seinem Mund, jedes Wort ein Schnitt in mein Gesicht. Noch einmal schaut er mich von oben bis unten an, dann schreitet er weiter.

Jetzt, wo der erste Schreck vorbei ist, fange ich an zu heulen. Vorbei an ein paar hämisch grinsenden Gestalten schleiche ich in den Klassenraum zurück, wische mir die Tränen aus dem Gesicht und setze mich auf meinen Platz.

Kurz vor Weihnachten kriegen wir ein Telegramm: Onkel Georg ist gestorben und wird schon am Samstag beerdigt. Wir wussten gar nicht, dass er krank war, aber Mama meint, er hatte zuletzt Herzasthma. Einerseits bin ich ein bisschen traurig, weil Onkel Georg immer großzügig zu uns war. Vielleicht hätte ich mir in drei Jahren auch Geld für ein Fahrrad wünschen dürfen und mir dann ein Moped gekauft. Andererseits bin ich sehr auf die Erbschaft gespannt, weil es außer Mama, Omi und Tante Hilde keine anderen Verwandten gibt, die etwas erben können.

Aus Angst, dass man sie an der Grenze verhaftet, weil sie damals mit Papa und Paul aus der Sperrzone geflüchtet ist, fährt Mama nicht mit dem Zug, sondern fliegt nach Berlin, und am Sonntagabend ist sie schon wieder zurück, völlig geschafft. Es ist ihr gar nicht recht, dass sie sich um alles kümmern muss, aber Omi und Tante Hilde wohnen in der Ostzone und können gar nichts machen. Wenn rauskommt, dass sie im Westen eine Erbschaft gemacht haben, müssen sie sowieso alles an ihren Staat abgeben.

Wir sind alle sehr gespannt, was in Mamas zwei großen Koffern drin ist. Sie sagt, dass sie vieles weggeworfen hat, zum Beispiel Unterwäsche, Einlegesohlen, ausgeleierte Pulswärmer und einen Stapel Iduna-Quittungen, aber den Rest hat sie eingepackt, und demnächst kommt auch noch ein Paket mit Büchern und Briefen und Zeitungsausschnitten. Ein Kofferradio hat Onkel Georg auch besessen, und zwar ausgerechnet einen Grundig music-boy, den ich mir schon immer gewünscht habe, aber Mama hat es nicht übers Herz gebracht, ihn seiner Freundin im Altersheim wegzunehmen, weil sie doch jetzt so arm dran ist ohne ihn, und seinen goldenen Füllfederhalter hat sie ihr auch überlassen, weil sie extra darum gebeten hat, zur Erinnerung.

In den Koffern ist fast nur Krimskrams: Kleiderbügel, Schuhputzzeug, drei Spazierstöcke, ein Patentnassrasierer, zerlegt im Etui, ein winziger Reisewecker, eine Bücherstütze in Elefantenform mit echtem Elfenbeinstoßzahn. Mir gefällt am besten die schwere alte Geldkassette mit dem eingravierten Schriftzug Dr. Jacoby, woran man erkennt, dass sie von Onkel Georgs Großvater stammt. Sie ist aufgebrochen, aber Mama weiß nicht, ob das vor oder nach Onkel Georgs Tod passiert ist, und im Altersheim hat es ihr auch niemand sagen können. Weil sie kaputt ist, darf ich sie haben. Paul ist ganz scharf auf die bauchige Arzttasche aus abgeschabtem braunem Leder, die entweder auch von Dr. Jacoby stammt oder von Onkel Georgs Vater Dr. Schröter, aber Mama erlaubt nicht, dass er sie als Schultasche benutzt.

Onkel Georg hat auch einen „Stammbaum der Familie Schmidt-Lobeda“ besessen. Es ist ein gedrucktes Buch, die meisten Seiten sind zum Aufklappen. Darin sind Mamas Vorfahren von der Seite ihrer Mutter aufgeführt, lauter Namen ohne Gesichter, mit nichts als Zahlen: Zahlen für Taufe, Vermählung und Tod. Ihr ältester nachweisbarer Vorfahre ist ein gewisser Hans Schmidt, Seilmacher in Apolda. Er muss sehr weitläufig mit uns verwandt sein, denn soweit ich weiß, heißt niemand in der Familie heute noch Schmidt. Um ihn mit Mama in Verbindung zu bringen, muss man vor das Wort Großvater sechsmal Ur- setzen. Außerdem ist von ihm nur sein Heiratsdatum bekannt, 14.11.1665. Graue Vorzeit. Damit liegt er über fünfzig Jahre vor dem ältesten Vorfahren auf Papas Seite, und das wurmt ihn. Dass es ein echter Thalrand ist, macht die fehlenden Jahre nicht wett. Aber Papa kann sich auf den Kopf stellen, ältere Urkunden seiner Vorfahren gibt es nicht.

Und dann ist da sehr viel Papierkram, vieles davon betrifft Onkel Georgs Konten bei der Deutschen Bank und der Berliner Disconto Bank. Außerdem hat er auch Aktien und andere Wertpapiere besessen, die noch in einem Bankdepot liegen. All das interessiert mich sehr, weil das ganze Vermögen demnächst unter Omi, Mama und Tante Hilde aufgeteilt wird, aber Mama erlaubt nicht, dass ich mich mit den Unterlagen beschäftige, weil ich es herumposaunen könnte.

An Heiligabend sitzen wir in der Diele, wo Papa den Baum mit den Krippenfiguren und den Plattenspieler aufgebaut hat. Der Zimmerspringbrunnen sprudelt nicht mehr, weil er verkalkt ist, und deshalb müssen der Philodendron und die Efeutute jetzt ohne Urwaldfeuchtigkeit auskommen. Papa hat auch den Baum geschmückt, mit Lametta und Kugeln und Kerzen, und oben an der Spitze steckt der gläserne Schwan mit dem Schwanz aus Engelshaar. Paul sagt, der Schwanz sei früher dicker und bemalt gewesen, aber als ich kleiner war, hätte ich den Schwan so süß gefunden und heimlich mit ins Bett genommen, und dabei wären viele von den Glashärchen abgebrochen und im Bett und auf meinem Schlafanzug gelandet. Es sei eine Riesensauerei gewesen, und wenn ihm das passiert wäre, hätte er bestimmt ein paar Ohrfeigen bekommen, aber bei mir wird immer ein Auge zugeedrückt.

Statt der Regensburger Domspatzen hören wir eine Seite von „Christmas Dancing“ von James Last, weil Mama das gern möchte. Danach meint Paul, dass die Zeit reif ist für eine andere Lektüre als immer die Bibel, und überrascht uns mit einer düsteren Weihnachtsgeschichte, die in unserer Zeit spielt, und die Heiligen Drei Könige sind Kriegsheimkehrer.

Papa ist von diesem Ablauf überhaupt nicht begeistert. Bei ihm zuhause ging es an Heiligabend ernst und feierlich zu. Wenn es soweit war, zogen Papa und seine Brüder ihre Sonntagskleidung an, holten ihre kleinen Geschenke hervor, die sie tagelang versteckt gehalten hatten, und stellten sich auf. Dann öffnete Großvati die Tür, in der Stube flackerte der Lichterbaum, und davor saß Großmutter, das Neue Testament in der Hand. Das Grammophon wurde in Gang gesetzt, alle saßen vor dem Baum und sangen gemeinsam „Stille Nacht, heilige Nacht“. Danach verlas

Großmutter die Weihnachtsgeschichte, noch ein paar mehr Lieder wurden gesungen, und bevor sie sich ans Auspacken der Geschenke machten, gingen alle freudestrahlend aufeinander zu und wünschten sich eine frohe Weihnacht. Es war nicht wie heute, sagt er, wo man alles haben muss, was man sieht; geradezu krank danach ist, tagelang herumspinnend.

Mir ist egal, wie wir Weihnachten feiern, ob mit den Regensburger Domspatzen oder mit James Last; Hauptsache ich kriege nächstes Mal den Grundig music-boy 209 in Nussbaum mit der Skalenmarkierung für Radio Luxemburg.

In den Ferien quengle ich so lange, bis mich Mama Onkel Georgs Papierkram in den beiden Koffer sortieren lässt. Alles, was mit Aktien zu tun hat, packe ich in eine eigene Mappe, und obendrauf lege ich die Aufstellung von 1936, als Onkel Georg sie von seinem Vater geerbt hat. Alles zusammen war damals 40.000 Reichsmark wert. Einige Aktien wie die von Glauziger Zucker sind nach dem Krieg wertlos geworden, weil die Unternehmen heute in der Ostzone liegen und Volkseigentum geworden sind, aber es gibt noch genug andere, die jedes Jahr eine Dividende ausschütten, zum Beispiel Deutsche Continentale Gas, Deutsche Centralboden, Deutsche Bank, Commerzbank und Schultheiss, worüber es einen Haufen Belege gibt. Bestimmt ist es schlau, einen Teil seines Geldes in Aktien anzulegen. Künftig werde ich in den „Düsseldorfer Nachrichten“ immer auf die Kurse von Onkel Georgs Aktien achten.

Gleich zu Beginn des neuen Jahres stecke ich mir 50 Mark ins Portemonnaie, gehe runter zur Deutschen Bank und eröffne ein Sparkonto. Als mir der Filialleiter Herr Daub das hellblaue Sparbuch und die Ausweiskarte aushändigt, sage ich ihm, ich wäre an einem Aktienkauf interessiert. Daraufhin überreicht er mir einen Prospekt zum Thema Aktien und Wertpapiere und sagt, Aktienkauf ist ein riskantes Geschäft, die Kurse können sehr schwanken. Er empfiehlt mir einen Investmentfonds, und wenn ich Aktien kaufen will, muss einer von meinen Eltern dabei sein.

Zuhause frage ich Mama, ob sie nachher noch einmal mit mir zur Deutschen Bank runtergeht, damit ich Aktien kaufen kann, aber Mama sagt, heute passt es ihr nicht.

In Deutsch haben wir „Kleider machen Leute“ von Gottfried Keller gelesen, und jetzt möchte Herr Selbach von uns wissen, ob Wenzel Strapinski in unseren Augen ein echter Betrüger ist, ein Hochstapler und Heiratsschwindler, oder ob die Leute in Seldwyla ihn in die Grafenrolle gedrängt haben und er also unschuldig ist. Er sucht zwei Freiwillige, die den Staatsanwalt und den Verteidiger spielen und beim nächsten Mal ihre Plädoyers halten. Dann wird der Rest der Klasse das Urteil fällen, und Herr Selbach als Richter wird es verkünden. Andreas Krämer meldet sich für den Staatsanwalt, und ich melde mich für den Verteidiger.

In der nächsten Stunde verwandelt Herr Selbach den Klassenraum in einen Gerichtssaal. Er schiebt das Lehrerpult vor die Tafel, und davor kommen zwei

Bänke, die eine ein Stück nach links, die andere ein Stück nach rechts. An der linken sitzt Andreas Krämer, an der anderen sitze ich, beide mit dem Gesicht zur Klasse.

Zuerst verliert Andreas die Anklage, und dabei muss er aufstehen. Er bezeichnet Strapinski als Hochstapler, der die Gastfreundschaft der Seldwyler Bevölkerung schamlos für seine eigenen Zwecke ausgenutzt hat und liest zum Beweis eine Stelle aus der Geschichte vor. Als er mit der Verlesung fortfahren will, rufe ich schnell Einspruch, euer Ehren, weil das im Film auch so gemacht wird. Die andern lachen, aber Herr Selbach meint, ich soll still sein, bis ich dran bin, und deshalb nehme ich alle weiteren Vorwürfe mit steinerner Miene zur Kenntnis und tue so, als würde ich mir Notizen machen.

Als Andreas fertig ist, fragt ihn Herr Selbach, welche Strafe er fordert, und Andreas sagt, das überlässt er der Weisheit des Gerichts. Dann darf er sich wieder setzen, und jetzt kommt mein Auftritt als Verteidiger.

Sehr geehrte Herren Anwesenden! Hohes Gericht! Man hat meinen Mandanten Wenzel S. (ich sage Wenzel S., weil in den „Düsseldorfer Nachrichten“ die Namen von Tatverdächtigen meistens auch abgekürzt werden, damit man sie nicht erkennt) der Hochstapelei und des Betrugs beschuldigt, deshalb hat er mir seine Justifikation übertragen, und in seinem Namen weise ich dies hiermit zurück. Das Ziel meiner Arbeit ist es, die Wahrheit ans Licht zu bringen, so dass es gar nicht anders geschehen kann, als dass der Urteilsspruch zu den Gunsten des Angeklagten ausfällt. Zuerst werde ich den Vorwurf Hochstapelei auswischen. Hohes Gericht! Darf ich den Zeugen Kutscher vernehmen? Danke.

Um mich in den Zeugen Kutscher zu verwandeln, stelle ich mich mit dem Rücken zur Klasse vor die Bank und lese aus dem Reclam-Heft vor.

Ich ging wegen des steilen Weges neben den Pferden, und als ich, oben angekommen, den Bock wieder bestieg, fragte ich den Schneider, ob er sich nicht in den leeren Wagen setzen wolle.

Gleich danach Rückverwandlung in den Verteidiger.

Und wer würde das schon verweigern, so ein Anerbieten? Hohes Gericht! Sie etwa? Gut. Ich glaube, dazu wäre nichts mehr zu sagen. Darf ich nun, Hochwürdiges Gericht, den Zeugen Wirt vernehmen? Danke.

Auf gleiche Weise wie eben verwandle ich mich in den Zeugen Wirt.

Ich fragte: Der Herr wünscht zu speisen? Gleich wird serviert werden, es ist eben gekocht! Und ohne eine Antwort abzuwarten, lief ich in die Küche.

Rückverwandlung. Das genügt! Aber weiter. Die Hochstapelei, die nun folgte, kam ganz allein von Seiten des Kutschers. Zeuge Kutscher!

Verwandlung in den Zeugen Kutscher.

Ich sagte: Der Graf Strapinski wird heute und vielleicht einige Tage hierbleiben, denn er hat mir befohlen, mit dem Wagen vorauszufahren.

Rückverwandlung. Keine weiteren Fragen. Hohes Gericht! Beim Kutscher liegt also einzig und allein die Schuld, denn der Angeklagte selbst bezeichnete sich nie als Graf und unterschrieb stets nur mit seinem wirklichen Namen ohne jede Zutat. Ich denke, auch Betrug kommt hier nicht in Frage, aber das überlasse ich euch, Euer Ehren. Im Namen des Volkes, in Interessenwahrnehmung meines Mandanten

beantrage ich, hohes Gericht, unter mildernden Umständen Freispruch auf Bewährung!

Papa kommt mit einem Päckchen nach Hause, und darin sind fünf Westernhefte, fünfmal das gleiche: „Höllentrail nach Kansas“ von Adam Cooper, ein Kelter Western für 80 Pfennig, und eins darf ich behalten. Endlich dämmert es mir: Es ist Papas Roman! Ich habe es nicht gleich begriffen, weil Papa ihn „Luke Short und seine Mannschaft“ genannt hatte.

Luke Short sticht den rechten Arm in die Höhe. „Vorwärts, Tedd! Setz deinen Wagen in Bewegung! Du weißt Bescheid: Immer östlich, auf die Quellen des Butte Creek zu. Beeile dich, Freund, wir treiben die ersten zwanzig Meilen durch!“

Warum sein Roman jetzt „Höllentrail nach Kansas“ heißt, weiß Papa auch nicht. Auf dem Umschlag sind drei Revolverschützen vor einer Wagenburg abgebildet, von denen der rechte ein bisschen aussieht wie Robert Fuller, und das ist bestimmt Absicht. Der vordere im gelben Hemd mit rotem Halstuch feuert seinen Revolver gegen einen unsichtbaren Gegner ab und hat den Mund weit aufgerissen, wie wenn er schreien würde: *Da hast du es, du Lump, keine Gnade für dich! Stirb und fahr zur Hölle!* So macht es Brian nach dem Banditenüberfall.

Meine Lieblingsfigur ist der Koch Tedd O’Flaherty. *„Kommt Jungs, holt es euch!“ ruft er missmutig. Doch dann, als er eine Überraschung nach der anderen zum besten gibt, steigt seine Laune vom reichlichen Lob. Der Kaffee ist mit Whisky gemischt, Brot und Speck sind in der Pfanne geröstet. Als Abschluss gibt es Pflaumen in verdünntem Sirup. Obwohl im Grunde der Küchenfahrplan immer der gleiche ist, hat es Tedd verstanden, aus dem Wenigen etwas Neues zu schaffen.* Genau wie es Papa immer macht, wenn er für uns kocht.

Papas Roman geht bis Seite 61, die restlichen fünf Seiten sind Werbung: Werbung für den nächsten Western aus dem Kelter-Verlag, „Tod im heißen Wind“ von Johnny Kent, und für Elektronikbaukästen, Briefmarken, Gasfeuerzeuge, Tischtennistische, Sechssämertröpfen und Togonal. Auf einer ganzen Seite wirbt das Hamburger Fern-Lehrinstitut für sein Angebot. Und dann gibt es noch spezielle Anzeigen, die man in Zeitschriften wie „HörZu“ und „Stern“ nicht findet, wahrscheinlich, weil deren Leser nicht unter Bettnässen, Harnbeschwerden, Pickeln, abstehenden Ohren, Schüchternheit oder Übergewicht leiden oder sich von Tätowierungen, Nikotin- oder Alkoholsucht befreien lassen wollen. Das gilt nur für Wildwestromanleser.

Über dem Romananfang steht groß Deutscher Erstdruck, und das finde ich schlau vom Kelter-Verlag, weil die Leser jetzt denken müssen, der Roman sei vorher schon in Amerika erschienen, womöglich von Millionen Amerikanern gelesen und jetzt erstmals ins Deutsche übersetzt worden. Ein Grund mehr, warum der Verfasser keinen deutschen Namen haben darf, weil der Trick sonst nicht funktioniert.

Für Leser, die wissen wollen, worum es in dem Roman geht, gibt es auf der ersten Seite eine kurze Inhaltsangabe. Papa kann sie nicht geschrieben haben, denn darin steht, dass Luke Short mit seiner prächtigen Mannschaft eine Rinderherde von

Texas nach Kansas bringen will, und das ist großer Quatsch, wo doch der Rindertreck von der Foundling Ranch bei Ashbrook quer durch Nebraska bis zum Hafen von Niobrara geht.

Aber sonst haben sie fast alles an dem Roman so gelassen, wie Papa es geschrieben hat. Deshalb ärgert er sich auch nur ein kleines bisschen. Die Hauptsache ist, dass sein Roman endlich erschienen ist, weil er schon einigen Leuten davon erzählt hat. Damit er jedem ein Heft schenken kann, will er sämtliche Kioske in der Umgebung abklappern und noch ein paar kaufen. Und dem Kelter Verlag schickt er gleich seinen neuen Western, weil er glaubt, dass er besonders gut ist und weil er diesmal tatsächlich in Texas spielt.

Statt zu Pastor Arndt in die Dreikönigenkirche bin ich heute morgen mal mit in den katholischen Gottesdienst in der Marienkirche gegangen, und weil ich alles ganz genau wie die andern gemacht habe, vom Besprenkeln mit Weihwasser beim Eintreten bis zu den diversen Bekreuzigungen, hat mich niemand als Spion erkannt. Wieder ein Abenteuer, das ich bestanden habe.

Danach eine Doppelstunde Mathe/Geometrie bei Stromeyer. Zu Beginn muss Heck seine Hausaufgaben vorzeigen. Lange kramt er in seinem Ranzen herum, dann sagt er zu Stromeyer, dass er das Heft zuhause vergessen hat.

Stromeyer kennt seine Pappenheimer. Deshalb will er von Heck wissen, ob er die Aufgaben gemacht hat oder einer von denen mit dem Zettel über dem Bett ist, auf dem steht: Ab morgen wird gearbeitet! Und jedes Mal, wenn sie aufwachen, verschieben sie das Versprechen auf den nächsten Tag.

Nee, ich hab die Aufgaben gemacht, Herr Stromeyer. Ehrlich!

Wo wohnst du?

Auf der Furth, Herr Stromeyer.

Wie lange brauchst du nach Hause?

Äh – zehn Minuten, Herr Stromeyer.

Weil wir heute eine Doppelstunde Mathe/Geometrie haben, schickt ihn Stromeyer nach Hause, um das Heft zu suchen. Korbus muss mitgehen und aufpassen, dass alles mit rechten Dingen zugeht. Bei Korbus ist es egal, ob er den Unterricht verpasst oder nicht, weil er unser bester Mann ist und nie etwas anderes schreibt als Einsen. Wir andern machen solange weiter mit Prozentrechnung. W gleich p mal g durch 100. Stromeyer sagt, früher haben sie das die Parteigenossenformel genannt, weil bei den Nazis Pg die Abkürzung für Parteigenosse war. Auf die Nazis ist Stromeyer nicht gut zu sprechen. Manchmal macht er Andeutungen über gewisse Neußer Bürger, von denen er genau weiß, welche Stellung sie im Dritten Reich gehabt haben.

Zu Beginn der zweiten Stunde kommen Heck und Korbus zurück. Noch in der Tür fragt Stromeyer, ob das Heft aufgetaucht ist. Korbus schüttelt den Kopf.

Ich versteh das nicht, Herr Stromeyer, sagt Heck. Gestern war es noch da.

Ich hab es mir fast gedacht, sagt Stromeyer. Bring mir mal deine Schulmappe.

Da ist es nicht drin, sagt Heck. Da hab ich schon gesucht, Herr Stromeyer.

Bring sie mir trotzdem. Vielleicht habe ich ja mehr Glück.

Heck bringt seine Tasche nach vorn und will sich wieder auf seinen Platz setzen, aber Stromeyer sagt Hiergeblieben und Heck muss zusehen, wie er die Tasche auspackt und jedes Stück vor sich aufs Pult legt, zuerst die Bücher, dann die Hefte. Das erste ist ein Lateinheft, das zweite ein Superman-Heft. Stromeyer hält es hoch, alle lachen, Heck grinst.

Beim dritten sagt Stromeyer Nanu? Was haben wir denn da? Mathematik. Ist das deins?

Heck beugt sich nach vorne, als wenn er genau hinschauen müsste, um sicher zu sein, dass es auch wirklich sein Heft ist. Dann sagt er Äh-ja.

Ein paar von uns lachen. Stromeyer schlägt das Heft auf. Zeig mir mal deine Hausaufgaben. Du hast sie ja gemacht.

Nee, Herr Stromeyer, sagt Heck, jetzt weiß ich wieder, ich hab vergessen, sie zu machen.

Wieder lachen einige.

Ach so, sagt Stromeyer und haut Heck sein Heft um die Ohren, bevor er Bücher und Hefte zurück in dessen Schultasche stopft. Dann hast du mich also vorhin angelogen.

Nee, sagt Heck, ich hab das Heft vorhin wirklich nicht gefunden. Ehrlich, Herr Stromeyer.

Setz dich hin, sagt Stromeyer und holt das Klassenbuch aus der Pultschublade. Während er schreibt, sagt er, dass Heck den Eintrag ins Klassenbuch nicht dafür bekommt, dass er die Hausaufgaben nicht gemacht hat, sondern dafür, dass er ihn so dreist angelogen hat.

Als Heck sich setzt, grinst er schief und sagt zu Siebold, der neben ihm sitzt: Ist mir doch egal.

Das hätte er besser nicht getan, denn jetzt platzt Stromeyer der Kragen, und weil er früher auch Sport unterrichtet und noch früher in der Reserve von Schalke 04 gespielt hat, geht alles ganz schnell. Aufspringen, im Handstütz mühelos über das Pult flanken, den Gang zwischen den sechs Bankreihen herunterstürmen, sind eins. Alle sind wie erstarrt, nur Heck ahnt, was jetzt passiert und weicht erschrocken mit dem Stuhl an die Wand zurück, aber das rettet ihn nicht vor den Ohrfeigen, die ihm Stromeyer jetzt verpasst, und dabei fliegt sein Mäppchen vom Pult und auch das meiste von Siebolds Sachen. Dann lässt Stromeyer von ihm ab, streicht sich seine eisgrauen Haare nach hinten und geht wieder ans Pult zurück.

Als er ein paarmal durchgeatmet hat, muss Heck sein Matheheft herausholen, damit Stromeyer ihm eine Mitteilung an seine Eltern diktieren kann, und darin steht, dass es ihm leidtut, dass er aufgrund des fleghaften Verhaltens ihres Sohnes für einen Augenblick die Kontrolle über sein Tun verloren hat, weil für seine Erziehung sie als Eltern allein zuständig sind, und deshalb stellt er ihnen anheim, sich bei der Schulleitung über sein Handeln zu beschweren.

Ich glaube nicht, dass Hecks Eltern sich bei Dr. Brych beschweren werden. Eher schreiben sie Stromeyer noch einen Dankesbrief, dass er ihrem Sohn mal gezeigt hat, was eine Harke ist. Herrn Schönthal, den wir in der Quarta in Kunst hatten, hat Heck auch auf die Palme gebracht, und er hat sich dadurch gerächt,

dass er einen großen Affen an die Tafel gezeichnet hat, und der Affe hatte das Gesicht von Heck.

Danach haben wir eine Freistunde. Zusammen mit Korbus, Soeder, Ferkel, Hüls und Manni gehe ich zum Fußballspielen auf den Spielplatz Neumarkt. Wir würden lieber auf dem Schulhof spielen, aber beim letzten Mal hat sich Hagemann vom Lärm gestört gefühlt und seinen Lieblingsschüler Priehl nach unten geschickt, der uns den Tennisball einfach weggenommen und dazu höhnisch gelächelt hat. Und gegen Priehl, den Handlanger der Macht, haben wir keine Chance, weil er mindestens zwei Jahre älter ist.

Auf dem Spielplatz ist nichts los, nur ein paar italienische Jugendliche hängen auf den Bänken herum, denn in der Neumarktgegend wohnen viele Gastarbeiterfamilien. Sie rufen uns irgendetwas auf Italienisch zu und schneiden dabei Grimassen, aber wir beachten sie nicht und suchen uns ein Spielfeld weit weg von ihnen.

Alles geht gut, bis ich einmal den Ball viel zu fest treffe und er Richtung Italiener rollt. Einer von ihnen, der schon ein bisschen Bart im Gesicht hat, stoppt ihn mit dem Fuß und muss dafür noch nicht einmal aufstehen.

Los, hol den Ball zurück, sagt Soeder, weil es sein Tennisball ist und ich ihn verschossen habe.

Okay, sage ich und gehe rüber zu den Rabauken, obwohl ich Schiss habe, denn sie sind zu fünft. Der Ball ist inzwischen verschwunden. Ich mache ein ganz freundliches Gesicht und sage zu dem Jungen mit dem Bart, dass er mir bitte den Ball zurückgeben soll. Der Junge guckt mich verständnislos an. Wahrscheinlich versteht er kein Deutsch.

Balla! sage ich und forme mit den Händen eine Kugel. Balla Balla!

Wer isse hier ballaballa, antwortet der Junge, und der neben ihm sagt: Hau ab. Hier gibts keine Ball.

Mit leeren Händen gehe ich zurück zu meinen Klassenkameraden. Die Italiener kommen mir nach und bauen sich in einer Reihe vor uns auf.

Haut ab, sagt einer von ihnen, das isse Piazza von uns.

Hier kann jeder spielen, sagt Soeder.

Hört mal, meint Hüls, der Spielplatz ist doch groß genug, und außerdem sind wir sowieso gleich wieder weg.

Die Italiener sagen nichts und gucken uns feindselig an.

Gebt uns unsern Ball zurück, sagt Korbus.

Hol ihn dir doch, sagt der mit dem Bart, wirft den Ball auf den Boden und lässt ihn wieder zurück in seine Hand springen, wo er ihn versteckt hatte.

Korbus ist unser Primus, aber er ist auch gut in Sport und hat keine Angst, und deshalb nimmt er das Angebot an und stürzt sich auf den Bärtigen. Es gibt einen kleinen Ringkampf, der aber unentschieden ausgeht, weil der Bärtige den Ball an den Jungen, der neben ihm steht, weitergibt, und der geht damit stiftet. Das wars dann.

Hinterher tritt mich Soeder in den Hintern, weil ich an allem schuld bin. Vielleicht auch wegen Thalrand mit th.

Ende Januar bekommen wir die Halbjahreszeugnisse. Paul hat lauter Vieren und Fünfen. Damit wird er nie versetzt. Mama ist außer sich, weil es eine Schande für die Familie ist. Papa traut sich nicht, zu schimpfen, weil er nur auf der Volksschule war. Wenn wir ihn damit aufziehen, sagt er immer, dass er auch gern auf die Mittelschule gegangen wäre wie Onkel Helmut und Onkel Heino, aber er durfte nicht, wegen einer Verschwörung zwischen seinem Lehrer und seinen Eltern, und eine Klasse zurückgesetzt wurde er auch noch. Sonst wäre er jetzt wahrscheinlich auch Lehrer, sagt er.

Bei mir sieht es nicht ganz so finster aus wie bei Paul. Mein Büffeln in Mathematik für die Nachprüfung hat sich ausgezahlt, denn ich bin wieder auf eine Vier gekommen. Dafür habe ich jetzt in Englisch Mangelhaft, und in Latein sowieso.

Am Karnevalsdienstag laufen viele Kinder verkleidet durch Norf. Ich möchte gerne als Hippie gehen. Leider habe ich keine langen Haare, weil Mama das nicht erlaubt, kein Stirnband und keine Hippie-Kleidung mit Blumenstickerei. Eigentlich habe ich gar nichts, bloß einen Button, auf dem „No milk today“ steht. Ich frage Mama, ob sie mir nicht irgendetwas geben kann, das mich in ein Blumenkind verwandelt. Mama sagt, sie hat eine ganze Tüte Papierblüten, die Maria Jensch aus Tempo-Taschentüchern für sie gebastelt hat. Sie sehen zwar aus wie weiße Nelken, aber sie sind besser als gar nichts. Ich befestige sie mit Sicherheitsnadeln an meiner Slophose und an meiner blauen Batikjacke, und dann ziehe ich los, die Gartenstraße runter, Richtung Derikum. Die Sonne scheint, aber es ist trotzdem hundekalt, auf den Wiesen liegen sogar noch Schneereste, und ich bin froh, dass ich die weißen Glacéhandschuhe angezogen habe, die Omi zu ihrer Hochzeit getragen hat.

Es wäre schön gewesen, wenn auch andere dieselbe Idee gehabt und sich als Hippie verkleidet hätten. Zu zweit oder dritt wäre es bestimmt lustig geworden. Aber niemand spricht mich an, niemand schließt sich mir an, und die Papierblüten lassen auch schon die Köpfe hängen. Hippie kann man eben nur in einer Hippie-Kolonie sein, wie es sie in Amerika und England gibt. Wenn man ganz auf sich allein gestellt ist, muss man sich etwas anderes einfallen lassen, um in die Schlagzeilen zu kommen. Und nur wer in die Schlagzeilen kommt, ist berühmt. Jesus. Hannibal. Caesar. Kennedy. Jim Clark. Uwe Seeler. Die Stones.

Religionsstifter scheidet aus mancherlei Gründen aus. Zu einem Spitzenfußballer reicht mein Talent nicht. Politiker ist mir zu gefährlich. Rennfahrer wäre eine Möglichkeit, aber dazu bräuchte ich erst einmal ein Auto. Die beste und wahrscheinlich auch einzige Möglichkeit für mich, berühmt zu werden, ist eine Karriere im Musikgeschäft. Man muss bloß singen und am besten auch ein Instrument spielen können.

Wer den Mut hat, vor anderen Leuten aufzutreten, hat allein dadurch schon etwas Besonderes. Wenn es ihm dann auch noch gelingt, die Leute in seinen Bann zu ziehen, ist der Grundstein zum Erfolg gelegt. Die Fans himmeln ihn an und

nennen ihn kumpelhaft beim Vornamen, die Zeitungsreporter wollen Auskunft über sein Privatleben. Können sie haben! NEUSSER OBERSCHÜLER EROBERT DIE HITPARADEN – JAKOB THALRAND IM „BRAVO“-EXKLUSIV-INTERVIEW – BRILLENTRÄGER BEGEISTERT SEINE WEIBLICHEN FANS – IN SEINER FREIZEIT VERFOLGT ER DIE AKTIENKURSE.

Singen kann ich auf jeden Fall. Und als Instrument kommt nur Gitarre in Frage, weil Gitarre bei allen Beatgruppen das Hauptinstrument ist. Außerdem kann man eine Gitarre mit sich herumtragen, wie Simon & Garfunkel auf der Hülle von „Homeward Bound“. Ich gebe mir selbst das Versprechen, Gitarre zu lernen und mit Hilfe der Musik ein Publikum um mich zu scharen.

Auf meinem einsamen Rückweg stehen ausgerechnet Maria Jensch und ihre Mutter vor ihrem Haus in der Ruhrstraße. Ich grüße sie, weil Maria in meiner Parallelklasse war, und sie grüßen zurück, aber ich kriege mit, dass sie zusammen tuscheln, und ich kann mir schon denken, dass sie nicht besonders begeistert sind, dass die schönen Papierblüten, die Maria für ihre liebe Lehrerin gebastelt hat, jetzt von mir zur Schau getragen werden.

Eine Woche vor Ostern habe ich mich endlich durchgerungen, einen Großteil meiner Ersparnisse für eine Gitarre zu opfern. Ich will Beatmusiker werden. Der Tod meines Lieblingsrennfahrers auf dem Hockenheimring beweist, dass ich die richtige Wahl getroffen habe. Die „Düsseldorfer Nachrichten“ bringen die Nachricht heute groß auf Seite 1. Der Rest der Seite gehört der Politik.

WELTMEISTER JIM CLARK TOT – RENNEN GING WEITER
UNERWARTET HOHE ZAHL AN NEIN-STIMMEN – „DDR“-VERFASSUNG GEBILLIGT
ATTENTÄTER NOCH IMMER AUF FREIEM FUSS – TAUSENDE ERWEISEN TOTEM
NEGERFÜHRER IN ATLANTA DIE LETZTE EHRE

Bei Radio Kistler in Neuß ist im Schaufenster eine kleine Gitarre für siebzig Mark ausgestellt. Im Geschäft hängen hinten an der Wand noch sehr viele große Gitarren, aber sie kosten alle zwischen hundertfünfzig und fünfhundert Mark, und einige sind sogar noch teurer. Der Verkäufer weiß nicht, dass ich auf der Post nur hundert Mark von meinem Sparbuch abgehoben habe, und meint, ich soll auch an eine Tasche denken, falls ich mit der Gitarre mal in den Regen komme, und für eine Kunstledertasche muss ich noch einmal mit zehn bis zwanzig Mark rechnen. Ich sage ihm, dass ich an der Gitarre im Schaufenster interessiert bin, die für siebzig Mark. Der Verkäufer sagt, dass er dafür keine passende Tasche hat, aber er steigt trotzdem ins Schaufenster und holt sie heraus. Vorne und hinten ist sie ganz flach, und schön glänzen tut sie auch nicht, aber sonst sieht sie eigentlich genau aus wie die großen Gitarren, und sechs Saiten aus Metall hat sie auch. Der Verkäufer stimmt sie und sagt, dass es sich um ein deutsches Markenfabrikat handelt. Dann drückt er sie mir in die Hand, damit ich sie ausprobiere.

Ich streiche mit dem Daumen über die Saiten und sage, dass sie sich ganz gut anhört. Der Verkäufer sagt, dass er eine Idee hat und verschwindet hinten im Geschäft. Als er zurückkommt, hält er eine schwarz-rot-grün karierte Hülle am

Plastikgriff in der Hand und sagt, es ist eine Banjo-Tasche, die kann er mir für fünfzehn Mark lassen, und sie ist sogar gefüttert. Wegen dem Schottenkaro sieht sie ein bisschen aus wie ein Anorak, aber als der Verkäufer die Gitarre reinschiebt, passt sie wirklich genau hinein, bloß oben schlackert sie, weil der Hals zu lang ist. Der Verkäufer meint, oben soll ich die Hülle einfach mit Zeitungspapier ausstopfen, dann passt sie wunderbar. Ich sage, ich nehme die Gitarre und die Tasche, bezahle fünfundachtzig Mark und kriege noch eine kleine Metallröhre geschenkt. Der Verkäufer sagt, es ist eine Stimmpfeife auf A, mit der ich meine Gitarre stimmen kann.

Die Gitarrenschule von Drafi Deutscher, die mir helfen soll, Spielen zu lernen, war vor drei Jahren eine kleine Serie in „Lupo modern“. Es ist ein Kurs für Anfänger wie mich, und das erste Lied, das man von ihm lernt und auch gleich ausprobieren kann, ist sein Hit „Marmor, Stein und Eisen bricht“. Drafis Gitarrenkurs ist idiotensicher, und das Beste daran ist, dass man völlig ohne Noten auskommt. Als erstes zeigt er, wie die Saiten heißen und wie man sie stimmen muss. Damit man es nie wieder vergisst, gibt es einen Merksatz: Ein Alter Dackel Geht Heute Ein.

Als nächstes lernt man Akkorde, die sich mit drei Fingern bewältigen lassen. Die Abbildungen zeigen einem ganz genau, was man zu tun hat: Man muss mit den Fingern der linken Hand die Saiten an bestimmten Stellen fest drücken. Nicht gut ist, dass einem dabei die Fingerkuppen von den Stahlsaiten regelrecht zerfleischt werden. Und dann muss man nur noch mit der rechten Hand an den Saiten entlang streichen. Aber wenn man mit dem Zeigefinger zu kräftig die Saiten anschlägt, scheuert man sich die Haut über dem Fingernagel ab, und das tut auch saumäßig weh. Doch für meine Karriere als Beatsänger bin ich bereit, Opfer zu bringen.

Es gibt noch mehr Akkorde, aber die sind schwierig zu greifen, weil man zusätzlich den kleinen Finger braucht, in dem ich überhaupt keine Kraft habe, und für F muss ich sogar meinen Zeigefinger komplett über das Griffbrett legen, von unten den Daumen dagegen pressen und dann auch noch Mittel-, Ring- und kleinen Finger auf drei Saiten platzieren. Das grenzt an Akrobatik. Ich weiche lieber auf Drafis vereinfachtes F aus, wofür man mit dem Zeigefinger nur die zwei letzten Saiten abdecken muss und den kleinen Finger schonen kann. Allerdings darf man dann auch nur die vier Saiten anschlagen, auf denen sich Finger befinden, und auf gar keinen Fall die leere E-Saite, denn sie erzeugt einen Misston. Gern würde ich ganz auf F verzichten, aber wenn ein Lied in C beginnt, kann man davon ausgehen, dass irgendwann das verflixte F kommt. So ist es zum Beispiel bei „Marmor, Stein und Eisen bricht“. Also heißt es, auch F zu lernen.

Tag für Tag übe ich Gitarre. Sobald ich aus der Schule komme, sage ich zu Pürle Ab morgen wird gearbeitet, setze mich aufs Bett und probiere Akkorde und Akkordwechsel so lange, bis mir die Finger wehtun. Allmählich bildet sich an den drei mittleren Fingern schon Hornhaut. Ich will es schaffen, dass ich Lieder spielen kann, ohne wegen der Wechsel ins Stocken zu geraten. Immer wieder greife ich die Akkorde, bis ich sie blind aufs Griffbrett setzen kann, und dann kombiniere ich sie miteinander, bis ich auch die Übergänge fließend hinbekomme.

Dann probiere ich aus, welche Lieder ich mit Drafi's achtzehn Akkorden spielen kann. Was nicht hundertprozentig passt, wird passend gemacht. Es sind sehr viele: Volkslieder, sogar Weihnachtslieder, deutsche Schlager, englische Schlager.

Leider klingen die Beat-Songs in meiner Wiedergabe sehr dünn. Es liegt daran, dass mir die Begleitband fehlt, Bass und Schlagzeug und Sologitarre und Hintergrundgesang. Das wäre so, wie wenn John Lennon ganz alleine „Help“ singen und spielen müsste. Bei „When I Was Young“ ist noch eine Geige dabei, und bei „Nights in White Satin“ ein ganzes Orchester. Wenn ich „Blowin' in the Wind“ oder „Colours“ spiele, klingt es schon eher wie das Original, und ich kann mir einbilden, Bob Dylan oder Donovan zu sein.

Donovan macht es weiterhin nichts aus, alleine auf der Bühne zu stehen, aber selbst Bob Dylan hat sich inzwischen eine Begleitband angeschafft. Wahrscheinlich macht es ihm so mehr Spaß. Ich möchte auch gern bei einer Beatgruppe spielen, am liebsten bei einer wie den Monkees: Vier Freunde, die sich aus Jux als Fremdenlegionäre verkleiden oder altmodische Badeanzüge anziehen und sich dann im Bett oder in der Badewanne durch die Straßen schieben lassen, damit die Leute blöd gucken. Wenn sie nicht gerade Quatsch machen, erleben sie ein Abenteuer nach dem andern, und zwischendurch nehmen sie ständig neue Stücke auf. Man muss auch keine Angst haben, dass man sich verspielt oder den Text vergisst, weil man Partner hat, die einem aus der Patsche helfen können. Man kann sogar zusammen Dutzende Hits schreiben, wie Lennon/McCartney oder Jagger/Richards.

Wenn Paul netter zu mir wäre und ein Instrument spielen könnte, würden wir vielleicht zusammen eine Band gründen, wie die Brüder Davies oder die Brüder Winwood. Aber Paul kann bloß singen, und das auch nicht richtig, obwohl er sogar schon mit Dobi, Waldemar Riedel und Heinz Hoffmann bei einem Konzert der Arbeiterwohlfahrt in der Müggenburg-Scheune aufgetreten ist. Aber als sie als Zugabe „The House of the Rising Sun“ spielen wollten, hat Paul zweimal den Einsatz verpasst und ist danach einfach von der Bühne geflüchtet. Das hat mir Dobi erzählt. Es war der erste und letzte Auftritt der Cryin' Moonfaces, danach hatten alle die Nase voll.

Endlich ist auch Papas zweiter Roman erschienen. Ursprünglich hieß er „Jim Hog“, nach dem Titelhelden. Weil er meinte, dass der Verlag sich wieder einen Titel ausdenken könnte, in dem Kansas vorkommt, hat er Jim in Kansas City geboren sein lassen. Aber statt wie befürchtet „Ein Halbblut aus Kansas“ oder so, heißt der Roman schlicht „Der letzte Kampf“. Dass es den Titel schon bei G. F. Unger gibt, spielt anscheinend keine Rolle. Auch das Pseudonym Ward Bros, das der Zauberkreis-Verlag Papa verpasst hat, gibt es schon, und das ist wahrscheinlich Absicht. Die Leute sollen denken: Ah, ein neuer Roman von Ward Bros, der ist sicher auch wieder gut, den kaufe ich mir. Sie können natürlich auch denken: Oh Gott, Ward Bros, der hat mir gar nicht gefallen, der neue Roman wird auch wieder schöner Mist sein, den kaufe ich auf keinen Fall, und das wäre dann Pech.

Außer dem Titel hat der Verlag nichts geändert, und auf dem Umschlag ist ein schönes Bild aus einem Kinofilm mit Jeff Chandler in der Uniform eines Sergeants der US-Armee, das genau zum Inhalt passt, denn Jim Hog ist Offizier bei der Kavallerie. Weil seine Mutter eine Cheyenne-Indianerin war, wird er manchmal angepöbelt. Der Anfang, als sich Jim in Fort Leavenworth zum Armeeeintritt meldet und gleich vom Sergeanten schikaniert wird, hat ein bisschen was von „08/15“.

„Name?“ bellt der diensthabende Sergeant am Tor von Fort Leavenworth.

„Hog“, sagt der Angerufene, „Jim Hog.“

„Alter?!“ bellt Sergeant Ed Mauk weiter, und sein Bellen ist scharf und kantig, dass dem Posten, der einige Schritte entfernt vor dem Tor steht, die Schultern frieren.

„Neunzehn“, erwidert Jim Hog höflich.

„Neunzehn?“ faucht Mauk. „Was, zum Teufel, neunzehn? Neunzehn Jahre, neunzehn Monate oder gar neunzehn Tag alt, du Säugling von einem Rekruten? Kannst du deine Zähne nicht auseinander kriegen, wenn dich ein Vorgesetzter anspricht? – Steh gefälligst still, du Lümmel! Du schäbiger Zivilist! Und dann noch eins, du ungehobelter Satteltramp: Ich werde mit ‚Sir‘ angeredet!“

Aber so schnell lässt sich ein Jim Hog nicht unterkriegen. Als halber Indianer wird er oft mit Friedensmissionen beauftragt. Zum Beispiel darf er den Sioux-Häuptling Crazy Horse in die Gefangenschaft nach Fort Robinson eskortieren. Leider kann er nicht verhindern, dass der Sieger der Schlacht am Little Bighorn, als er sich gegen das Anlegen von Handschellen wehrt, in der Gefängniszelle von Soldaten, die unter dem Kommando des unfähigen und sadistischen Oberstleutnants Dewis stehen, erschossen wird.

Meine Lieblingsstelle ist, als Jim und Dewis sich in einem letzten Gefecht Mann gegen Mann gegenüberstehen.

„Du hältst mich nicht auf, du roter Hund“, schreit Dewis heiser vor Wut. „Da! Nimm diese Kugel und stirb!“

Er drückt ab.

Dewis ist ein guter Schütze, doch seine Erregung ist zu groß, er schießt vorbei. Nach seinem Schuss fliegt auf ihn ein Feuerblitz zu – und ein harter Schlag in seine Brust wirft ihn um. Crazy Horse ist gerächt!

Jim nimmt dem toten Dewis den Degen ab und bricht ihn mit einem einzigen Druck entzwei.

„Du warst ein Lump“, sagt er leise, „kein Offizier!“ Und er wirft beide Stücke auf den Leichnam.

Papa ist mit seinem Roman sehr zufrieden. Außerdem besteht die Hoffnung, dass der Zauberkreis-Verlag auch seine anderen Manuskripte ankauft, die er ihnen schon vor längerer Zeit geschickt hat.

Wenn ich Papa eine Note für seinen Roman geben müsste, wäre es nur eine Zwei minus. Für meinen Geschmack hat er diesmal zu viel hineingepackt. Wettschießen, Pokerspiele, Blizzard, Indianerüberfall, Kriegsgericht, Entscheidungsschlacht... Alles folgt so schnell aufeinander.

Auf den Werbeseiten werden echte amerikanische Blue Jeans angeboten, Schreibmaschinen, massive Golduhren und Spezialbrillen für nur 9,95 DM, die den Fernseher groß wie eine Kinoleinwand erscheinen lassen. Dass auch für unanständige Sachen wie das Buch „Sex-Spiel. Hingabe und Ekstase“ (335 Seiten Erfahrungsberichte, Versand nur gegen Altersangabe) Werbung gemacht wird, gefällt Mama gar nicht. Auf der vorletzten Seite, als Jim seiner Frau erklärt, dass sie jetzt nach Hause reiten, steht sogar mitten im Text, zwischen zwei Absätzen:

Magazine + Bücher

spez. ausländische, voll Sex + Erotik
Ausf. Prospekte gegen 0,50 DM in
Brief-
marken + Altersangabe

**Buchvertrieb 3 H-Linden 1, Postf.
20127**

10 Was du getan hast einem von diesen

Auf der Bio-Etage krabbelt Herr Gründling in einer der beiden großen Volieren herum und geht mit einem Käscher auf Vogeljagd. Ich schaue ihm eine Weile zu, und als er gerade einen erschöpften Zebrafinken aus dem Netz wickelt, sage ich sehr höflich Guten Tag, denn Herr Gründling ist ein netter Lehrer, der keiner Fliege etwas zuleide tut.

Guten Tag, sagt Herr Gründling und steckt den Zebrafinken in einen Pappkarton, in dem Flattergeräusche zu hören sind.

Was machen Sie mit den Vögeln, Herr Gründling?

Die müssen ausziehen.

Wieso?

Weißt du, ab nächstem Schuljahr bin ich am Humboldt-Gymnasium, und mein Nachfolger, Herr Kilian, der interessiert sich nicht für Vögel. Nicht mal für solche aus Afrika und Australien.

Schade.

Ja, das ist schade. Der will die Volieren in Terrarien umwandeln und Reptilien einsetzen. Da muss ich reinen Tisch machen.

Und was passiert jetzt mit den Vögeln?

Och, die werden von Herrn Kilian eingeschläfert, sagt Herr Gründling, stülpt das Fangnetz über einen dicken braunen Vogel, der sich am Gitter festgeklammert hat, und pflückt ihn vorsichtig ab. Die sind ja auch schon alle alt.

Die werden alle getötet? frage ich erschrocken.

Ja, aber das geht ganz schmerzlos, mit Gas, sagt Herr Gründling und stopft den Vogel ebenfalls in den Karton.

Kann man die nicht verschenken?

Ach, wer will denn Exoten haben, die nicht mal singen? Die meisten sind schon ganz zerzaust.

Ich würde sie nehmen, sage ich.

Alle dreizehn?

Ja, alle.

Hast du denn eine Voliere für so viele Vögel? Es sind alles Wildfänge, die brauchen viel Platz.

Nein... Aber einen sehr großen Käfig! lüge ich. Sogar zwei!

Ach ja? Und was sagen deine Eltern dazu, wenn du plötzlich mit so vielen Vögeln ankommst?

Och, die freuen sich. Die haben Vögel nämlich sehr gern. Wir haben auch schon viele Vögel aufgezogen. Mehrere Spatzen, vier Schwalben, einen Baumpieper... Und letztes Jahr drei Grünfinken.

Kaum habe ich es gesagt, tut es mir auch schon leid, denn Grünfink ist der Spitzname von Herrn Gründling. Aber Herr Gründling lächelt nur und sagt Na meinetwegen. Wann hast Du Schule aus?

Um Viertel nach eins, sage ich.

Dann komm anschließend wieder hierher, dann kannst du sie mitnehmen.

Zuhause erzähle ich Mama und Papa, dass die Vögel in unserer Schule vergast werden sollten, weil sie alt und zerzaust sind, und ich sie aber gerettet habe. Sie sind hier drin, sage ich und schüttele den Karton ein bisschen, damit die Vögel mit den Füßchen trappeln und ein Lebenszeichen von sich geben. Danach darf ich den alten Vogelkäfig aus dem Keller holen und in meinem Zimmer neben Püries Käfig stellen. Ich kann es kaum noch erwarten, die Vögel einzusetzen, aber erst muss ich den Käfig einrichten.

Als ich zum Schluss das Trinkwasserröhrchen mit Wasser fülle, fällt mir ein, dass die Kolibris in Südamerika sich von Nektar ernähren. Bestimmt mögen meine exotischen Vögel auch Zuckerwasser. Ich verrühre einen Teelöffel Zucker in einem halben Glas Wasser, fülle das Trinkwasserröhrchen mit der Mischung und hänge es an den Käfig. Dann öffne ich den Karton an der Seite und halte ihn vor die Käfigtür. Nach und nach flattern alle Vögel ins Helle und drängen sich ängstlich Seite an Seite auf den Stangen. Weil sie vorher in einer riesigen Voliere gelebt haben, müssen sie den Käfig natürlich als Gefängnis empfinden. Ich gehe vor ihnen in die Hocke, damit sie nicht in Panik geraten und wild durcheinander flattern. Für sie bin ich jetzt der große Vogelgott, der sie füttert und tränkt.

Weil Herr Gründling die Namen und das Geschlecht mit Kugelschreiber auf den Karton geschrieben hat, weiß ich genau, was ich bekommen habe: Ein Bandfinken-Pärchen. Braun, mit einem roten Querstreifen am Hals. Kopf und Nacken sind wellenförmig gemustert. Das Männchen hat zusätzlich einen dunkelbraunen Fleck am Bauch. Zwei Graustrilde. Ihr Federkleid ist schmucklos grau. Der rote Streifen, der vom Schnabel längs über die Augen verläuft, sieht aus wie eine Maske. Das Weibchen eines Webervogels, so schlicht wie ein Sperling, weshalb Herr Gründling nicht sagen konnte, welche Art es genau ist. Zwei Silberschnäbelchen, auch ziemlich unauffällig. Rücken hellbraun, Bauch fast weiß, langer schwarzer Schwanz. Ein Goldbrüstchenhahn. Goldgelber Bauch, tieferer Schnabel, feiner roter Streifen über den Augen. Rücken grüngrau. Fünf bunte Zebrafinken. Die Hennen sind viel unauffälliger gezeichnet als die Hähne, aber alle haben einen leuchtend roten Schnabel und Zebrastrifen am Schwanz. Ich lasse sie in Ruhe, damit sie sich an die neue Umgebung gewöhnen können.

Als ich später nach den Vögeln schaue, liegen ein Graustrild und zwei Zebrafinken am Boden und rühren sich nicht mehr, die Bandfinkenhenne sitzt mit weit aufgesperrem Schnabel und gesträubtem Gefieder daneben und ein anderer Zebrafink putzt sich dauernd den Schnabel an der Sitzstange ab, wie wenn er sich von irgendetwas befreien müssen. Oje! Ich hole die drei Vögel heraus, aber sie sind schlaff und leblos. Bestimmt kommt das von meiner Zuckerlösung, die hat ihnen den Schnabel verklebt, und jetzt kriegen sie keine Luft mehr. Ich hole auch den halbtoten Bandfinken heraus und halte seinen Schnabel unter den Wasserhahn,

aber es scheint zu spät zu sein, denn seine Augen schließen sich immer wieder, und dann ist er auch tot. Und als ich zu den Vögeln zurückkomme, sitzt der eine, die sich eben noch an der Stange den Schnabel abgeputzt hat, auch schon wackelig auf dem Boden, und mein Rettungsversuch unter fließendem Wasser kommt zu spät. Von wegen Vogelgott. Ich sehe die Schlagzeile in der „Neuß-Grevenbroicher“ schon vor mir: UNTERTERTIANER VERGIFTET WERTVOLLE ZIERVÖGEL – VATER ERFOLGREICHER WESTERNAUTOR. Ich kann von Glück sagen, dass es niemand gemerkt hat.

Die Vögel, die überlebt haben, lasse ich einmal in der Woche zusammen mit Pürrie im Zimmer fliegen, damit sie ein bisschen Bewegung bekommen. Das geht aber nur abends, wenn es draußen dunkel ist, denn von alleine spazieren sie nicht in den Käfig zurück. Um sie einzufangen, muss ich das Licht ausschalten, mich im Licht einer Taschenlampe an sie herantasten und schnell in den Würgegriff nehmen. Alle lassen das ruhig mit sich machen, nur der Webervogel versucht sich mit aller Kraft zu befreien und hackt mir mit seinem kräftigen spitzen Schnabel in die Hand. Die schlanken Silberschnäbelchen muss ich mit dem Käscher einfangen, weil sie nicht auf dem Käfig landen, sondern sich mit ihren bläulichen Füßchen oben an die Vorhänge klammern wie an eine besonders dicke Liane. Der Bandfinkenhahn krallt sich mit Vorliebe an die Bilder aus dem Weißen Album, die ich über meinem Bett aufgehängt habe, und bleibt da hängen, bis ich ihn wegscheuche. Einmal hat er sogar auf das Bild gekackt, und als ich es hinterher saubergemacht habe, war ein bisschen von der Farbe weggeätzt. Zum Glück war es nur Ringo.

Die Untertertia ist auch geschafft und ich bin nicht sitzengeblieben, weil ich nur eine Fünf bekommen habe, in Latein.

Für die Obertertia mussten wir uns zwischen dem neusprachlichen, dem mathematisch-naturwissenschaftlichen und dem musisch-künstlerischen Zweig entscheiden. Die meisten aus meiner Klasse haben den mathematisch-naturwissenschaftlichen Zweig mit Mathematik als sechsstündigem Hauptfach gewählt und Stromeyer als Lehrer behalten. Ein paar haben sich für den neusprachlichen Zweig entschieden und kriegen jetzt Französisch dazu. Für den musisch-künstlerischen Zweig haben sich nur Manfred Wiefelspütz, Peter Diebels und ich gemeldet, und alle drei haben wir nicht Musik bei Keusen, sondern Kunst bei Ritzow gewählt.

In der Schulzeitung stand über Ritzow: AUF GRUND EIGENEN NACHDENKENS WURDE ER PAZIFIST. Mama meint, Pazifist kommt von Pazifik, wofür man auch Stillen Ozean sagen kann. Wahrscheinlich ist er ein Liebhaber von Ruhe und Ausgeglichenheit und deshalb genau der richtige Lehrer für mich unruhigen Geist.

Paul hat es wieder nicht gepackt. Würde er noch zweimal sitzenbleiben, hätte ich ihn bis zum Abitur eingeholt. Aber das wird nicht passieren, denn er geht ab und kriegt das übliche frisierte Abgangszeugnis mit nur einer statt vier Fünfen. Damit hat er wenigstens die Mittlere Reife geschafft.

Paul hat keinen blassen Schimmer, was er jetzt machen soll, aber Papa hat ihn für die Beamtenlaufbahn vorgesehen, ganz egal, wo: Polizei, Finanzamt, Zoll oder

Justiz. Paul findet Wasserschutzpolizei gut, wegen der schnellen Motorboote, aber schließlich bewirbt er sich beim Amtsgericht Neuß. Den Lebenslauf hat sich Papa für ihn ausgedacht, er muss ihn bloß noch sauber mit der Hand abschreiben: dass seine Eltern aus der Ostzone geflohen sind, weil sie in der Sperrzone an der Elbe besonderem politischen Druck ausgesetzt waren; dass er in der Pfalz auf dem Gymnasium kein Latein gelernt hat, weshalb er in Neuß zwei Klassen nachholen musste und erst jetzt die Untersekunda geschafft hat; dass er sich mit neunzehn Jahren zu alt für die Schule fühlt und lieber mitten im Leben stehen möchte: Ich bin gewiss, dass sich auch ohne Abitur dem Strebsamen Chancen bieten, vorwärts zu kommen.

Zum Teil stimmt das sogar. Total geschwindelt ist dagegen, dass Paul Justizbeamter werden will wie sein 1943 gefallener Onkel Heino. Der ist nämlich nur 19 Jahren alt geworden und hat vorher eine Lehre als Schiffbauer angefangen. Aber mit dieser Begründung muss man Paul einfach für die Justizbeamtenlaufbahn zulassen. Und das hat er ganz allein Papa zu verdanken. Wenn er sich etwas ausdenkt, glaubt jeder, es sei wirklich passiert.

Leider weiß der Zauberkreis-Verlag das nicht richtig zu schätzen, denn Papa hat alle seine Romane zurückbekommen. Dass sie sie zurzeit nicht annehmen können, wusste er schon, aber der Lektor hatte ihm wenigstens ein Urteil versprochen. Jetzt ist dieser Lektor gestorben, in seinem Büro wurden Papas Romane entdeckt, und er bekam sie ohne Urteil zurück. Taugen sie etwas oder nicht? Er weiß es nicht. Jetzt will er sie an den Kelter-Verlag schicken, die seinen ersten Roman gedruckt haben.

Eine Urlaubsreise gibt es dieses Jahr nicht. Vielleicht müssen wir wegen dem Umzug sparen, oder wegen der neuen Möbel, die Papa gekauft hat. Nur Paul darf verreisen, nach Südfrankreich, wo er vor lauter Sonne, Strand und Bikinimädchen die Mondlandung verpasst, für die wir alle mitten in der Nacht extra aufstehen, und als er wieder zuhause ist, darf er sich den zehn Jahre alten weißen DKW von Herrn Schäfermeier aus dem ersten Stock kaufen, weil Herr Schäfermeier krank ist und nicht mehr Auto fahren kann und weil es eine Gelegenheit ist. Wie viel das Auto gekostet hat, wird mir nicht verraten, nur dass es der Geldbetrag war, den ihm Onkel Georg in seinem Testament hinterlassen hat.

Auf meinem Postspargbuch haben sich ohne Patenonkel nur 170 Mark angesammelt. Dafür kriege ich keine einzige gute Aktie: Conti-Gas steht bei 335, Schultheiss bei 516, Deutsche Centralboden bei 661. Aber es gibt auch billigere. Ich frage Mama, ob sie vielleicht heute Nachmittag mit mir zur Deutschen Bank runtergeht, damit ich endlich meine Aktien kaufen kann, aber Mama sagt, ein andermal.

Nach den Sommerferien fragt mich Manni, ob ich Lust habe, die Herbstfreizeit der Neußer Christuskirchengemeinde in der Eifel mitzumachen. Thomas und Rainer aus Norf fahren auch mit.

Mama hat nichts dagegen. Papa schaut gleich in seinen Büchern nach, wo Winterscheid liegt, und als er es in der Nähe von Prüm gefunden hat, sagt er, dass die Prümer Mulde geologisch sehr interessant ist und man dort viele Fossilien finden kann, versteinerte Korallen, Seelilien, Muscheln und Trilobiten. Vielleicht gibt es in der Nähe einen Steinbruch, da sollte ich unbedingt mal schauen, ob etwas in der Art herumliegt, und im Wald oder auf dem Acker findet man manchmal auch etwas.

Heute will ich bei der Deutschen Bank ein paar Mark auf mein Sparkonto einzahlen und erinnere Mama daran, dass sie versprochen hat, mitzukommen, damit ich mir endlich Aktien kaufen kann. Sie hat jetzt aber keine Zeit und will später mit mir runtergehen. Wahrscheinlich hofft sie, dass ich es bis dahin vergessen habe, aber ich vergesse es nicht, und nach dem Kaffeetrinken frage ich sie wieder. Sie guckt mich an und schüttelt den Kopf.

Aber du hast es versprochen!

Weil du mich bis zum Gehnichtmehr gequält hast, Bürschlein. Wieso musst du auf Teufel komm raus Aktien kaufen?

Weil es eine gute Geldanlage ist. Und außerdem ist es mein Geld. Kommst du jetzt mit, wie du es versprochen hast?

Hast du dir denn schon die Füße gewaschen?

Die Füße gewaschen? In der Bank sehen die doch meine Füße gar nicht.

Bevor du dir nicht die Füße gewaschen hast, gehe ich nicht mit dir runter, kapito?

Ich bin kurz vor einem Tobsuchtsanfall und gehe zu Papa, um mich bei ihm zu beklagen, obwohl er selbst Kummer genug hat. Denn nach dem Zauberkreis-Verlag hat auch der Kelter-Verlag seine Romane abgelehnt; angeblich weil die Terminplanung für das nächste Jahr bereits abgeschlossen ist. Der Lektor hat ihm zwar angeboten, sie zu behalten, weil er sie vielleicht übernächstes Jahr herausbringen kann, aber so lange will Papa nicht warten. Lieber will er es beim Marken-Verlag in Köln versuchen. Schon seit Tagen sitzt er vor seiner Schreibmaschine und zerbricht sich den Kopf, wie er seine Romane verändern muss, damit sie doch noch gedruckt werden. Er tippt eine Seite nach der andern, aber zufrieden kann er nicht sein, denn sein Papierkorb ist voll mit zerknüllter Zeta Mattpost S, womit er sich reichlich eingedeckt hat.

Papa hört sich in Ruhe an, was ich zu sagen habe, und als ich das mit dem Füße waschen sage, huscht ein Lächeln über sein Gesicht. Bestimmt findet er es auch lächerlich.

Kannst du Mama sagen, dass es Quatsch ist, was sie von mir verlangt?

Papa schaut erst mich an und dann das Blatt Papier in seiner Schreibmaschine.

Tja. Wenn deine Mutter meint, dass du dir die Füße waschen sollst, bevor du zur Bank gehst... Dann musst du dir eben die Füße waschen.

My father is silly, my mother is silly, and my brother is bad. Warum gibt es in dieser Familie keine Gerechtigkeit, warum warum warum? Allmählich glaube ich, dass ich auch adoptiert bin, wie Gaby Rückert, und das ist der Grund, warum Papa und Mama mich nicht wie ein eigenes Kind liebhaben können. Es gibt zwar Fotos

von mir als Baby in Leinsweiler mit Papa und Mama und Paul, aber die Bilder können ja nach der Adoption gemacht worden sein. Oder ich bin auf der Säuglingsstation verwechselt worden.

Mama, war ich als Baby auf einer Säuglingsstation?

Wie kommst du denn auf die Chaussee? Das erste Krankenhaus, das du von innen gesehen hast, war das in Freudenstadt. Mit gebrochenem Arm. Wo du mir so reizende Ausdrücke an den Kopf geworfen hast.

Ja, tut mir leid.

Selber schuld, wenn sie mich zum Lügen zwingt. Vielleicht sollte ich einfach weggehen, wie Rasmus, der eines Tages einfach aus dem Waisenhaus abgehauen ist und am Ende Eltern gefunden hat, die ihn liebhaben, und es waren noch nicht einmal seine richtigen.

Am ersten Ferientag bringt mich Paul mit dem Auto nach Neuß zum Gemeindehaus in der Drususallee, wo schon der Bus der Firma Hubert Winters steht. Als Thomas meine kleine Gitarre sieht, sagt er kichernd Oh, du spielst Banjo? Nachdem er die karierte Hülle abgetastet und festgestellt hat, dass man den Hals in der Mitte abknicken kann, weil er nur ausgestopft ist, lacht er sich kaputt. Trotzdem setzt er sich im Bus neben mich, weil er auch Gitarre spielt und wissen will, ob ich wirklich „My Mind’s Eye“ kann, wie Manni ihm erzählt hat. Ich tue ihm den Gefallen und spiele ihm die erste Strophe vor und singe dazu und er ist baff, weil er in seinem Unterricht nur Etüden und Adagios lernt. Ich sage ihm nicht, dass „My Mind’s Eye“ eigentlich in A geht und für mich zu schwer ist, weil man dann fis-Moll greifen muss, sondern tue so, als ob die Small Faces es auch in G spielen wie ich, mit e-Moll. Danach muss ihm die Gitarre reichen und er lacht sich wieder kaputt, weil er kaum seine Finger nebeneinander auf das Griffbrett bekommt.

Warum hast du dir denn eine Kindergitarre gekauft?

Weil ich nicht mehr Geld ausgeben wollte.

Winterscheid ist ein Kuhkaff zwischen Äckern, Wiesen und Wald. Das Jugendheim liegt am Rand des Dorfes, nebenan hat ein Bauer seinen Hof. Gleich nach der Ankunft werden die Gruppen eingeteilt. Manni, Thomas, Rainer und ich kommen zusammen mit drei andern zur Gruppe Högi. Außer Högi gibt es noch vier weitere Gruppenleiter für uns Jungen, nämlich Matthes, Didi, Maggi und Joe. Ein paar ältere Jungen wie Lothar Offermann, Hans Pohl oder Norbert Peerenboom haben auch was zu sagen und machen zum Beispiel UvD, wecken uns morgens oder passen nachts auf, dass Ruhe im Schlafsaal ist. Außerdem gibt es zwei Gruppenleiterinnen für die Mädchen, Rosy Meier und Anke Lindemann, und Frau Emons und Frau Küpper für die Küche, und der Chef von allen ist Pastor Arndt, der mittwochs morgens den Gottesdienst in der Christuskirche leitet.

Am nächsten Tag gehen wir mit Högi wandern. Dafür, dass er selbst erst sechzehn ist, spielt er sich ziemlich auf. Zum Beispiel hat er es nicht gern, wenn ich mich auf der Wanderung mal hinsetze, um mir die Steine am Wegrand näher anzusehen, ob es vielleicht versteinerte Korallen sind. Immer treibt er uns an, und

wenn wir mal nicht so wollen wie er, beschimpft er uns als Lahmärsche und faule Säcke und scheucht uns weiter. Irgendwann haben Manni und ich die Nase voll und erklären, dass wir jetzt keinen Schritt weitergehen. Thomas und Rainer schließen sich uns an, und die andern bleiben auch stehen, weil sie genau so wenig Lust haben wie wir.

Wie, sagt Högi, ihr wollt meutern? Ich zähl bis drei, und dann marschier ihr weiter oder ihr könnt was erleben. Wilfried, Elmar und Christoph meinen, sie können schon wieder und wollen weitergehen, aber ich sage, nö, wir streiken. Ein Streik gegen einen Diktator ist unser verfassungsmäßiges Recht, das habe ich von Helge Malchow gelernt. Högi sagt, wir können uns unser Verfassungsrecht in die Haare schmieren und packt uns und stößt uns nach vorn, und als wir bockig einfach stehen bleiben, tritt er Thomas und mich in den Hintern, bloß weil wir die größten in unserer Gruppe sind. Warum gibt es keine Gerechtigkeit, warum warum warum?

Nach dem Mittagessen, wenn wir die Tische gesäubert und das Geschirr gespült haben, müssen wir uns im Speisesaal eine Stunde lang ausruhen. Wir können Gesellschaftsspiele machen oder lesen oder Briefe schreiben, aber raus dürfen wir nicht, und nach oben gehen auch nicht.

Wenn Matthes und Didi nicht in der Nähe sind, denen man nichts vormachen kann, weil sie bei den Larks spielen und sogar Auftritte haben, packe ich meine Gitarre aus, nehme mein Beat-Book Nr. 1 zur Hand und spiele Thomas und Manni und Rainer und allen anderen, die es hören wollen, meine sämtlichen Drei- oder Vierakkord-Lieder in C vor, nämlich „Marmor, Stein und Eisen bricht“ und „Ob-la-di, ob-la-da“ und „Was wirklich zählt auf dieser Welt“ und „A Well Respected Man“, und dann noch ein paar Lieder in Moll, zum Beispiel „Donna Donna“ und „Paint it black“, aber nur den Anfang. Und während ich „Hejo, spann den Wagen an“ spiele, weil man das schön als Kanon zusammen singen kann, wandert mein Beat-Book mit den ausgeschnittenen Songtexten von Hand zu Hand und wird bewundert, und alles bloß, weil ich weit und breit der einzige bin, der sich eine solche Arbeit macht.

Steffi Groß aus der Gruppe Anke interessiert sich auch für mein Beat-Book und will es nach dem Abendessen mit nach oben nehmen. Von mir aus. Am liebsten würde ich mitkommen und mir den Mädchenschlafsaal mal in Ruhe ansehen. Vielleicht zieht sich eine gerade den Schlafanzug an und man sieht den nackten Po oder sogar den Busen, aber für Jungen ist es verbotenes Gelände. Sollte es doch mal einer von uns wagen, dann kreischt garantiert irgendeine herum und schon kommt ein Betreuer angewetzt und nimmt ihn in den Schwitzkasten. Wenn es keiner wagt, sind die Mädchen auch nicht zufrieden und denken sich irgendwas aus, wie sie uns rüber locken können, zum Beispiel, indem sie uns irgendwas mopsen, bloß damit sie wieder ihr Theater und Gekreische anfangen können.

Wir Jungen schlafen in einem großen Raum in Doppelstockbetten. Früher war hier der Dachboden, was man an den vielen Balken sehen kann, zwischen denen unsere Spinde stehen. Obwohl im Rüstbrief stand, die Jungen brauchen einen warmen Schlafsack, hat mir Mama nur zwei zusammengenähte rot-weiß-karierte Leintücher mitgegeben. Wahrscheinlich hat sie gedacht, dass es hier Einzelzimmer mit Heizung gibt. Zwei Nächte mache ich das mit, dann rufe ich von der Telefonzelle

vor dem Tante-Emma-Laden aus zuhause an. Bevor Papa mir sagen kann, dass es in der Nähe von Winterscheid eine Erzgrube gibt, wo man früher Bleiglanz, Limonit und Baryt gefunden hat, jammere ich Mama vor, dass ich nachts vor Kälte nicht schlafen kann, weil ich als einziger keinen richtigen Schlafsack habe und weil die Fenster nachts auf Kipp stehen, damit es nicht miefte. Hier darf man das sagen, ohne dass man gleich zusammengeschlagen wird. Daraufhin muss Paul am Sonntag mit dem Auto nach Winterscheid düsen, um mir etwas Warmes zu bringen, und das Warme ist Onkel Heinos Schlafsack, den er im Arbeitsdienst in Minsk gehabt hat, wo es im Winter sehr kalt gewesen sein soll.

Nachdem wir die Zähne geputzt und unsere Schlafanzüge angezogen haben, ist noch ein bisschen Zeit, bevor der UvD das Licht im Schlafsaal ausschaltet und zur Nachtruhe pfeift. Der eine oder andere zeigt dann das Fahrtenmesser, das er heimlich mitgenommen hat oder die „Micky Maus“, die er sich in Bleialf gekauft hat, und Mike Bauer zeigt seinen Steifen, weil er behauptet hat, seiner wäre siebzehn Zentimeter lang und keiner von uns wollte es glauben. Elmar holt sogar extra sein Mäppchen heraus, um genau nachzumessen, aber das Lineal ist nur fünfzehn Zentimeter lang und der Rest muss geschätzt werden.

Dann kommt auch schon der Pfiff. Wer jetzt noch irgendwelchen Blödsinn im Bett macht und dabei erwischt wird, muss aufstehen und zehn Minuten mit ausgestreckten Armen neben dem Bett stehen, und dieser Trottel bin ich.

In Winterscheid ist mir klar geworden, dass die Kindergitarre meiner nicht würdig ist. Schluss mit dem Geiz! Mit einem ordentlichen Batzen Geld von meinem Sparkonto in der Tasche fahre ich nach Neuß zum Musikgeschäft Haack+Nolden in der Erftstraße, das eine gute Auswahl an Instrumenten in allen Preislagen haben soll. Thomas kommt mit und berät mich, weil er Ahnung hat. Unsere Wahl fällt auf eine Konzertgitarre von Teller. Als ich „The House Of The Rising Sun“ ausprobieren, stelle ich sofort fest, dass Nylonsaiten viel angenehmer sind als Stahlsaiten, weil sie nicht so in die Finger einschneiden. 160 Mark muss ich dafür bezahlen. Den passenden stabilen Koffer dazu, wie Thomas einen hat, verkneife ich mir. Eine kackbraune Kunstlederhülle tut es auch. Guter Regenschutz, meint Thomas.

Dass ich jetzt eine richtige Gitarre besitze, spricht sich bis zu Mannis Bruder herum, der bei der Jungen Gemeinde in Norf mitmischt und nächstes Jahr einen Jugendgottesdienst gestalten darf. Weil Manni ihm erzählt hat, dass ich mehrere Lieder draufhabe, schlägt Wolfgang vor, dass wir bei dieser Gelegenheit ein paar passende Songs vortragen. Zumal wir einen Monat vorher konfirmiert werden und Pfarrer Busse uns aus dem Konfirmandenunterricht kennt.

Diese Einladung ins Gotteshaus ist für mich das Signal, unsere Bandgründung voranzutreiben. Gitarre und Gesang übernehmen natürlich Thomas und ich; bei Bedarf wechselt Thomas ans Klavier bzw. an die Kirchenorgel. Manni, nach langen Jahren Schlagzeugunterricht an der Neußer Musikschule, spielt Snare-Drum, für den Bass haben wir Rainer ins Auge gefasst.

Den Bandnamen Life hat sich Thomas ausgedacht. Ich finde ihn so lala, weil die meisten Namen von Beatgruppen mit The anfangen, aber Thomas meint, es gibt auch eine Band, die einfach nur Love heißt, und außerdem kommt Life auch in der Bibel vor, wo Jesus sagt, I am the life, jedenfalls wenn er es auf Englisch gesagt hätte.

Mit der Nachricht von der Bandgründung überraschen wir Rainer. Wir sagen ihm aber nicht, dass er den Bass übernehmen muss, weil die anderen Stellen schon besetzt sind, sondern wir sagen, dass Paul McCartney auch Bass spielt und von vielen als Kopf der Beatles angesehen wird. Rainer hat auch gar nichts dagegen, Bass zu spielen, er hat bloß keinen und will sich vorläufig auch keinen kaufen. Also trete ich großzügig meine Kindergitarre an ihn ab und schlage vor, dass er sie zum Bass umrüstet.

Rainer ist einverstanden und kauft einen Satz Elektrobass-Saiten, aber als er versucht, die Saiten aufzuziehen, platzt der Steg, weil es eben nur eine Kindergitarre für dünne Stahlsaiten ist. Prompt ist er wütend, aber nicht, weil er meine Gitarre kaputtgemacht hat, sondern weil es eine Schnapsidee von mir gewesen ist und er jetzt Saiten für zwanzig Mark hat, mit denen er nichts anfangen kann. Zum Glück können wir ihn überreden, vorübergehend als dritter Sänger und Mann mit dem Tamburin einzusteigen. Dafür steigt jetzt Manni aus, weil er seinem Bruder versprochen hat, bei dem Jugendgottesdienst zusammen mit ihm Texte vorzulesen. Wahrscheinlich hat er aber einfach keine Lust, sich mit der Snare Drum neben uns zu stellen, wo doch Rainer jetzt mit dem Tamburin rasselt.

Bei unserer ersten Probe ist Pfarrer Busse dabei, weil er sich mal anhören will, was wir zu bieten haben. Zuerst stellen wir ihm Thomas vor, weil er als einziger von uns nicht bei den Katechumenen ist, sondern katholisch. Da ich nicht weiß, ob Herr Busse Katholiken in seiner Kirche duldet, erkläre ich ihm, dass Thomas nicht nur Gitarre, sondern auch Klavier spielen kann und sich bei „The House Of The Rising Sun“ sehr gern an die Kirchenorgel setzen würde. Und dass wir gern „Blowin’ In The Wind“ und ein eigenes Lied mit dem Titel „Warum“ spielen würden, das ich gedichtet habe und das Thomas noch vertonen muss, wozu er aber keine Lust hat, weil er es käse findet, aber das muss Busse ja nicht wissen.

Herr Busse hebt die Hand, wie wenn er mich segnen wollte, was er sicher nicht tun würde, wenn er von meinem fünffachen Vogelmord wüßte. PFARRER VERWEIGERT TIERQUÄLER KONFIRMATION – ELTERN GEBEN UNGELIEBTEN SOHN ZUR ADOPTION FREI. Aber tatsächlich landet die Hand auf meiner Schulter.

Das ist alles sehr schön, sagt Herr Busse, der Thomas kann beim Gottesdienst gerne auf unserer Orgel spielen. Es macht auch überhaupt nichts, dass er katholisch ist. Bloß über die Musikauswahl müssen wir uns noch mal unterhalten. Beim Gottesdienst können nur eindeutig religiöse Gesänge erklingen. Und zwar auf Deutsch, weil die Gemeinde an der ungewohnten Gottesdienstform schon genug zu knabbern haben wird. Die Lieder können ruhig modern sein. Ihr kennt doch bestimmt „Danke“. So etwas in der Art.

Damit wir uns eine Vorstellung davon machen können, was geeignet ist, hat er uns ein Liederheft mitgebracht. Die Schlager darin sind eigentlich Gospelsongs und werden in Amerika in den Negergottesdiensten gesungen.

Zum Glück kann Thomas mit den Noten etwas anfangen. Die Songs gefallen uns auch ganz gut, was aber nicht am Text liegt. Als ich Mama zuhause „In der Welt bin ich allein, Halleluja“ vorspiele, sagt sie, dass auf dieselbe Melodie Knut Kiesewetter „Rote Rosen werden blühen am Missouri“ gesungen hat.

Die Tage werden kürzer, die Tage werden länger. Beim letzten Konfirmandenunterricht vor den Osterferien gibt Herr Busse bekannt, dass auch in unserer Partnergemeinde in der Ostzone einige Jungen und Mädchen konfirmiert werden, und das ist etwas Besonderes, weil in der Ostzone die Kirche unterdrückt wird. Deshalb müssen die wenigen Christen, die den Mut haben, ihren Glauben öffentlich zu bekennen, von uns unterstützt werden. Auch wir können mithelfen, indem wir den Konfirmanden drüben ein schönes Päckchen schicken, weil sie dadurch in ihrem Gottvertrauen bestärkt werden. Er hat vom Pfarrer in Eberswalde eine Liste mit den Namen und Adressen seiner Konfirmanden bekommen, und es wäre schön, wenn jeder von uns eine Adresse übernähme.

Ich melde mich und erkläre, dass ich mitmache, wenn ich eine Mädchenadresse bekomme. Eine Brieffreundin könnte ich noch gebrauchen. Außerdem schickt Mama sowieso jede Menge Pakete in die Ostzone, da kommt es auf eines mehr oder weniger auch nicht an. Herr Busse gibt mir die Liste mit den Namen und ich entscheide mich für Karin Brückner. Wenn Jesus mich liebt, sorgt er dafür, dass sie gut aussieht.

In Kunst schleppt uns Ritzow alle paar Wochen in eine Ausstellung, damit wir darüber im Unterricht sprechen und eventuell sogar eine Klassenarbeit schreiben können, wie über die Gemälde von Fernand Léger, die wir in der Düsseldorfer Kunsthalle gesehen haben. Bei ihm braucht man nicht lange zu rätseln, ob das Bild von ihm ist, weil er fast immer Leute mit dicken Armen und dicken Fingern malt, und die Gesichter bestehen aus wenigen Strichen. Besser haben mir die Skulpturen von Claes Oldenburg gefallen, die wir auch in Düsseldorf gesehen haben. Er hat ganz normale Alltagsgegenstände oder Lebensmittel, riesig vergrößert, aus weichem Stoff oder Plastikfolie nachgebaut. Das Ausstellungsplakat mit der Zitronenpresse habe ich in meinem Kinderzimmer aufgehängt, anstelle der Saturn V-Rakete, die bei der Mondlandung zum Einsatz kam.

Über eine Ausstellung in der Kölner Kunsthalle mit so komischen Sachen wie atmenden Wänden, einem Küchenherd, auf dem Schokolade übergekocht ist und einem Raum, in dem man auf Besteck herumtrampelt, müssen wir zum Glück nichts schreiben. Ich hätte auch nicht gewusst, was. Außen auf dem Gebäude stand mit großen Buchstaben geschrieben: Köln ist ein Arschloch, aber nicht mal Ritzow hat gewusst, ob das mit zur Ausstellung gehört.

Sport haben wir jetzt bei Siebert. Nachdem wir an den Ringen rumgehampelt und ein paar Mal über den Kasten gesprungen sind, lässt er uns noch eine Viertelstunde Fußball spielen. Soeder stellt mich als Torwart auf. Ich wehre sogar ein paar Schüsse ab, aber am Ende verlieren wir 2:4. Schon wieder das Wembley-Ergebnis. Es ist wie verhext.

Hinterher in der Umkleide wird es ziemlich laut, denn Dressler und Berg tragen einen Ringkampf aus und ein paar von uns feuern sie an, indem sie mit ihren Schuhen auf das Metallgitter der Garderobe hämmern. Siebert kriegt davon nichts mit, weil er sich nicht umzuziehen braucht. Bestimmt sitzt er schon im Lehrerzimmer und trinkt Kaffee.

Plötzlich wird die Tür der Umkleide aufgerissen.

Rrrru-he!

Dr. Brych hat das gebrüllt. Dr. Brych steht in der Tür, und weit und breit kein Mauseloch, in das wir uns verkriechen können.

Wohl verrückt geworden, was? brüllt Dr. Brych wieder, dabei herrscht längst Totenstille. Zusammengepfercht auf engstem Raum, bilden wir einen Knäuel und starren verlegen irgendwohin, an die Decke, auf den Boden, nur nicht in das Gesicht von Dr. Brych.

Wer ist das gewesen? schreit er in Richtung Knäuel.

Schweigen und der Geruch von Bohnerwachs und Achselschweiß. Jeder wünscht sich, unsichtbar zu sein.

Wer war das?

Keine Reaktion. Die Täter sind starr vor Angst und schweigen.

Sofort melden, oder die ganzen Klasse bekommt eine Stunde Arrest! Seine Stimme ist scharf und ungeduldig.

Jetzt schlägt meine Stunde. Der Tyrann verlangt ein Opfer? Bitte, hier bin ich. Mutig hebe ich die Hand und trete vor, Fervers folgt mir, leichenblass wie immer.

Sofort donnert Dr. Brych uns an: Warum habt ihr das getan? Dazu fuchtel er mit einer Hand vor unseren Köpfen herum, als müsste er Fliegen verscheuchen.

Ich mache mir gleich in die Hose und muss tief Luft holen, um sprechen zu können, aber weil ich opferbereit und gleichzeitig unschuldig bin, schaue ich vorsichtig zu ihm hoch, nicht in seine Augen, die mich lähmen könnten, sondern auf seinen zugekniffenen Mund, und sage: Wir haben das nicht getan.

Was? Ich spüre, wie sich Dr. Brychs Augen tief in mein Innerstes bohren.

Ja. Wir waren das nicht.

Und warum habt ihr euch dann gemeldet?

Weil Sie gesagt haben, dass wir sonst alle Arrest kriegen.

Ja, murmelt Fervers, weil sonst die ganze Klasse...

Drei, vier Sekunden Stille. Es ist, also ob in Dr. Brychs Gesicht ein Riegel zur Seite geschoben wird. Sein Kopf bewegt sich hin und her, er sieht an uns vorbei.

Klassensprecher?

Korbus meldet sich.

Welche Klasse ist das?

Olllc.

Klassenlehrer?

Herr Selbach.

Die ganze Klasse eine Stunde Arrest! – Bis auf diese beiden da.

Vier Jahre nach Paul werde auch ich konfirmiert, am selben Ort und vom selben Pfarrer. Anzugtragen ist an diesem Tag Pflicht, aber wenigstens darf mein Anzug hellblau sein statt schwarz; das hat Paul nicht geschafft, und deshalb ist er auch neidisch. Als Konfirmationsspruch habe ich mir WAS IHR NICHT GETAN HABT EINEM VON DIESEN MEINEN GERINGSTEN BRÜDERN, DAS HABT IHR MIR AUCH NICHT GETAN ausgesucht. Er stand auf einem Plakat der Caritas, unter dem bedrückenden Foto eines verhungerten Negers. Als ich mir aber meine Urkunde genauer ansehe, hat Busse den Spruch geändert: WAS DU GETAN HAST EINEM VON DIESEN GERINGSTEN, DAS HAST DU MIR GETAN. Was soll das heißen? Was ich den fünf Vögeln angetan habe, habe ich praktisch Jesus angetan?

Das Gemeine an dem Schuldgefühl ist, dass es einen fertigmacht. Gern würde ich mit Busse darüber sprechen, aber ich will nicht riskieren, dass er unsern großen Auftritt in drei Wochen absagt.

Es ist ein Samstagabend, „Sportschau“-Zeit, weshalb nur ganz wenige Leute gekommen sind, zum Beispiel Rainers Schwester Rita und ihr Freund Dieter, Mannis Eltern und sogar Nachbarn von ihnen. Von meiner Familie ist niemand da, und von Thomas' Familie auch nicht, aber das ist logisch, weil sie katholisch sind.

Damit die Gottesdienstbesucher auch mitsingen können, bekommt jeder am Eingang von Busse persönlich einen Programmzettel mit den Liedtexten in die Hand gedrückt. Dass da die Beatgruppe Life auftritt, wird nicht erwähnt. Es wird überhaupt niemand mit Namen genannt, nicht einmal Wolfgang, obwohl er sich das Ganze doch ausgedacht hat. Es ist ein stinknormaler Jugendgottesdienst mit Bibelversen, Gebet, Glaubensbekenntnis, Lesung aus der Bibel und musikalischer Umrahmung, und die musikalische Umrahmung sind wir: Chor mit Begleitung. Unser Anteil am Programm ist auf vier Musikstücke eingeschrumpft, weil Busse das so wollte. Zur Begrüßung spielt Thomas ein Solostück von Bach auf der Gitarre, später singen wir zusammen mit der Gemeinde die Lieder „Danke“ und „Kommt, sagt es allen weiter“. Höhepunkt ist das Streitgespräch zwischen zwei Christen, die von Wolfgang und Manni dargestellt werden. Ihr Thema ist laut Programm: WAS HAT DAS CHRISTENTUM MIT POLITIK ZU TUN? !

Dass Fragezeichen und Ausrufezeichen hintereinanderstehen, ist kein Druckfehler, sondern ein Hinweis auf das Für und Wider. Manni ist Wider und Wolfgang ist Für, und obwohl sie Brüder sind, müssen sie sich siezen. Das könnte lustig sein, wenn das Thema nicht so ernst wäre, die Verantwortung der Christen gegenüber Gott und der Schöpfung. Dazu gehört auch die Politik, und deswegen darf man als Christ nicht abseits stehen.

Mit „When the Saints Go Marching In“ setzen wir dann den Schlusspunkt. Thomas hat das Stück so arrangiert, dass wir beide abwechselnd den ersten Vers immer alleine singen und die andern erst beim dritten Vers einsteigen. Bis zur vierten Strophe geht alles gut; gemeinsam singen wir Oh Lord, I want to be in that number, When Gabriel blows in his horn, während Busse gemessenen Schrittes an uns vorbei zum Ausgang schreitet und unser spärliches Samstagabend-Publikum sich von seinen Plätzen erhebt. Jetzt bin ich wieder dran. Aber ich habe den Text vergessen. Ich weiß nicht, wie die nächste Strophe anfängt. The Saints, The stars, The band, Gabriel... Und dann?

Verzweifelt schrumme ich auf dem D-Dur-Akkord herum, in der Hoffnung, dass mir die Fortsetzung doch noch einfallen wird. Thomas bleibt nichts anderes übrig, als es mir gleichzutun, weil die fünfte Strophe mir gehört. Schließlich fasst sich neben mir Rainer ein Herz und übernimmt den Part des Leadsängers: And when the sun, fährt er fort, womit meine Blockade sofort beendet ist: refuse to shine, falle ich ein, und gemeinsam bringen wir die Strophe zuende. Danach ist wieder Thomas dran, And when they gather round the throne, aber inzwischen ist sowieso egal, was wir singen, weil alle Leute schon durch die Tür sind, wo sich Busse mit der Brot für die Welt-Sammeldose postiert hat.

Ich finde, bis auf meinen kleinen Aussetzer haben wir unsere Sache sehr gut gemacht. Aber dass Busse unseren Beatgruppennamen schnöde weggelassen und uns so um unsere Publicity geprellt hat, kann ich ihm nicht verzeihen, weil es für Life die Premiere war und der Durchbruch hätte sein können.

Von Karin Brückner in Eberswalde bekomme ich eine Ansichtskarte. Ihre Handschrift ist ein bisschen eckig, aber Rechtschreibfehler macht sie nur ganz wenige, und das finde ich schon mal gut. Angeblich hat sie mir schon vor den Ferien einen Brief geschrieben und wartet seitdem auf meine Antwort, die ich aber nicht nach DDR 13 Eberswalde-Finow 1 adressieren soll. Schreibe nicht DDR! Ein X reicht auch! Von mir aus. Ich dachte immer, die da drüben wären stolz, dass es nicht mehr Ostzone heißt. Ich schreibe ihr höflich zurück, dass ihr Brief nicht bei mir angekommen ist, und sie schreibt den Brief noch einmal, und natürlich ist es ein Dankesbrief, auch im Namen ihrer Eltern, weil wir zu ihrer Konfirmation so ein tolles Paket geschickt haben. Einen neuen Brief schreibt sie auch, in dem steht, dass sie am 13. September fünfzehn wird und Ansichtskarten und Bilder von Schlagersängern und Beatgruppen sammelt. Ihre Lieblingssänger sind Chris Roberts und Roy Black. O Mann! Die Bee Gees mag sie auch, besonders den Barry Gipp. Barry Gipp! Okay, wahrscheinlich hat sie den Namen noch nie gedruckt gesehen. Für ihre eigenen Schlagersänger interessiert sie sich nicht, schreibt sie, weil da die Texte kitschig sind. Bei Roy Black etwa nicht? Ist sie taub?

Das Beste an ihrem Brief ist das Foto. Man sieht zwar nur ihren Kopf und den Hals mit dem weißen Rollkragenpullover und der Kette, aber ich finde, sie sieht nett aus. Dunkle Haare bis über die Ohren, eine hübsche Nase und zum Glück keine

Brille. Der Mund ist geschlossen, aber bestimmt nicht, um dahinter hässliche Zähne zu verstecken. Klein und dick ist sie wohl auch nicht.

In Kunst machen wir jetzt Spielplatzgestaltung. Wochenlang haben wir in vier Teams an unseren Modellen gebastelt, sogar in Freistunden, weil Ritzow uns bei einem Wettbewerb angemeldet hat, wo man Geld- und Sachpreise gewinnen kann. Wenn es nach unseren Vorstellungen geht, werden künftig nur noch hügelige Abenteuerspielplätze gebaut, mit Bäumen zum Klettern, Höhlen zum Verstecken, Wasserbecken zum Plantschen und ellenlangen Rutschen. Auf Ritzows Vorschlag nennen wir sie antiautoritäre Spielplätze, abgeleitet von der antiautoritären Erziehung von A. S. Neill in Summerhill.

Nach der Stunde nimmt mich Ritzow beiseite. Er sagt, nachher in der großen Pause würde er sich gern mit mir unterhalten. Dazu macht er ein Gesicht, als wenn er mir etwas besonders Wichtiges mitzuteilen hätte. Weil mir nichts anderes übrig bleibt, sage ich Ja, und nach Englisch treffen wir uns im Werkraum im Keller, wo er in seinen Freistunden Tonskulpturen formt, mit denen er zu Weihnachten seine Verwandtschaft beglückt. Das hat er uns selbst erzählt, und damit geprahlt, dass seine Geschenke außer der Arbeitszeit nur ein paar Pfennige kosten.

Ritzow stellt seine Aktentasche an die Seite, zieht die Baskenmütze ab, der genau wie ihrer Vorgängerin das Wollschwänzchen fehlt, weil Clason es heimlich mit der Nagelschere abgeschnitten hat, und knöpft seinen weißen Kittel auf. Darunter trägt er ein blütenweißes Hemd mit einer aufgestickten schwarzen Rose, die von weitem wie ein Tintenklecks aussieht.

Dann schiebt er mir einen Stuhl hin, damit ich mich setzen kann. Er selbst setzt sich auf den Drehhocker an der Werkbank, rückt die Töpferscheibe zur Seite und holt in aller Ruhe aus einer Blechdose seine Frühstücksbrote heraus.

Ich spähe ihm argwöhnisch ins Gesicht, aber darin tut sich nichts. Ein komisches Kribbelgefühl macht sich in mir breit.

Es ist nix Schlimmes passiert, sagt Ritzow mit gezwungenem Lächeln und schenkt sich aus seiner Thermoskanne Kaffee ein. Ich wollte mich nur mal mit dir unterhalten. Immerhin verbringen wir ja jede Woche sechs Stunden miteinander. Da interessiert man sich doch für seine Leute.

Okay, sage ich und bin schon mal erleichtert, dass es nicht um die schwarz-roten Aufkleber Mehr Platz für Kinder geht, die wir an unsere Klassenkameraden verschenken sollten und die Clason, Robert und ich stattdessen in einer Blitzaktion auf sämtliche Glastüren im Schwann gepappt haben.

Wie geht es dir so, fragt er leutselig und fängt an zu mampfen, während ich an meiner Unterlippe kaue. So im Allgemeinen?

Im Allgemeinen geht es mir gut.

Als Antwortautomat fühle ich mich nicht besonders wohl. Andererseits – so wie er dasitzt und in seine Stulle beißt, ist gar nichts Lehrerhaftes mehr an Ritzow. Es ist, als ob er seine Uniform und seine Waffen, Weisheit und Macht, abgelegt hätte und mir wie ein ganz normaler Erwachsener gegenüber sitzt.

Zuhause alles in Ordnung?

Alles.

Prima. Sag mal... Was ist eigentlich dein Vater von Beruf?, fragt Ritzow mit krümelndem Mund, eine Hand schützend unter dem Kinn.

„Lass meinen Mann aus dem Spiel“, erwidert Joselyn mit schriller Stimme. „Das hatten wir so abgemacht. Es ist meine Schuld, dass Ben für den Pony Express reitet.“

Mein Vater ist bei der Post, lautet meine Antwort. Und meine Mutter ist Lehrerin. Grundschullehrerin.

Ach, sagt Ritzow, und sein Gesichtsausdruck wird lebhaft. Das ist interessant.

Ich finde auch, dass das interessant ist. Und obwohl ich Angst habe, es nicht richtig zu erzählen, es bloß zu verschleudern, erzähle ihm die ganze Geschichte: dass Mama früher in der Ostzone Lehrerin war und es nur in Nordrhein-Westfalen wieder werden durfte und dass wir dafür umziehen mussten, dass sie gerade ihre zweite Staatsprüfung bestanden hat und als nächstes zur Beamtin auf Lebenszeit ernannt wird und wie glücklich sie darüber ist, dass sie es überhaupt geschafft hat, so glücklich, dass sie uns sogar ihre Note verraten hat, Befriedigend. Mehr war nicht drin, hat sie gesagt, ich bin eben kein Prüfungstyp und meine Nerven machen das nicht mehr mit, ich bin doch schon fünfundvierzig. Und dass Papa sich jetzt für einen Lehrgang angemeldet hat und sich zum Schalterbeamten ausbilden lassen will, damit er nicht mehr bei Wind und Wetter Briefe austragen muss.

Weil Ritzow sich aufs Zuhören beschränkt, kann er in aller Ruhe seine beiden Stullen verputzen. Wenn er mich doch einmal für eine kurze Nachfrage unterbricht, hört er trotzdem nicht auf zu kauen und spricht mit vollem Mund, was sich nicht gehört, aber wahrscheinlich denkt er, er kann es sich erlauben, weil wir alleine sind und ich nur ein Untersekundaner bin. Danach schenkt er sich eine zweite Tasse Kaffee ein und will wissen, ob ich Geschwister habe. Er hat viele schwarze Haare auf seinem Handrücken, bis zu den Fingerwurzeln.

Einen Bruder. Er ist fünf Jahre älter. Er war auch auf dem Schwann. Aber jetzt nicht mehr. Jetzt ist er Justizreferendar.

Ah ja. Ich glaube, den habe ich mal in Erdkunde gehabt. Ihr sehr euch ein bisschen ähnlich, stimmt's?

Mmh.

Und in deiner Freizeit... Was machst du da so?

Alles Mögliche. Verschiedene Sachen halt. Hauptsächlich Lesen und Musikhören. Ich bin auch im Fußballverein. Und dann habe ich noch Prachtfinken.

Weil Ritzow nicht weiß, was Prachtfinken sind, muss ich es ihm erklären. Ritzow nickt dazu und schlürft seinen Kaffee. Dann will er wissen, ob ich auch ein richtiges Hobby habe.

Ich sammle ziemlich viel, sage ich. Alles Mögliche. Münzen, Briefmarken, Versteinerungen...

Aha. Aber nur so, oder? Oder beschäftigst du dich richtig damit?

In letzter Zeit nicht mehr. In letzter Zeit spiele ich viel Gitarre.

Da bist du ja eigentlich ein Fall für das Leistungsfach Musik, sagt Ritzow gönnerhaft. Und was spielst du so? Bach?

Nö. Ich kann ja keine Noten.

Du spielst Gitarre ohne Noten? Also nur so aus Quatsch, wie?

Er spricht es ganz kumpelhaft aus, aber seine Frage hat trotzdem etwas Lauerndes, wie wenn er auf etwas Bestimmtes hinauswill. Wahrscheinlich musste er sich erst einmal vergewissern, ob ich überhaupt kooperationswillig bin. Und jetzt, wo das geklärt ist, fährt er stärkere Geschütze auf: Nur so aus Quatsch?

Eigentlich ist mir egal, was Ritzow von meinem Gitarrespielen hält, aber dann erkläre ich ihm trotzdem, dass ich es mir selbst beigebracht habe, und zwar mit Hilfe einer Gitarrenschule; dass es die von Drafi Deutscher in „Lupo modern“ war, behalte ich für mich. Auch, dass ich jeden Tag übe und vom vielen Üben an vier Fingern der linken Hand dicke Hornhaut bekommen habe. Und möglichst herablassend füge ich noch hinzu, dass ich mittlerweile eigene Songs komponiere, mit Texten von Shakespeare und Edgar Allan Poe. Ich rede mich richtig ins Feuer. Auch, um ihn davon abzuhalten, mir ins Gewissen zu reden. Mir zu raten, nur noch ernsthafte Dinge zu tun, die mich in seinen Augen weiterbringen. Was bedeuten würde, weniger fernzusehen, meine Hausaufgaben gründlicher zu erledigen, mich überhaupt mehr auf die Schule zu konzentrieren und den anderen Kram weitgehend sein zu lassen.

Als es klingelt, stehen wir beide gleichzeitig auf. Das Gespräch ist beendet. Ich gehe mit dem Gefühl, dass wir über die Hauptsache, über das, was Ritzow wirklich wissen wollte, gar nicht gesprochen haben.

11 Streckverband

Jetzt im Winter findet die Leichtathletik-AG in der Schorlemer Halle statt. Zum Abschluss lässt uns Herr Ebel wieder Handball spielen. Gerade habe ich aufs Tor geworfen, der Torwart hat den Ball gefangen und wirft ihm einem seiner Mitspieler zu, jetzt muss ich schnell zurücklaufen und verteidigen. Ich drehe mich um, aber mein rechter Schuh dreht sich nicht mit, vielleicht weil der Boden so stumpf ist oder weil es die alten Turnschuhe von Paul sind oder beides, es macht knack und ein flammender Schmerz durchfährt mich. Ich schreie laut auf und falle zu Boden, der dröhnt von dem Getrampel der beiden Mannschaften. Unterhalb meines rechten Knies hämmert ein ungeheurer Schmerz, unterbrochen von winzigen Pausen barmherziger Leere. Mein Blick heftet sich hilfeschend an die Decke, aber da ist nur das kalte Licht großer Neonröhren. Ein Gesicht beugt sich über mich, ich werde gekitzelt und schreie ganz laut. Ein Pfiff aus der Trillerpfeife, das Spiel wird unterbrochen. Jetzt kniet Herr Ebel neben mir, alle Augen sind auf mich gerichtet, den schmerzgequälten, flennenden Mittelpunkt.

Einer wird zum Hausmeister geschickt, er soll einen Krankenwagen rufen. Wilde Theorien über die Art meiner Verletzung und ihre Folgen machen die Runde. Herr Ebel schickt alle nach Hause, nur Pitti darf bleiben, weil er meine Sachen zusammenpacken und nachher mit Herrn Ebel zu Mama und Papa fahren soll. Schon sind zwei Sanitäter da, einer legt ein Luftkissen um mein rechtes Schienbein, dann heben sie mich auf eine Tragbahre. Als mein rechtes Bein in der Luft pendelt, treibt mir der Schmerz wieder Tränen in die Augen, verbunden mit der bitteren Erkenntnis, dass ich ihn so schnell nicht loswerde.

Der Krankenwagen bringt mich ins Lukas-Krankenhaus. Als am Abend Mama und Papa in die Ambulanz kommen, zeigt ihnen der Arzt am Leuchtschirm das Röntgenbild. Glatter Schien- und Wadenbeinbruch. Er meint, wenn der Bruch genagelt würde, könnte ich ziemlich schnell wieder nach Hause; ohne OP müsse ich mindestens drei Wochen mit einem Streckverband im Krankenhaus bleiben. Er spricht sich für eine Operation aus, und sofort ist mir wieder nach Heulen zumute, denn Operation bedeutet Narkose. Man kriegt eine Äthermaske und schläft ein und dann machen sie an einem rum, weil sie denken, man ist tief betäubt, dabei spürt man alles und kann sich nicht mal wehren, und wenn man Pech hat, wacht man nie wieder auf. Zum Glück ist Papa auf meiner Seite, der sich auch niemals operieren lassen würde.

Als Papa und Mama wieder gegangen sind, muss ich meine Kleidung gegen ein weißes Nachthemd tauschen, das an der Seite offen ist, und muss vom Untersuchungsbett auf das Krankenbett rüber rutschen, was wieder schrecklich wehtut. Ich kriege noch eine Spritze, diesmal in den Fuß, und dann wird mir ein Stift durch die Ferse geschossen, der Fuß auf einer Schiene hochgelagert und an dem Stift ein Gewicht befestigt, um den gebrochenen Knochen in die richtige Stellung zu

bringen. Danach werde ich auf die Station gefahren. Weil ich schon Fünfzehn bin, komme ich auf die Männerstation.

Im Zimmer ist es dunkel und ein Fernseher läuft. Der Pfleger macht Licht und schiebt mein Bett in den freien Raum neben zwei andere Betten. In dem einen liegt ein alter Mann und guckt Fernsehen, das andere ist leer. Gegenüber steht noch ein Bett quer, darin liegt noch ein Mann und schläft.

Der Pfleger packt meine Kleidung und meine Sporttasche in einen der vier schmalen Schränke und stellt den Waschbeutel, den Mama mir von zuhause mitgebracht hat, auf das kleine Nachttischchen. Dann steckt er eine durchsichtige Plastikflasche in die Halterung an meinem Bett und sagt, wenn ich mal groß machen muss, soll ich klingeln, dann bringt er mir die Bettpfanne, in die ich reinmachen soll. Das Bett hat einen Galgen, an dem ich mich dafür hochziehen kann.

Gefesselt und gefangen und zur Unbeweglichkeit verdammt. Ich muss die Augen schließen, um nicht von einem schrecklichen Gefühl weggerissen zu werden und vor all den Männern laut loszuheulen. Stattdessen werde ich so tun, als würde mir das alles gar nichts ausmachen, drei Wochen allein zu sein, mindestens drei Wochen, mutterseelenallein, denn Mama wird bestimmt nicht jeden Tag hier auftauchen, höchstens einmal in der Woche. Sie hat ja schon geflennt, als sie ein zweites Mal mit mir in die Zahnklinik nach Düsseldorf kommen sollte. Das habe ich jetzt davon, dass ich mein Bein nicht zusammennageln lassen wollte. Damals in Freudenstadt, als ich den Arm gebrochen hatte und schlimme Ausdrücke zu Mama gesagt habe, weil ich festgeschnallt auf der Pritsche liegen musste, konnte ich wenigstens sofort gehen, als mein Gipsverband getrocknet war. Jetzt werde ich drei Wochen auf dem Rücken liegen müssen wie ein abgestürzter Käfer, und dass ich in der Lage bin, zum Kacken meinen Po anzuheben, macht die Sache nicht besser.

Der alte Mann am Fenster heißt Fiebich. Bei einem Autounfall letztes Jahr hat er einen Unterschenkel-Trümmerbruch erlitten. Er sagt, er war nicht seine Schuld, ein betrunkenere Autofahrer hat ihm die Vorfahrt genommen, aber alles ist vertuscht worden, weil der andere ein hohes Tier bei der FDP ist. Fiebich war früher Kanalarbeiter und hat schon mal ein totes Baby aus dem Abwasserrohr gezogen, aber inzwischen hat er eine Frittenbude in Neuß, und wenn ein Kind nur fünfzig Pfennige hat statt siebzig, kriegt es von ihm trotzdem eine Portion. Die Frittenbude schmeißt jetzt seine Frau.

Wenn ich kacken muss, bringt mir der Pfleger die Bettpfanne und Klopapier. Mit dem langen Griff sieht sie wirklich aus wie eine Pfanne. Einen Deckel hat sie auch. Sobald der Pfleger mit der Pfanne ins Zimmer kommt, reißt Fiebich das Fenster auf. Manchmal schnappt er sich auch seine Krücken und humpelt aus dem Zimmer, schnell raus aus dem Gestank.

Der Mann im Bett gegenüber hat sich beim Judotraining das Schulterblatt gebrochen. Er ist gleich operiert worden und wird bald entlassen; für ihn kommt ein Fernfahrer aus dem Obertorviertel, der bei einem Kneipenstreit einen Messerstich in den Bauch abgekriegt hat. Er meint, dass er noch lebt, hat er ganz allein seinem dicken Bauch zu verdanken. Und dann kommt auch noch ein vierter Mann aufs Zimmer, dem der Nagel vom großen Zeh gezogen werden muss. Als er zur

Besprechung abgeholt wird, verrät uns Fiebich, dass er ihn für einen warmen Bruder hält und nennt ihn Detlef. Um das rauszukriegen, will Fiebich mit dem Fernfahrer eine Unterhaltung über Neußer Gaststätten anfangen, in denen sich die warmen Brüder treffen, und wenn Detlef die Kneipen kennt, ist das der Beweis.

Die Pfleger sind alle Männer, aber es gibt auch eine Krankenschwester in Ordenstracht, die manchmal überraschend zur Kontrolle auftaucht. Hinter ihrem Rücken wird sie von Fiebich Schwester Rabiata genannt. Wenn sie ins Zimmer kommt, schaut sie als erstes, wo meine Hände sind. Wenn sie unter der Bettdecke liegen, raunzt sie mich an: Hände auf die Decke! Als ich das Robert erzähle, lacht er sich kaputt.

Außer Robert kommen noch andere Klassenkameraden zu Besuch. Sogar mein Klassenlehrer Herr Ressel kommt, um mir mitzuteilen, dass ich mir um Englisch keine Sorgen mehr machen muss, weil er mir auf jeden Fall eine glatte Vier geben wird. Ich soll nur zusehen, dass ich in Mathe oder Latein wenigstens auf eine Vier minus komme, und das wird schwer genug. Mathe kann ich nicht und Latein mag ich nicht. Vier Schuljahre lang quäle ich mich schon mit dieser Sprache herum, die ausschließlich von toten Dingen erzählt: Gern werden wir uns an den Tag erinnern, an dem Caesar befahl, jenseits des Ortes, an dem sich die Germanen niedergelassen hatten, ein Lager zu errichten. Warum muss ich wissen, wie das auf Latein heißt? Ich will es nicht wissen, und deshalb habe ich jedes dieser Schuljahre mit einer Fünf in Latein beendet. Bloß nicht sitzen bleiben, dann kriege ich Grywatsch in Englisch und Sport, und das ist die Hölle, denn Grywatsch kennt keine Gnade, weder in Englisch noch in Sport. Früher soll er die Jugendmannschaft vom VfR Büttgen trainiert haben, in der Berti Vogts gespielt hat, der ja auch ein harter Bursche ist, seine Gegner aber so raffiniert von den Beinen holt, dass er noch nie die Rote Karte bekommen hat.

Nach drei Wochen wird endlich der Streckverband abgenommen und eine Kontrollaufnahme gemacht. Beim Röntgen stellt sich heraus, dass die Knochenenden trotz Streckverband und Gewichten wieder zusammengewachsen sind, aber nicht an der richtigen Stelle, sondern leicht versetzt. Ein Kollegium von drei Ärzten diskutiert, welche Folgen das haben könnte. Zwei von ihnen glauben, dass sie den Knochen vielleicht wieder auseinander kriegen. Mein Herz schlägt wie wild, als der eine mit beiden Händen an meinem Fuß und der andere unterhalb des Knies in Gegenrichtung zieht. Am liebsten würden sie den Knochen an der Bruchstelle wieder brechen und nach einer Operation bei Vollnarkose korrekt zusammenfügen. Ich sitze im Rollstuhl dabei und mache mir vor Angst fast in die Hose. Zum Glück hat der dritte, ein Perser, kürzlich in einer amerikanischen Fachzeitschrift gelesen, dass der Knochen auch von alleine, ohne Operation wieder in die richtige Stellung kommen kann. Die beiden andern sind skeptisch, aber weil ich derselben Meinung bin, wird es so gemacht. Ich kriege einen Gehgips, vom Oberschenkel knapp über dem Knie bis unter die Sohle, und dann werde ich mit zwei Krücken nach Hause entlassen. In meinen Taschenkalender schreibe ich auf die erste Seite, da, wo man eintragen soll, wer zu benachrichtigen ist, wenn einem ein Unfall zustößt: Auf keinen Fall das Neußer Lukas-Krankenhaus!

Unter dem Gips juckt es, und je länger ich ihn trage, desto mehr juckt es. Gewisse Dinge, wie das An- und Ausziehen der Hosen, kann ich nicht allein bewältigen, ich muss Mama rufen. Einmal bekomme ich mit, wie sie sich mit Papa über mich unterhält.

Ich war nicht dafür, dass er mit dem Gips nach Hause kommt. Es ist eine Belastung. Er wäre besser noch solange im Krankenhaus geblieben.

Mir stockt der Atem.

Zum Glück ergreift Papa meine Partei. Der Junge gehört nach Hause, stellt er klar.

Dann musst du dich aber auch um ihn kümmern, meint Mama schnippisch.

Nach sechs Wochen wird endlich der Gips entfernt, erst vorsichtig aufgesägt, dann aufgeschnitten. Ich staune nicht schlecht über das, was da zum Vorschein kommt. Gehört dieses Bein wirklich zu meinem Körper? Ohne den schwere Gips fühlt es sich so leicht an wie Watte. Wie dünn es ist. Und außerdem, anders als sein Zwilling, wie bei einem Erwachsenen dicht mit Haaren besetzt. Die sechswöchige Dunkelheit muss das Haarwachstum angeregt haben. Nur schade, dass das nicht überall an meinem Körper passiert ist.

Der Zauberkreis-Verlag hat Papas dritten Roman herausgebracht, „Sieben Frauen für Camp Hills“, mit einem aufreizenden Titelbild: Blick in eine Spelunke, wo im Schein von Petroleumlampen eine halbnackte schwarzhaarige Schönheit gerade aus ihrem Rüschenkleid steigt, umringt von johlenden Männern. Mama findet das Bild einfach nur dämlich, aber es passt genau zu Papas Geschichte, weil Kid Lionel ja den Auftrag hat, in Nebraska City für seine sieben Freunde, die zuhause im Goldgräberlager auf ihn warten, Ehefrauen zu suchen, und die einzigen, die er findet, sind Salongirls: *Laura ist die Jüngste und die einzige, die Kid wie einen guten Freund behandelt. Sie wird von Banditen erschossen. Jane ist nicht ganz richtig im Kopf. Heute würde man diese Krankheit als die Folge schlechter Kindheit bezeichnen. Sie ertrinkt im Schwemmsand des Walrath Creek. Die korpulente Blanca hat das Herz auf dem rechten Fleck. Zu Kid sagt sie: Muskeln hast du ja, und ich werde feststellen, was du sonst noch hast, Kleiner. Sie lernt unterwegs einen Sergeanten der Army kennen und heiratet ihn. Polly raucht und trinkt mit den Banditen um die Wette, aber eine Frau ist sie auch, mit Wünschen, Träumen und Hoffnungen. Sie stirbt an Lungenentzündung. Kate scheint aus guter Familie zu stammen. Sie ist sehr sauber, still und spricht gebildet. Karten-John stellt ihr nach. Aber hochmütig weist sie ihn ab. Als sie russischen Auswanderern begegnen, verliebt sie sich in den Balalaikaspieler Iwan und stiehlt sich mit ihm davon. July und Alice sind Schwestern. Solange das Feuer abends noch hell scheint, liest Alice July etwas aus der Bibel vor. Die beiden bereuen ihr bisherigen Leben. Sie haben ernstlich vor, ihren zukünftigen Männern eine gute Ehefrau zu sein. Alice wird bei einem Erdbeben verschüttet, July stirbt durch einen verunglückten Schuss. Und die Goldsucher in Camp Hills sind auch alle tot: Die sieben Männer werden bei der*

Arbeit überrascht, die sie getrennt voneinander verrichten. Und als die Indianer abziehen, bleiben nur Tote und rauchende Trümmer zurück.

Der Verlag hat Papa wieder das Pseudonym Ward Bros verpasst; Mama meint, das ist auch besser so. Richtig vermurkst worden ist diesmal nichts, außer dass die sieben Frauen ständig als Girls bezeichnet werden und Kid kein Junge, sondern ein Boy ist, und auch kein Fremder, sondern ein Stranger, und wenn es hoch hergeht, wird Yea und By gosh gerufen. Papa ärgert sich aber nur ein bisschen; Hauptsache, es ist gedruckt.

Ich bin versetzt in die Obersekunda, mit nur einer Fünf in Mathe, und darf die Jugendfreizeit der Christuskirchengemeinde in Döbriach mitmachen. Von Karin weiß ich, dass sie mit den Jungen Pionieren aus Eberswalde ins Ferienlager Makarenko nach Brodowin fährt. Da ist der Hund verfroren, schreibt sie, und ich stelle mir vor, dass das irgendwo in Russland ist, vielleicht in Sibirien, aber tatsächlich liegt dieses Brodowin nur ein paar Kilometer von Eberswalde entfernt, in einer öden Heidegegend mit ein paar Seen. Außer einer Post- und einer Sparkassenfiliale gibt es da nur ein einziges Geschäft. Und noch eine Kneipe, in der die gesamte Dorfjugend rumhängt. Mit andern Worten: ein Kuhkaff, in dem nichts los ist, und dazu sagt man in der Ostzone anscheinend: Da ist der Hund verfroren. Wieder was gelernt.

Paul fährt mit Udo und Dobi nach Nizza. Seit ein paar Wochen ist er volljährig und macht praktisch, was er will. Kein Wunder, dass er seine Zwischenprüfungen nicht bestanden hat. Zur Strafe wurde seine Ausbildung um ein halbes Jahr verlängert und sein Gehalt gekürzt. Wenn er sich nicht endlich am Riemen reißt, wird er nie Justizbeamter werden und uns ewig auf der Tasche liegen. Trotzdem hat er sich kürzlich bei Zoo Hartmann einen Leguan gekauft. Als Belohnung für was?

Und wie kann man sich für ein Tier begeistern, das sich stundenlang nicht bewegt und bis auf übertriebene Atemgeräusche niemals einen Laut von sich gibt? Außerdem hat er nicht mal ein Terrarium. Angeblich hat ihm der Verkäufer bestätigt, dass er den Leguan, solange er noch nicht ausgewachsen ist, auch in einem Vogelkäfig halten kann. Wer's glaubt, wird selig. Andererseits hat der Verkäufer die Echse für den Transport in eine Pappschachtel gestopft, in der normalerweise Vögel verkauft werden. Könnte also sein, dass Paul die Wahrheit sagt. Jetzt steckt das Vieh in Püries altem goldenen Gitterkäfig, und weil es ein Kaltblüter ist, hat Paul seine Schreibtischstehlampe so eingestellt, dass sie einen Teil des Käfigs erwärmt bzw. erhitzt. Und natürlich erleuchtet. Nachts immerhin, wenn sich Paul ins Bett legt, geht auch für den Leguan die Sonne unter.

In Döbriach komme ich in die Gruppe Joe zu den Sechzehn- und Siebzehnjährigen. Sie haben überall am Körper Haare, rauchen wie die Schlote und trinken Bier aus Halbliterkrügen. Gegen sie wirke ich wie ein kleiner Junge. Mama sagt, ich bin ein Spätzünder. Als hätte ich es nicht schon schwer genug mit dem toten

Schneidezahn, auf den alle starren, weil er inzwischen grau angelaufen ist. Der freche Stefan Emons hat mich sogar gefragt, ob ich ihn mit Bleistift angemalt habe und dazu blöde gegrinst.

Wenn Joe nicht dabei ist, reden wir meistens über Frauen. Sie werden eingeteilt in die mit dicken Möpsen und die, die flach sind wie ein Brett mit Warzen, wofür es die Abkürzung BMW gibt. Rainer Kurth erzählt, dass er seine Stiefmutter schon mal nackt gesehen hat.

Wir waren allein zuhause. Mein Vater war auf Geschäftsreise. Sie kam aus der Dusche und hat vor meinen Augen den Bademantel ausgezogen.

Und dann?

Die wollte ihn verführen, was sonst.

Seine Mutter?

Ist doch nur seine Stiefmutter, du Blödmann.

Halt die Fresse.

Weiter. Was hast du gemacht?

Gepoppt.

Haha.

Sag schon!

Ich bin rausgegangen. Weil ich an meinem Vater denken musste.

Schön blöd.

Hab ich hinterher auch gedacht.

Über Wichsen wird auch gesprochen, aber ohne Einzelheiten. Angeblich hat letztes Jahr einer aus der Gruppe in die Suppe gewichst. Es soll eine Wette gewesen sein. Mike Bauer erzählt, dass er täglich wichst, und zwar mit ausdrücklicher Erlaubnis seines Vaters. Als es ihm mit Vierzehn im Sack öfter weh getan hat, wegen dem Druck, hat er mit seinem Vater gesprochen und der hat gesagt, er soll sich ruhig von Zeit zu Zeit erleichtern. Es wird vermutet, dass sein Pimmel deshalb so lang ist, aber Mike meint, das hätte damit nichts zu tun, er sei mal von einer Ärztin untersucht worden, uns als die seinen Schwanz gesehen hat, wollte sie nicht glauben, dass er Jahrgang 1954 ist. Er würde uns gern noch mal seinen Siebzehn-Zentimeter-Steifen zeigen, aber die meisten kennen ihn schon aus Winterscheid, und dass er ihn im Sitzen mit dem Mund berühren kann, glauben wir ihm auch so.

Andy Waldschmidt wacht jeden Morgen mit dichten Bartstoppeln auf. Bis vor kurzem ist er mit Babsi aus der Gruppe Rosy gegangen. Ich habe ihn gefragt, wie Zungenkuss geht und wie lange er dauert, für den Fall, dass ich mal in die Situation komme. Andy hat gemeint, wahrscheinlich nicht länger als ein oder zwei Minuten. Genau kann er es auch nicht sagen, weil man dabei das Gefühl hat, als würde die Zeit stehen bleiben. Mit Babsi hat Andy auch schon gebumst, weil sie beide den Drang dazu hatten. Wenn es soweit war, hat er Et kütt, et kütt! gerufen und ist schnell aufgesprungen. Ich habe manchmal auch Drang, zum Beispiel wenn ich Pauls schweinishen Roman „Lieber John“ gelesen habe, in dem sich Anita in der Schaukel des Orgasmus wiegt.

Weil Babsi mit ihm Schluss gemacht hat, geht Andy jetzt zum Wichsen aufs Klo. Einmal hat jemand an der Tür gerüttelt, als es ihm gerade gekommen ist, und vor Schreck ist alles gegen die Tür gespritzt. Ich wüsste gern, ob ich das auch schaffe. Wenn ja, bin ich geschlechtsreif und fortpflanzungsfähig, auch ohne Bart. Aber wenn ich Andy frage, wie Wichsen geht, dann wüsste er, dass ich es noch nie gemacht habe, und dann bin ich vielleicht nicht mehr sein Freund. Anscheinend ist es so einfach wie Spucken. Im Lexikon von Ernest Bornemann gibt es einen langen Artikel über Onanieren, aber wie man es macht, stand natürlich nicht dabei.

Beim Jugendwettbewerb von Rheinbraun sind drei unserer Spielplatzmodelle ausgezeichnet worden. Die Gruppe Vermehr, Sprigode und Zarrentin hat außerdem beim Wettbewerb des Internationalen Design-Zentrums einen Preis gewonnen und ist zur Preisverleihung nach Berlin eingeladen worden, und jetzt macht der ganze Kunstkurs eine Klassenfahrt. Weil für den letzten Tag ein Ausflug nach Ost-Berlin vorgesehen ist, habe ich mich für den Sonntag mit meiner Brieffreundin Karin verabredet.

Nach Berlin fahren wir mit dem Nachtzug. Nur Sprigode nimmt das Flugzeug, weil seine Familie nach dem Mauerbau aus der Ostzone geflüchtet ist und seine Eltern Schiss haben, dass man ihn als Geisel dabeihält. Ich bin mit Clason, Robert und Vermehr in einem Abteil. Nebenan machen sie sich bereits bettfertig. Offenbar glauben sie daran, trotz des dauernden Geratters und Geschuckels rasch vom Schlaf übermannt zu werden. Wir dagegen sind kein bisschen müde, und außerdem haben wir uns lustige Geschichten mitzuteilen. Ich erzähle, wie wir in der Untertertia den Latein-Referendar so lange gequält haben, bis er geweint hat, und sie erzählen, wie sie in der Obertertia Mathe-Peters so lange geärgert haben, bis er zu Dr. Brych gerannt ist. Wir lachen uns kaputt, als plötzlich die Tür aufgeschoben wird und Ritzow seinen Kopf ins Abteil steckt: Hört mal, liebe Leute, könnt ihr jetzt die Sitze umklappen und euch hinlegen und schlafen? Wir haben morgen noch eine ganze Menge vor!

Weg ist er. Während wir unsere Sitze zu Pritschen umbauen, lachen wir schon wieder, aber nicht mehr ganz so laut. Gute Nacht, Herr Ritzow, ruft ihm Robert hinterher. Ritzo-Ratzo, öffnet ihn Clason nach, während er glucksend eine Etage höher klettert, und schon ertönt, gegen Vermehrs erfolglosen Protest, Ritzo-Ratzo im Chor, so lange, bis wir unseren Sprechgesang erschöpft einstellen. Aber nur kurz, denn schon fangen wir wieder an, erst im Flüsterton, kaum hörbar gegen den rüttelnden Eisenbahnlärm, dann immer lauter: Ritzo-Ratzo, Ritzo-Ratzo, Ritzo-Ratzo, Ritzo-Ratzo!

Als sich bei der Ankunft in Berlin Ritzows Abteiltür öffnet, blickt uns ein blasses, von Bartstoppeln übersätes und durch den Schlafentzug geisterhaft entstelltes Gesicht entgegen. Ausgedünntes schwarzes Haar bedeckt in Strähnen seinen Kopf. Das war aber nicht nett von euch, quäkt er kopfschüttelnd mit seiner hohen, nasalen Stimme, und weil Robert ihm am nächsten steht, zieht er ihn dabei am Ohr.

Das Internationale Design-Zentrum residiert im Erdgeschoß des Eden-Hochhauses. Hier tagt der Forumskongress, für den Sprigode, Vermehr und Zarrentin durch ihren Preisgewinn automatisch delegiert worden sind. Ihr Pech, dass sie jetzt samt Ritzow ein richtiges Programm zu absolvieren haben. Wir ändern dürfen machen, was wir wollen. Zum Beispiel gegenüber die kaputte Gedächtniskirche angucken. Nebenan das Hochhaus mit dem Mercedes-Stern interessiert uns mehr. Mit dem Aufzug fahren Clason, Robert und ich bis nach oben. Bevor wir aussteigen, drückt Clason noch schnell auf alle zweiundzwanzig Stockwerkstasten.

Von der Aussichtsplattform hat man einen guten Blick auf den Ku'damm, und durch die Fernrohre kann man in den hässlichen Osten der Stadt gucken, mit dem Fernsehturm mittendrin.

So, und jetzt fahren wir wieder runter, meint Clason, ich will wissen, wie lange wir von ganz oben nach ganz unten brauchen.

Wir steigen ein und fahren runter, aber weil ständig Leute zusteigen, kommen wir nicht zur Zeitmessung. Also fahren wir gleich wieder nach oben, müssen unterwegs aber neue Leute mitnehmen. Einmal schaffen wir es in einem Rutsch bis fast nach unten, doch im dritten Stock stoppt der Aufzug und ein älterer Mann steigt ein. Noch bevor er Guten Tag sagen kann, fängt Clason an, wie ein Rohrspatz zu schimpfen.

Och nö, ne? Haben Sie denn das Schild nicht gesehen?

Wie bitte, sagt der ahnungslose Opa.

Jetzt ist unsere ganze Arbeit umsonst. Wegen Ihnen können wir jetzt unsere Zeitmessung nicht durchführen!

Zur Bekräftigung tippt Clason ein paar Mal wütend auf seine Armbanduhr, obwohl die nicht mal einen Sekundenzeiger hat.

Wir kommen extra aus Neuß her, um die Fahrzeit zu stoppen, und dann vermassen sie uns alles! Jetzt können wir wieder von vorne anfangen!

Wütend hämmert er mit der Faust auf die E-Taste. Der Mann stammelt eine Entschuldigung und steht den Rest der Abwärtsfahrt stocksteif und mit gesenktem Blick neben der Tür. Kaum hat sich die Aufzugtür hinter ihm geschlossen, prusten wir los.

Höhöhö, grölt Clason und entblößt dabei sein Raubtiergebiss. Dem haben wir's aber gegeben!

Die Fresse von dem Typen! kräht Robert mit zusammengekniffenen Augen und wedelt ein paar Mal mit der Hand an meiner Schulter herum, während ich ihm spielerisch ein paar Rippenstöße versetze. Aua, flüstert er plötzlich, aua, und hält sich den Bauch. Lachkrampf, ächzt er, ich hab 'n Lachkrampf!

Endlich ist Sonntag und wir fahren mit der S-Bahn zum Bahnhof Friedrichstraße, um Ost-Berlin zu besichtigen. Natürlich ohne Sprigode, dem es seine Eltern verboten haben. Den Hinweisschildern nach tapen wir durch niedrige Gänge, in denen es nach Putzmittel stinkt, bis wir in einem Raum ohne Fenster vor einer Schlange von Wartenden zum Stehen kommen. Eine kleine Ewigkeit vergeht, ehe der letzte von uns dem Grenzpolizisten in seiner Kabine Reisepass und

Formulare übergeben hat, die hinter einem winzigen Fenster überprüft werden. Ich glaube, selbst wenn Karl Marx persönlich hereinspaziert käme, hieße es: Den Ausweis bitte! Nachdem wir auch noch den Zwangsumtausch von West- in Ostmark hinter uns gebracht haben, machen wir uns auf die Suche nach Karin. Mehrere junge Mädchen, ganz egal, ob sie den angekündigten knielangen hellbraunen Mantel und die schwarze Hose tragen oder nicht, werden vergeblich darauf angesprochen, ob sie vielleicht Karin heißen. Thomas Dückerhoff entdeckt sie schließlich in der Nähe der Wechselstube und führt sie zu mir.

Hallo Jakob, sagt sie und reicht mir die Hand. Schön, dass wir uns mal kennenlernen.

Wunderbar sieht sie aus mit ihrem schulterlangen dunkelblonden Haar. Wahrscheinlich findet sie mich in meiner Texashose und dem Parka auch attraktiv. Was bin ich für ein Glückspilz. Ich glaube, die andern hätten jetzt auch gern ein Mädchen an ihrer Seite. Haben sie aber nicht. Weil sie die Gelegenheit, sich eine Konfirmationsbrieffreundin zu angeln, verpasst haben.

Ritzow scheint sie auch zu gefallen. Er schüttelt ihr kräftig die Hand und meint, dass es toll ist, dass wir jetzt eine Fremdenführerin haben und ob sie uns zum Alexanderplatz führen kann. Und dann stiefeln wir auch schon los Richtung Fernsehturm, und manchmal passiert es, dass die Schöße ihres Mantels die Schöße meines Parka streifen, als ob sie darauf aus wäre, mich zu berühren.

Später erklärt Ritzow, dass er noch auf die Museumsinsel will, und wer Lust hat, kann mitkommen, ansonsten treffen sich alle nachher vor dem Bahnhof Friedrichstraße.

Ich gehe lieber mit Karin in eine Eisdiele, um mit ihr ungestört plaudern zu können. Das Teuerste auf der Speisekarte ist der Kirschbecher zu 1 Mark, den bestelle ich zweimal, gegen den Protest von Karin, weil es ein gemischtes Eis auch getan hätte.

Du kannst dich ja revanchieren, wenn ich dich mal besuchen komme.

Du willst mich besuchen? In Eberswalde?

Meine Antwort kommt wie aus der Pistole geschossen: Klar. Wenn deine Eltern nichts dagegen haben.

Haben die bestimmt nicht. Und deine?

Ich hab meine Mutter schon gefragt. Ich darf.

Na dann.

Wir löffeln unser Eis, und als wir fertig sind, holt sie zwei Passfotos aus ihrem Portemonnaie und reicht sie mir.

Hier. Du wolltest doch wissen, wie ich mit langen Haaren aussehe. Sind von letztem Jahr. Wenn sie dir nicht gefallen, steck sie einfach in den Ofen.

Es juckt mich zu sagen, dass wir gar keinen Ofen haben, sondern Öl-Zentralheizung. Ofen war im Glaspalast in Speyer. Stattdessen ziehe ich den Ring vom Finger, den ich mir im Sommer in Döbriach zum Schlagerpreis von fünfunddreißig Schilling gekauft habe, und präsentiere ihn auf ausgestreckter Hand.

Für dich!

Och nee!

Echtes Silber!

Du, das geht wirklich etwas zu weit... Machst du nicht zu große Geschenke?

Sie streift ihn über, streckt den Arm aus, spreizt ihre Finger und betrachtet den Ring mit Wohlgefallen.

Am selben Abend fahren wir mit dem D-Zug nach Hause. Diesmal klappen wir gleich unsere Pritschen herunter, schalten die Beleuchtung aus und hauen uns aufs Ohr, dem Geruckel und Gewummer, Rattern und Rasseln zum Trotz. Unten liegen Vermehr und Robert, gegenüber hat sich Clason mit einer kratzigen DB-Decke bis zum Hals zugedeckt und zur Wand gedreht. Nur bei mir brennt noch das kleine Leselämpchen. Ich liege still auf dem Rücken und betrachte die beiden briefmarkengroßen Fotos von Karin. Wieder der weiße Rollkragenpullover. Das Gesicht eingerahmt von gewellten dunklen Haaren. Dunkelblond, wie ich jetzt weiß. Kräftige Augenbrauen. Spitzbübischer Blick. Der Mund leicht geschlossen. Hübsche Lippen. Lass mich Dir die Welt zu Füßen legen.

12 Nacktschnecke

Von Papa ist wieder ein Roman erschienen, schon sein vierter. Diesmal nicht wie die anderen als Heft, sondern als Buch im Paul-Feldmann-Verlag in Marl-Hüls. Am Kiosk kann man den Roman nicht kaufen, weil er in erster Linie für Leihbüchereien bestimmt ist, und das bedeutet, dass jedes Buch nicht nur einen Leser hat, wie die Romanhefte, sondern vielleicht zehn oder zwanzig, und das kann nur von Vorteil sein, weil Papa dadurch schneller berühmt wird. Wenn der Paul-Feldmann-Verlag nun auch seine anderen Romane herausbringt, die druckfertig bereit liegen, wird er demnächst in einem Atemzug mit G. F. Unger und Robert Ullman genannt werden.

Aber Papa meint, dass es dazu nicht kommen wird, weil ihm Paul Feldmann die anderen Romane mit gleicher Post zurückgeschickt hat, angeblich weil er zurzeit mit Manuskripten eingedeckt ist, und jetzt hat er erst mal die Nase voll.

Ich finde, dass Papa auf keinen Fall den Mut verlieren darf. Wenn sich der Verlag nichts von ihm als Autor versprechen würde, hätte man bestimmt nicht so ein edles Buch mit 255 Seiten hergestellt. Einige Romane von Robert Ullman werden jetzt vom Zauberkreis-Verlag als Taschenbuch herausgebracht, aber wenn man sie ein paar Mal aufbiegt, fallen schon die Seiten heraus, weil sie nur geklebt sind. Das kann bei Papas Buch nicht passieren, denn es ist schön auf dickes Papier gedruckt und stabil gebunden, und der Einband ist durch einen Überzug aus durchsichtiger Folie vor Verschmutzung geschützt.

Wieder hat man Papa ein Pseudonym verpasst, diesmal heißt er Jack Morris. Den Titel hat man auch geändert, und das war zu erwarten, denn Papa hatte seinen Roman „Der Einzelgänger“ genannt. Jetzt heißt er „Sein Vater war ein verdammter Rebell“. Auf dem Umschlag ist ein sonnengebräunter Cowboy mit breitkrempigem Hut und einem Revolver im umgeschnallten patronengespickten Gurt abgebildet, der neben einem aus rohen Balken gezimmerten Gerüst steht. In der einen Hand hält er ein Gewehr; der andere Arm scheint schwer an einem Sattel zu tragen. Wahrscheinlich wird er im nächsten Moment sein Pferd satteln, das am Holm festgebunden ist, und sich auf den Weg nach Hause machen. Sein Gesichtsausdruck ist ernst, wie wenn er schon eine Vorahnung hätte, was ihn dort erwartet: *Die Rückkehr aus dem Sezessionskrieg ist für Roy Smot nach vierjähriger Abwesenheit niederschmetternd. Das Land verwahrlost, die Hütte, früher sein ganzer Stolz, nur noch ein Torso. Was aber noch viel, viel schlimmer ist, ist die Tatsache, dass seine Frau mit einem Yankee durchbrannte.*

Der Oberschurke, der Roy Smot seine Frau weggenommen hat, trägt den Namen Ken Brown. Ich glaube, dass Papa diesen Namen nicht ohne Grund gewählt hat, denn als er den Roman schrieb, wohnten wir in der Moselstraße, und unsere Nachbarn, die Paul angezeigt haben, hießen Braun. Das ist Papas Rache. Und bei den beiden Söhnen von Roy Smot hat er wahrscheinlich an uns gedacht: *renitente Burschen, denen man anmerkt, dass die leitende Hand des Vaters ihnen lange Zeit*

gefehlt hat. Auf Seite 12 sieht er sich daher gezwungen, ihnen erst einmal Respekt beizubringen.

Trotz seines steifen Beines springt Roy vor und schlägt so blitzschnell seine Rechte Mike zweimal ins Gesicht, dass dieser von der Wucht der Schläge in die Knie geht.

Als sich Giles erschrocken in die Hütte retten will, peitscht die Stimme seines Vaters auf: „Pfui, Teufel, du Feigling. Bist du auch ein Smot?“

Da dreht sich Giles ganz langsam um. Er schluckt, um die Angst zu überwinden, und kommt mit schweren Schritten zurück.

Groß sind seine Augen auf den Vater gerichtet und leise gibt er Antwort: „Schlag nur zu, Vater. Ich bin ein Smot!“

„Dann schluck es“, brüllt Roy voller Wut und trifft ihn hart. „Ihr verdammten Burschen habt wohl ganz vergessen, dass ein Vater nicht nur Pflichten hat, sondern auch Rechte. Noch bin ich das Oberhaupt der Familie, und als solches will ich respektiert werden.“

Weil ich solche Sätze aus Papas Mund kenne, lese ich Paul die Stelle vor.

Meinst du nicht auch, dass Papa bei den Brüdern Giles und Mike an uns beide gedacht hat? *Ihre Wege sind getrennt und ihre Ansichten verschieden.* Wie bei uns. Und Giles ist im Roman auch zwanzig Jahre alt. Genau wie du.

Sofort reißt mir Paul das Buch aus der Hand, fläzt sich in seinen Drehstuhl und legt die Füße quer über seinen Schreibtisch.

Lass sehen, sagt er und blättert hastig im Buch herum. Was steht da sonst noch über uns? Seine Stimme ist vor Aufregung ganz hell.

Bloß dass wir renitent sind. Und faul. *„Jungs, musstet ihr alles so verkommen lassen? Habt ihr nie daran gedacht, zu arbeiten?“* Aber eigentlich machen wir gar nichts. Schwingen höchstens ein paar freche Reden. *„Vater und Mutter... Wenn ich das schon höre, wird mir schlecht. Zum Teufel, bisher sind wir ganz gut allein fertig geworden, Alter. Was willst du hier, du hast uns gar nichts zu sagen...“* Sowas halt.

Paul grinst.

Und übrigens, sage ich, bevor er sich zu früh freut, du wirst von einer Indianerlanze durchbohrt, die eigentlich mich treffen sollte.

Und bin tot, oder wie?

Aber erst auf Seite 94.

Toll, sagt Paul. Aber du bleibst übrig, ja?

Ich werde Offizier, heirate und erbe eine große Ranch in Texas.

Das könnte dir so passen.

Und nebenbei stelle ich Papas Ehre wieder her, der zu Unrecht hingerichtet wurde. Auf Seite 39 wird er nämlich als Südstaatenrebell gehängt, obwohl er alles nur aus Liebe zu seiner Heimat getan hat. Und trotz seines steifen Beins.

Papa hat ein steifes Bein? Paul ist so verblüfft, dass er nicht mehr zustande bringt als ein dämliches Echo.

Kriegsverletzung, erläutere ich überschlau und genieße meinen Wissensvorsprung. Eigentlich soll ich bei der Hinrichtung zusehen. So steht es im

Urteil. Aber dann schlägt mich der Gefängniswärter bewusstlos, um mir den Anblick zu ersparen.

Paul verzieht höhnisch den Mund. Beim Zusehen wärst du von ganz alleine bewusstlos geworden.

Egal. Und Mama wird auf Seite 42 von ihrem Geliebten aus Versehen erschossen.

Mama hat einen Geliebten? Bekloppter geht's kaum. Das macht doch alles keinen Sinn.

Enttäuscht schmeißt Paul das Buch in meine Richtung. Das kannst du dir in die Haare schmieren. Mit dem Zeug konnte ich noch nie was anfangen.

Mama scheint zu glauben, ich sei immer noch das Bürschlein, dem sie schnell mal eine kleben kann, wenn ihr die Argumente ausgehen. Da hat sie sich aber getäuscht. Der Anlass war läppisch. Weil Paul nicht da war, habe ich den Leguan aus seinem goldenen Käfig geholt und für ein paar Minuten zu den Vögeln in die Voliere gesteckt, die mir Papa letztes Jahr aus einem alten Küchenbuffet gebastelt, das er, wie schon so manches gute Stück, bei Rud van Enderd in Neuß gefunden hat, mitten in einem Labyrinth aus Sesseln, Esstischen, Sofas, Wohnzimmerschränken, Stehlampen und anderem Plunder. Die Lieferung war genauso teuer wie das Möbel, das jetzt gegenüber von meinem Bett steht, und dafür musste ich meine Sitzecke mit dem Cafétisch aus Vögisheim opfern, der jetzt auf den Balkon bzw. die Loggia gewandert ist, wo er ja eigentlich auch hingehört. Ich wollte mal sehen, wie sie auf ihren Kameraden aus der gemeinsamen australischen Heimat reagieren. Sie haben aber die Panik gekriegt und sich am Gitter festgekrallt, außer Pürrie. Entweder ist er zu dick für solche Aktionen, weil er den andern zu viele Mehlwürmer weggefressen hat, oder er sieht nicht mehr richtig.

Dem Leguan war auch unwohl. Vor Aufregung hat er das vollgekackte Zeitungspapier zerfetzt, den Vogelsand aufgewirbelt und die Futterschale umgeworfen. Damit war das Experiment beendet.

Bevor ich den Leguan wieder zurücksetzte, dachte ich, dass es schlau wäre, seinen Käfig mal zu desinfizieren. Schließlich hausten da vor nicht allzu langer Zeit noch Vögel drin, die bekanntlich Parasitenträger sind. Die Mühe hatte sich Paul bestimmt nicht gemacht. Also trug ich den Käfig auf den Balkon und sprühte ihn rundum mit Milbenspray ein. Genau in dem Moment tauchte Mama auf und wollte wissen, wo der Leguan ist. Wahrscheinlich dachte sie, ich hätte das Vieh irgendwo ausgesetzt, um Paul zu ärgern. Puterrot im Gesicht, die Fäuste in die Hüften gestemmt, stand sie vor mir. Gestaltgewordene Entrüstung. Wahrscheinlich hat sie das beim BDM gelernt.

Weil ich ihr nichts von dem Experiment erzählen wollte, lautete meine Antwort, die Eidechse sei auf Urlaub, was sie in ihrem Verdacht, ich führe irgendwas gegen meinen Bruder im Schilde, nur bestärkte. Kruzitürken, fauchte sie mich an und holte zur Backpfeife aus, aber bevor ihre Hand mein Gesicht erreichen konnte, hatte ich sie schon am Arm gepackt und schrie ihr ins Gesicht, dass ich gerade den

milbenverseuchten Käfig desinfizierte, damit der Leguan nicht an Parasitose verrecke, wofür sie mir dankbar sein könne, und wenn sie unbedingt gewalttätig werden müsse, solle sie sich gefälligst bei ihren Viertklässlern abreagieren, die das vielleicht noch mit sich machen ließen.

Da blieb ihr tatsächlich die Spucke weg. Dass ich mich gegen sie wehren würde, damit hatte sie nicht gerechnet. Wann wird sie endlich kapieren, dass ich nicht mehr der kleine Junge bin, der ich vor unendlich langer Zeit mal war?

Das wars mit der körperlichen Züchtigung, und zwar für immer. Längst bin ich nicht nur größer als sie, ich bin auch stärker. Und jeden Tag etwas mehr.

Für den Leguan ist die Geschichte leider nicht gut ausgegangen. Eine Woche später ist er elendiglich krepirt. Paul sagt, Iguana hätte tagelang nicht gefressen und auch das Wasser nicht angerührt. Die Diagnose lautet also auf Selbstmord, was ich sehr viel beruhigender finde als Vergiftung durch Milbenspray. Möglich wäre es, weil es gegen Kaltblüter wirkt. Mein Ruf als Tierfreund wäre endgültig ruiniert, wenn ich zusätzlich zu fünf toten Prachtfinken nun auch noch dieses Tier auf dem Gewissen hätte.

Den Kadaver hat Paul auf meine Empfehlung im Garten unter den Rosensträuchern verbuddelt, weil der Boden dort locker und krümelig ist. Vorher durfte ich ihn mir noch einmal ansehen, Paul hatte ihn pietätlos in eine Zeitung gewickelt. WIEDER SCHIESSEREI MIT BAADER-BANDE – POLIZEIBEAMTER UND GRASHOF SCHWER VERLETZT. Da lag er, die grüne schuppige Haut trocken wie Pergament, die Augen geschlossen, die Gliedmaßen nach hinten gestreckt, als hätte er sich schlafen gelegt. Die lange Stachelreihe auf dem Rücken ließ ihn immer noch abwehrbereit erscheinen, dabei war er schon seit Stunden tot und steif.

Es dauerte aber keine Woche, bis Iguanas goldener Käfig wieder neue Mieter bekam. Jetzt sitzt da ein Pärchen afrikanische Goldbrüstchen drin, das sich ängstlich aneinanderschmiegt. Hübsche Kerlchen sind das, zierlich klein, die ganze Unterseite goldgelb, mit einem knallroten Schnabel und einem gleichfarbigen Augenstreif. Besser aufgehoben, nämlich unter Freunden, wären sie in meiner Voliere, wo sie sogar ein bisschen herumfliegen könnten, denn es ist eine ziemlich große Voliere. Aber anscheinend erträgt es Paul nicht, dass nur ich in meinem Zimmer Tiere halte. Wenn ich gewusst hätte, dass er so scharf darauf ist, wäre ich bereit gewesen, meine Vögel komplett an ihn abzugeben, im Tausch gegen ein paar Schallplatten, und mit Ausnahme von Pürrie natürlich.

Im Moment mache ich mir nichts aus Vögeln. Seit ich aus Berlin zurück bin, suche ich Stille und Einsamkeit. Ich höre Simon & Garfunkel und spiele die Lieder auf der Gitarre nach. Je sanfter der Song, umso besser. Eigentlich will ich gar nichts anderes mehr machen als zuhause hinter geschlossenen Vorhängen Musik hören und an Karin denken. Auf meinen Brief mit dem Geständnis, dass ich mich in sie verliebt habe, hat sie sehr nett geantwortet.

Lieber Jakob!

Heute habe ich Deinen Brief erhalten und fühle mich verpflichtet Dir sofort zu antworten. O je, Dich muss es ja ganzschön erwischt haben! –

(Ich habe Deinen Brief ziemlich oft gelesen!) Ich habe mich sehr über Deinen Brief gefreut, aber sind das nicht falsche Illusionen? Ich finde Dich auch ganz toll, aber die Umstände.....!

Überings bist Du mein Typ! (nur zu Deiner Information) Ich gehe nicht nur nach dem Aussehen und moderner Kleidung usw., sondern auch nach dem Charakter. Bei Dir wäre alles tadellos, aber was haben wir davon, wenn wir uns einmal im Jahr sehen? Ist das nicht ein bisschen wenig? Wenn die verfluchte Grenze nicht wäre, ständen die Dinge ganz anders!

Die Massen aus meiner Klasse dachten, ich hätte mich über Sonnabend-Sonntag verlobt! (Der Grund war der Ring von Dir) Toll was? Jetzt steht Dir aber auch ein Wunsch offen. Leider machst Du nie Gebrauch davon. An Deiner Stelle wäre ich nicht so schüchtern! Zum Friseur war ich bis jetzt noch nicht, denn ich hatte keine Zeit. Ein Glück, dass ich noch nicht hin war!! Ich habe es mir überlegt. Wenn Du lange Haare gut findest bleiben sie dran. (Ein miserables Zeichen der Liebe aber besser als gar nichts.)

Viele Grüße. Ich hoffe, dass Du auch zwischen den Zeilen lesen kannst!

Karin

Klar kann ich zwischen den Zeilen lesen. Sie empfindet genau wie ich, sie kann es nur nicht so klar ausdrücken, denn unsere Briefe werden überprüft und sie will nicht in Schwierigkeiten kommen, weil sie heimlich einen Jungen aus dem kapitalistischen Westen liebt. Wie hat sie in der Eisdiele gemeint? Das Verbotene sei für sie immer das schönste. Da ist was dran.

Ohne die verfluchte Grenze wäre natürlich alles ganz anders. Aber vielleicht gibt es auch trotz Grenze eine Lösung. Wenn wir zum Beispiel in Eberswalde heimlich kirchlich heiraten, darf sie vielleicht zu mir nach Westdeutschland ziehen. Mein Ring kommt ihr jedenfalls schon wie ein Verlobungsring vor. Und als Zeichen ihrer Liebe will sie sich die Haare wachsen lassen.

Ich soll aber nicht so schüchtern sein. Okay, wenn die Draufgängertour besser bei ihr zieht... Ich bin bereit, mich zu ändern. Schon allein, um ihrem Eindruck von meinem tadellosen Charakter gerecht zu werden. Meine Nervosität und Ungeschicklichkeit werde ich wahrscheinlich nicht von heute auf morgen ablegen können, und ein paar Geheimnisse behalte ich einstweilen lieber für mich. Aber ein paar schlechte Angewohnheiten will ich mir noch abgewöhnen, ihr zuliebe. Ich will nicht mehr auf Teufel komm raus fernsehen, auch wenn nur ein ödes Testprogramm läuft. Ich will nicht mehr heimlich Rabattmarkenhefte einlösen, um mir damit Kirmesbesuche zu finanzieren. Ich will auch nicht mehr die Freistunden in der Gaststätte am Hamtor verbringen, um am Flipper oder am Spielautomaten mein Taschengeld zu verprassen. Man kann nicht früh genug damit anfangen, sich auf ein Leben zu zweit vorzubereiten.

Gestern war Samstag und Disco im Gemeindehaus. Den Tag habe ich im Kalender mit einem passenden Symbol versehen, weil es der Tag meines ersten Zungenkusses war. Die andere Zunge war die von Steffi Groß. Sommersprossen sprenkeln ihre Stupsnase. Dazu Augen, grün wie Spinat, und orangefarbenes Haar. Auf der Herbstfreizeit in Winterscheid gehörte sie zu denen, die meinen Gitarrenkünsten lauschten, und im Sommer in Döbriach kam sie im Bikini in unser Zelt, quetschte sich neben mich auf meine knallrote Luftmatratze und schäkerte mit uns rum, obwohl ich meine Gitarre gar nicht dabei hatte. Im Sitzen warf ihr Bauch kleine Knitterfalten und man sah, wo am Körper sie noch Sommersprossen hat.

Auf keinen Fall kam sie wegen Peers Weltempfänger, und weil ich ihm das in schonungsloser Offenheit beibrachte, wollte Peer unbedingt, dass wir darum kämpfen, wer mit ihr gehen darf. Leichtsinzigerweise schlug er Minigolf vor, weil er das letzte Mal knapp gegen mich gewinnen konnte. Er ahnte nicht, dass ich da bloß einen schlechten Tag gehabt hatte. Diesmal aber ging es um die Wurst, nämlich um Steffi, und deshalb legte ich mich ordentlich ins Zeug. Als wir vor der letzten Bahn unsere Punkte zusammenzählten, lagen wir gleichauf. Nr. 18 war Gelegenheit für ein As, denn hier musste der Ball bloß einen steilen Berg rauf. Zu schwach darf man nicht schlagen, weil der Ball es sonst nicht bis nach oben ins Loch schafft und gemütlich zurückkullert. Zu stark darf man aber auch nicht schlagen, weil der Ball sonst oben auf dem Plateau eine Runde ums Loch dreht und postwendend zurückkommt. Voraussetzung ist, dass man die handbreite Rinne trifft. Peer war vor mir dran und schaffte es mit dem vierten Schlag: Neid – Leid – Leib – Weib. Schon dachte Peer, er hätte gewonnen. Aber ich brauchte nur drei: Dieb – Sieb – Sieg. Trotzdem bot ich ihm großmütig an, zu seinen Gunsten auf Steffi zu verzichten, was der Feigling aber ablehnte, angeblich, weil es gegen den Sportsgeist verstoßen würde.

Die Initiative gestern ging auch nicht von mir aus. Steffi war es, die mich bei „Nights in White Satin“ zum Tanz aufforderte. Lichtblitze durchzuckten den Raum, in dem sonst der Konfirmationsunterricht und die Gemeindeversammlungen stattfinden. Weil es ein langsames Lied war, legte ich die eine Hand an ihre Hüfte und die andere an ihren Rücken, wobei ich versuchte, nicht den Verschluss ihres Büstenhalters zu berühren, den ich unter ihrer Bluse fühlen konnte. Sie legte beide Arme um meine Schultern und drückte mich an sich, sodass ich ihren Busen spüren konnte, der an meiner Brust leicht hin und her wogte. Ein blumiger Duft stieg aus der Region unter ihren Armen auf. Dann nahmen ihre Schenkel mein Bein in die Zange. Bestimmt konnte sie die Beule in meiner Hose spüren. Dem Gefühl nach mindestens 17 Zentimeter, die sich zu entfalten drohten. Von anderen Paaren eingekeilt, bewegten wir uns in winzigen Schritten im Gleichklang der Musik. Gern hätte ich die Augen geschlossen und den Moment genossen, aber das ging nicht, weil die Leute um uns herum nicht stillstanden wie Kühe auf der Weide, sondern im selben sanften Rhythmus wie wir durch den Ozean aus Menschenleibern pflügten. Bei „Cause I love you“ presste Steffi plötzlich ihr Gesicht auf meins, steckte die Zunge zwischen meine Lippen und kurvte damit in meinem Mund herum, in dem sich daraufhin der Geschmack ihres Kaugummis breit machte. Im ersten Moment fühlte sich ihre

Zunge an wie eine Nacktschnecke, die sich in Todesangst hin und windet, aber dann tat ich es ihr einfach nach. Wir standen still und knutschten so lange rum, bis der Song zu Ende war, wodurch es die andern mitbekamen, von denen einige meinten, dazu unbedingt Uiii und Oooh grölen zu müssen. Dass Joe als nächstes „Je t’aime“ auflegte, war natürlich alles andere als Zufall, und wenn ich meinen Ständer nicht durch die Hosentasche unauffällig in Richtung Bauchnabel gezerrt hätte, wäre es mit dem Tanzen ganz aus gewesen.

Und seitdem gehen wir miteinander, obwohl ich ja schon in Karin verliebt bin. Oder war. Der große Unterschied ist, dass die eine bei Berlin wohnt, Fahrzeit acht Stunden, die andere in Büttgen, Fahrzeit vierzig Minuten. Karin als Freundin zu haben, ist sowieso ziemlich unrealistisch. Wer weiß, ob ich bei ihr jemals so weit komme wie bei Steffi. Steffi darf ich anfassen, Steffi darf ich küssen, und inzwischen macht es mir auch nichts mehr aus, den Verschluss von ihrem BH zu berühren, wenn ich sie umarme, denn das passiert ständig, weil wir ständig miteinander rumknutschen. Als wir zusammen in „Love Story“ waren, haben wir auf unserem Logenplatz vor lauter Knutschen von der Handlung praktisch nichts mitgekriegt. Bloß dass die Frau am Ende an Krebs stirbt, war nicht zu überhören.

Noch habe ich Steffi nicht erzählt, dass ich eine Brieffreundin in der DDR habe, die ich Ostern vielleicht besuchen werde. Und Karin werde ich auch nicht schreiben, dass ich zurzeit mit Steffi gehe, weil sie sonst vielleicht ihre Einladung wieder zurücknimmt und bei Roy Black Trost sucht.

Beklagen soll sie sich jedenfalls nicht über mich, und deshalb bekommt sie zu Weihnachten genau die Nylon-Windjacke, die sie sich wünscht, Größe 38, hellblau oder beige. Bei ihnen gibt es nämlich gerade keine, stand in ihrem Brief, außer in Kindergrößen, und dass die Blousons für Herren viel zu teuer sind.

Steffi hat mich eingeladen, sie heute Nachmittag zu besuchen, weil ihre Mutter dann ausnahmsweise mal außer Haus ist. Sie wohnt wie wir in einem neugebauten Mehrfamilienhaus, aber ihres hat einen Aufzug.

Schon an der Wohnungstür knutschen wir herum. Weil sie gerade erst fünfzehn geworden ist, hat sie Rauchverbot, und weil ihre Mutter nicht mitkriegen soll, dass sie Besuch gehabt hat, hängt sie meinen Parka, der nach Zigarettenrauch riecht, auf den Balkon. Dann führt sie mich in ihr Zimmer, das so winzig ist, dass man die Tür nicht ganz aufmachen kann. Dafür passen die Möbel alle zusammen. Die Wände sind blau gestrichen, und statt vielen Postern wie bei mir hängt eine große gerahmte Fotografie an der Wand, drei Mädchen in schleierartigen Gewändern am Strand, und bei einer kann man den nackten Po sehen.

Wir setzen uns auf die Bettcouch und unterhalten uns über dies und das, aber dann ist ihr plötzlich zu warm und sie fragt, ob ich ihr helfen kann, den Pullover auszuziehen. Klar, sage ich. Sie hebt die Arme, und ich ziehe ihr vorsichtig den Pullover über den Kopf. Mit angehaltenem Atem sehe ich zu, wie ein schwarzer Büstenhalter auf nackter Haut zum Vorschein kommt.

Ist dir nicht auch warm?

Nö.

Na gut. Wenn du willst, kannst Du mir jetzt den BH aufmachen.

Klar will ich. Hoffentlich stelle ich mich nicht zu dusslig an. Wenn ich gewusst hätte, was heute auf mich zukommt, hätte ich das zuhause geprobt.

Steffi dreht mir den Rücken zu, und ich fummle am Verschluss herum. Weiß der Teufel, wie sowas funktioniert. Schon wird mir ungemütlich heiß, aber ich schaffe es einfach nicht.

Zusammenschieben und aushaken!

Zusammenschieben?

Ach, ich mach das schon.

Mit heißem Kopf sehe ich zu, wie sie mit beiden Händen nach dem Bändchen am Rücken greift, es nach unten zieht und beide Enden zusammenschiebt. Sofort sind sie getrennt und baumeln lose an der Seite herunter. Okay. Aber wie weiter? Über den Kopf? Zum Glück erspart sie mir weiteres Rätselraten, indem sie sich leicht nach vorn beugt, so dass ich ihr den BH nur über die Arme zu streifen brauche. So bleibt sie sitzen, den geheimnisvollen Busen von mir abgewendet. Ich rücke ganz nahe an sie heran, presse mein Gesicht an ihren Rücken und lasse meine Finger langsam herumwandern.

Gefällt dir mein Busen? fragt Steffi nach einer Weile.

Mmmh, antworte ich und spiele mit der kleinen Murmel an der Spitze. In meiner Hose herrscht mittlerweile drangvolle Enge und etwas zerrt mit Macht an meiner Vorhaut, sodass es wehtut. Gerne würde ich mir unauffällig in die Hose greifen, um wieder alles in Ordnung zu bringen. Noch ein Handikap. Lieber Gott, wie viele körperliche Leiden willst du mir noch auferlegen?

In „Lieber John“ hat John so lange an Anitas Brustwarzen herumgefummelt, bis sie hart geworden sind, und Anita hat dazu gestöhnt. Steffi lässt meine Streichelei stumm mit sich geschehen, und ihre Brustwarzen sind längst wieder weich. Ich schiebe meinen Kopf an ihr vorbei und versuche mit der Zunge ihren Bauchnabel zu erreichen, um mich von dort höher zu arbeiten.

Warte!

Sie rückt ein bisschen Richtung Bettmitte und legt sich auf den Rücken, die Hände flach auf den Oberschenkeln, die Augen geschlossen. Ein Anblick, der meinen Mund trocken werden lässt. Obwohl sich dieser Körper von meinem gerade nicht sonderlich unterscheidet, denn es sieht so aus, als wäre alle Flüssigkeit aus ihrem Busen in ihren Körper zurückgesickert.

Dein Busen ist weg, sage ich.

Wie weg?

Er ist ganz flach, wie zwei kleine Teller.

Ruckartig richtet sie sich auf, sodass unsere Köpfe dicht beieinander sind.

Was?

Wenn du liegst, dann sieht es aus, als ob –

Sie schüttelt ein paar Mal ihren Oberkörper, und ihr Busen, zwei halbleere Beutel, wackelt hin und her.

Findest du, er ist zu klein?
Nein, überhaupt nicht. Es ist nur –
Was? Hastig schiebt sie eine Haarsträhne beiseite, die ihr ins Gesicht gerutscht ist.

Im Liegen steht er gar nicht mehr vor, sondern –
Aber nur im Liegen, sagt sie kühl. Das ist normal, oder? Das verteilt sich eben.
Sie nimmt meine Hände und wölbt sie unter ihren mandarinenförmigen Ausbuchtungen. Erstarrtes Wachs, das mit einer verschrumpelten Rosine gekrönt ist.

Halt sie mal. Merkst du, wie schwer sie sind?
Ich wiege ihren Busen in meinen Händen und drücke meine Anerkennung ihrer Herrlichkeiten mit Nicken und einem heiseren Ja aus.

Steffi schlingt ihre Arme um mich. Dein Pullover kratzt, flüstert sie neben meinem Ohr, aber bevor ich etwas zu meiner Rechtfertigung antworten kann, wirft sie sich wieder auf den Rücken, zieht mich mit sich und verschließt meinen Mund mit ihren Lippen. Und noch während unsere Zungen aneinander reiben, wälzt sie uns beide mit einem kräftigen Ruck herum, so dass sie auf mir zu liegen kommt.

Verlegen schließe ich die Augen, und als ich sie wieder öffne, thront sie, auf ihre Fäuste gestützt, herausfordernd über mir, und ihr Busen mit den rosig gerunzelten Spitzen pendelt über meinem Gesicht.

Papa ist jetzt auch Beamter, genau wie Mama. Aber am Schalter sitzen will er doch nicht. Er hat die Ausbildung zwar angefangen, aber als er probeweise ein paar Stunden Schalterdienst absolvieren musste, hat er einen Rückzieher gemacht. Es liegt mir eben nicht, sagt er, man trägt zu viel Verantwortung, man darf sich keinen Fehler erlauben. Vielleicht hat er auch Schiss, dass die Post mal überfallen wird, denn in seiner Filiale hängt jetzt ein Fahndungsplakat der Baader-Meinhof-Bande. Gesucht werden elf Männer und acht Frauen. Nr. 1 ist Ulrike Meinhof, sie ist auch die älteste. Ilse Stachowiak ist nur ein Jahr älter als ich. Über Ralf Reinders hätten sie auch schreiben können: WANTED!, denn er sieht aus wie der texanische Revolvermann John Wesley Hardin.

Mama hätte sich zwar gefreut, wenn Papa an den Schalter wechselt, weil sich die Leute dann nicht mehr zu wundern brauchen, dass der Mann der Lehrerin Briefträger ist. Ich hätte mich auch gefreut, weil am Schalter zu sitzen vornehmer ist als Briefe auszutragen. Andere Väter arbeiten ja auch nicht auf offener Straße, wo sie jeder sieht. Sie schreiben allerdings auch keine Wildwestromane. Als ich das Thomas erzählt habe, wollte er es erst nicht glauben, bis ich ihm die vier Romane gezeigt habe. Am meisten hat er sich über Papas Pseudonyme beömmelt, und seitdem heißt er bei ihm nur noch Adam Cooper alias Yellow Flash.

Wir treffen uns jetzt oft bei ihm im Fetenkeller. Möbel sind außer einem alten Kleiderschrank und einem ausrangierten Couchtisch keine drin. Die Wände sind mit Postern tapeziert, hinter dem Kleiderschrank klebt noch der Rest des linken Mokassins vom Pierre-Brice-Starschnitt und neben dem Fenster an der Stirnwand

hängt eine uralte „Bravo“-Musicbox mit den seinerzeit aktuellen Spitzenreitern. Wir hocken auf Matratzen, die auf dem nackten Fußboden liegen, vom Tonband erklingt Leonhard Cohen, zwischen unseren Fingern glühen die Selbstgedrehten im Dunkeln. Jedes Mal, wenn einer von uns einen Zug nimmt, taucht sein Gesicht für einen kurzen Moment aus der Dunkelheit auf. Auf dem Tisch stehen zwei Chiantiflaschen, dick mit Wachsfäden in verschiedenen Farben überzogen, und ein Blumentopfuntersetzer, voll mit unseren Kippen. Stünde nicht das Fenster vom Lichtschacht dauerhaft offen, wären wir längst in unserem Zigarettenqualm erstickt. Wenn wir Hunger haben, holen wir uns was aus der Frittenbude von Nikolaos auf der Friedensstraße, da, wo früher das kleine Lutter-Lebensmittelgeschäft gewesen ist. Unterwegs überlegen wir, ob wir lieber eine Currywurst mit Fritten nehmen oder ein halbes Hähnchen. So was gibt's zuhause nicht, und außerdem haben wir zurzeit keine Lust, mit unseren Eltern am Abendbrottisch zu sitzen.

Zusammen mit Manni und Rainer hat Thomas eine Band gegründet, Phatamana. Zu dritt! Jeder weiß, dass alle guten Bands aus mindestens vier Musikern bestehen: The Beatles, The Kinks, The Who. Andere leisten sich sogar einen Extrasänger: The Rolling Stones, The Animals. Trotzdem hat er mich nicht eingeladen, vermutlich wegen meiner mangelnden Ausstattung. Weil Manni tapfer den Schlagzeug-Unterricht auf der Snare Drum durchgehalten hat, haben ihm seine Eltern zur Konfirmation ein komplettes Drum Set geschenkt, und Rainer hat von seinem Opa das Geld für einen Höfner-Bass samt Verstärker bekommen. Mit sowas kann ich nicht aufwarten.

Ich könnte ja trotzdem mitmachen, als Sänger und Liedertexter, wie Mick Jagger oder Eric Burdon. Aber aus irgendeinem Grund wollen sie mich nicht dabeihaben, und ich muss wie Paul McCartney meine eigenen musikalischen Wege gehen. Stattdessen haben sie Harry eingespannt, obwohl er nicht einmal ein Instrument spielt. Harry ist für die Werbung zuständig. Noch ist kein Auftritt in Sicht, da hat er schon Plakate für die Band entworfen und Phatamana-Aufkleber gebastelt, von denen er immer welche dabei hat, um sie heimlich auf Zigarettenautomaten oder Fahrradständer zu pappen, damit der Name sich einprägt. Bei mir muss er sich nicht mehr einprägen, und trotzdem hat mir Harry einen fetten Doppelstempel Phatamana Phatamana ins Adressbuch reingehauen, mitten auf die Seite mit den Buchstaben P und Q.

Silvester werden wir diesmal zusammen feiern, und zwar bei Harry, wo um Mitternacht wenigstens geballert wird. Sehr gerne würden wir noch ein paar Mädchen dazu einladen, aber außer Steffi ist keine interessiert. Noch hat sie von ihren Eltern allerdings keine Erlaubnis, und damit sie die bekommt, muss ich am Sonntagabend vor der Tagesschau ihren Vater anrufen.

Herr Groß siezt mich, was er vielleicht nicht tun würde, wenn er wüsste, dass ich ein schwächtiges Kerlchen bin, und kommt gleich zur Sache.

Erstmal: Wo findet diese Silvesterfeier statt. Ich will Name und Adresse.

Ich sage es ihm, samt Postleitzahl, obwohl er wohl kaum in Verlegenheit kommen wird, Harrys Eltern einen Brief zu schreiben, nicht mal einen Dankesbrief, aber er nimmt es hin, genau wie die Telefonnummer.

Als nächstes will er wissen, wer alles zu der Party kommt und wie alt wir sind, und wieder gebe ich eine wahrheitsgemäße Auskunft.

Also ist Stephanie das einzige Mädchen?

Nein, weil...

Weil?

Harry hat eine große Schwester.

Aha. Und die Eltern?

Die sind auch da.

Das ist schon mal eine Beruhigung. Und wie lang soll die Feier gehen? Doch nicht bis in die Puppen?

Statt meine Antwort abzuwarten, stellt er unmissverständlich klar, dass Steffi das Neue Jahr nicht zusammen mit uns begrüßen wird.

Bis Mitternacht erlaube ich auf keinen Fall. Ich will, dass Stephanie noch vor der Knallerei zuhause ist. Das bedeutet, spätestens um elf steigt sie in den Bus nach Kaarst. Allerspätestens.

Das ist aber schade, schließlich –

Und Sie, junger Mann, bringen Stephanie zur Haltestelle und sorgen dafür, dass sie in den richtigen Bus steigt. Können Sie mir das garantieren?

Ja, das kann ich.

Gut. Ich verlass mich drauf.

Äh – sofern es nicht irgendeine Katastrophe gibt.

Wie? Was für eine Katastrophe?

Ich meine... irgendwelche unvorhergesehenen außergewöhnlichen Umstände...

Was?

Erdbeben oder so... Und dass dann kein Bus fährt.

Hören Sie, wollen Sie mich auf den Arm nehmen? Es gibt an Silvester in Norf kein Erdbeben, oder?

Nein, höchstwahrscheinlich nicht. Ich meinte ja auch nur, für den Fall –

Für den Fall? Welchen Fall? Wissen Sie was, junger Mann? Stephanie wird auf gar keinen Fall in Norf Silvester feiern! Das kann ich Ihnen jetzt schon versprechen, Sie Erdbebenexperte!

Über mein Zwischenzeugnis hat Papa sich unheimlich aufgeregt. Leider nicht wegen der Sauklaue von Ressel, der zurzeit unser Klassenlehrer ist und das Zeugnis anscheinend in aller Eile lustlos hingeschmiert hat. Was kann ich dafür, dass alle Fächer, in denen ich bestimmt das eine oder andere Befriedigend abbekommen hätte, Einführungskurse sind, die erst auf dem Abschlusszeugnis benotet werden? Dadurch ist der Gesamteindruck natürlich verfälscht. Die Sechs in Sport, weil ich dreimal blau gemacht habe, zählt sowieso nicht.

Gesagt hat Papa nichts, weil er sich nicht traut (Volksschüler). Aber unten auf dem Blatt, dort, wo die Unterschrift des Erziehungsberechtigten hin muss, sind Reste von Bleistiftschrift zu erkennen. Etwas war dort aufgeschrieben und wieder ausradiert worden. Nicht von Remmen, das wäre mir früher aufgefallen. Nein, das

war erst zuhause passiert. Und es war Papas Schrift. Eine Sau, die so schlecht ist!, hatte da gestanden und war wieder ausradiert worden.

Die Sau habe ich mir wahrscheinlich eingehandelt, weil zum wiederholten Mal verklebte Taschentücher unter meinem Bett entdeckt wurden. Meine Erklärung, ich hätte Schnupfen, konnte zwar nicht widerlegt werden, aber trotzdem achte ich jetzt immer darauf, die vollgewichsten Tempos am nächsten Morgen ins Klo zu schmeißen. Die eigentliche Sauerei ist doch, dass man seine Nase in meine Angelegenheiten steckt. Jeder Arzt würde mich dafür loben, dass ich dabei bin, mich auf diese Weise von meiner Vorhautverengung zu befreien, von der ich vorher gar nichts ahnte.

Aus panischer Angst, dass ich mit den beiden Fünfen in Physik und Chemie sitzen bleibe, will mir Mama sogar das Taschengeld streichen. Selbst schuld, wenn ich mich dann wieder an den Rabattmarken vergreife. Um Mama zu beruhigen, verspreche ich ihr, montags nachmittags zu Oberg in die Physik-AG zu gehen. Wer in der AG ist, kriegt mindestens Ausreichend. Sonst würde auch keiner hingehen.

Und was ist mit Chemie? Da schreibt ihr doch sicher auch mal einen Test.

Die Tests sind danebengegangen, sage ich und halte den großen Teller, den ich gerade trockengewischt habe, wie einen Schild vor meine Brust.

Weil du nicht lernst, Kind! Du denkst, du kannst das so einfach aus dem Ärmel schütteln. Aber die Zeiten sind lange vorbei.

Die ewige Lehrerin. Ständig muss sie Unterricht erteilen. Kann sie nicht wenigstens zuhause damit aufhören?

Außerdem, rechtfertige ich mich, hat Leupold mich auf dem Kieker, weil ich mich für Arthur eingesetzt habe. Er wollte ihn vor die Tür setzen, dabei hatte er gar nichts gemacht.

Manchmal muss man sich eben fügen.

Wenn man unschuldig ist? Das soll man ertragen?

Du bist gerne so'n kleiner Aufrührer, wie?

Und was ist mit Jesus?

Was hat das denn mit der Bibel zu tun?

Ich rede nicht von der Bibel, sondern von Jesus. Jesus ist eine historische Persönlichkeit.

Jesus ist dein Vorbild? Das ist ja ganz was Neues, meint Mama schnippisch.

Für einen kurzen Moment komme ich mir wie Jesus selbst vor, als ihn seine Mutter zur Rede stellt, weil er mit den Lehrern im Tempel gestritten hat. Auch er muss sich rechtfertigen für etwas, was gar keiner Rechtfertigung bedarf. Ein andermal, als seine Mutter ihn wieder wegen irgendetwas anmacht, platzt ihm schließlich der Kragen und er sagt knallhart zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?

Er hat sich jedenfalls für Arme, Schwache und Kranke eingesetzt, sage ich, mittlerweile einigermaßen wütend. Das findest du doch auch gut, oder? Jedenfalls hast du uns das früher im Religionsunterricht erzählt.

Ach Kind, das kannst du doch nicht vergleichen. Dein Freund kann sich doch selber helfen.

Aber ich kann Ungerechtigkeit nicht leiden. Und außerdem war ich nicht allein. Wir haben uns mit mehreren für Arthur eingesetzt. Und Leupold hat klein beigeben müssen.

Da habt ihr aber triumphiert, was? Das kann ich mir vorstellen. Kein Wunder, dass dein Lehrer dir das nicht verziehen hat.

Findest du das etwa in Ordnung? Bloß weil man mal seine Meinung sagt?

Deswegen muss man nicht immer gleich aufsässig werden. Diplomatisch sein. Es heißt nicht umsonst, der Ton macht die Musik. Manchmal ist Reden Silber – und Schweigen Gold.

Blablabla.

An der Stelle mischt sich Papa ein. Jetzt woll'n wir mal nicht frech werden, sagt er. Du redest mit deiner Mutter.

Ja, aber immer diese dämlichen Redensarten.

Bürschlein, sagt Mama und erhebt ihre Hand. Musst du immer das letzte Wort haben?

Als wenn sie mir damit Angst machen könnte. Jetzt bin ich erst recht sauer. Ihr wollt bloß immer Recht haben! Immer! schreie ich und pfeffere das Abtrockentuch auf die Spüle.

Mit Beginn des zweiten Halbjahrs ist die Probephase für das neue Kurssystem beendet und wir bekommen einen neuen Stundenplan. Zu meinem Entsetzen hat sich eine der beiden Chemiestunden bei Leupold auf die nullte Stunde am Mittwoch verschoben, was Unterrichtsbeginn um halb acht bedeutet, und dafür muss ich spätestens um Viertel nach sechs aufstehen. Für Leupold selbst kann das auch kein Spaß sein, denn er kommt mit dem Zug aus Köln. Wir nennen ihn Che, weil er ständig einen Diaprojektor durch die Gegend schleppt, auf dem groß mit weißer Lackfarbe die Buchstaben CHE stehen. Mit unserem toten Idol hat er jedoch nichts am Hut; nicht mal im Traum würde er daran denken, Widerstand gegen den von Dr. Brych und Dr. Kleine-Natrop ausgetüftelten Stundenplan zu organisieren. Arthur, Keeseberg, Künzel, Martina und mir stinkt es dagegen gewaltig, dass wir im Morgengrauen zum Unterricht antanzen müssen. Daher beschließen wir, unser Frühstück in die nullte Stunde zu verlegen – und zwar mit allem Drum und Dran, Geschirr, Besteck und Servietten, wie es sich gehört.

Weil wir uns im Chemiehörsaal zusammen nach hinten gesetzt haben, kriegen die andern einschließlich Leupold zunächst nichts mit. Erst als ich links und rechts neben mir aus der Thermoskanne geräuschvoll Kaffee in die Tassen verteile, entwickelt sich in der Reihe vor uns Unruhe und leises Lachen, wodurch auch Leupold auf uns aufmerksam wird.

Was gibt das denn? ruft er uns zu, die Fäuste in die Hüften gestemmt.

Wir frühstücken, rufen wir aus vollem Mund.

Ich glaub', es hackt! Das könnt ihr gleich in der Pause machen!

Wir haben aber jetzt Hunger.

Ja, mir wird schon schwarz vor Augen. Wegen der Unterzuckerung. Kann ich mal bitte die Milch haben, Martina?

Dann hättet ihr eben zuhause frühstücken sollen!

So früh krieg ich aber noch nichts runter, Herr Leupold.

Ich auch nicht! Vor sechs nimmt mein Magen nichts auf. Noch jemand eine Scheibe von der leckeren Wurst?

Ihr hört jetzt sofort auf zu essen! Weg damit! Das ist doch alles fett und fett... Ganz abgesehen von dem unästhetischen Dings!

Aber wenigstens Kaffee trinken dürfen wir, oder? Für die Konzentration. Ich penn sonst ein!

Ich auch! Jemand Johannisbeermarmelade, selbstgemacht?

Als ich die Brötchenkrümel auf meinem Platz zu einem Häufchen zusammenschiebe, lese ich, was ein früherer Leidensgefährte mit ungelassenen Buchstaben ins Pult geschnitzt hat: Hier verkam mein Genie.

13 Bazillen

Endlich Osterferien. Ich habe die Vorhänge aufgezogen und die Vögel gefüttert, dann die LP mit Griegs „Peer-Gynt“-Suite aufgelegt und mich in den Armsessel aus Freudenstadt gehauen und die Füße auf den dreieckigen Couchtisch gelegt, dessen Glasplatte den letzten Umzug nicht überstanden hat. Die Vormittagssonne scheint in mein Zimmer, und dazu erklingt passend „Morgenstimmung“, schön laut, denn Papa ist zum Dienst und Paul zur Ausbildung.

Übermorgen fahre ich nach Eberswalde. Richtige Osterferien, die ihren Namen verdienen, kennen die drüben natürlich nicht. Bloß an den Feiertagen ist schulfrei, einschließlich Gründonnerstag. Ich fahre aber trotzdem für zwei Wochen. Dann gehe ich eben vormittags mit Karin in die Schule, sie muss es bloß noch mit ihrem Dixer klären. Hinterher kann ich dann in Geschichte ein Referat über das Bildungssystem in der DDR am Beispiel der Polytechnischen Oberschule Johann Wolfgang Goethe in Eberswalde halten. Und weil die DDR nur Besuche von Verwandten erlaubt, bin ich ab sofort ein Neffe der Brückners und fahre zu Onkel Erwin und Tante Waltraud, von denen ich vorläufig nur weiß, dass sie beide im VEB Kranbau Eberswalde arbeiten. Und dass der größte Gefallen, den ich Onkel Erwin erweisen kann, ist, wenn ich ihm ein Bierglas von der Olympiade in München mitbringe. Dafür will sich Karin dann bei mir revanchieren, mir alles zeigen. Klingt verlockend.

Mit Steffi ist schon wieder Schluss. Ich habe ihr einen gepfefferten Brief geschrieben, nachdem sie auf der letzten Disco mit Rainer Kurth rumgemacht hat. Davor hatte sie versucht, mit Thomas anzubändeln. Von mir wollte sie wissen, ob seine Locken Natur seien oder künstlich erzeugt. Klar, meinte er sarkastisch, als ich ihm ihren Verdacht mitteilte, ich steh' jeden Morgen mit der Brennschere vorm Spiegel! Das seidene Halstuch, das sie unbedingt als Freundschaftszeichen von mir haben wollte, hat sie mir aber nicht zurückgegeben. Egal, es gehörte sowieso Paul.

Im Grunde kam die Trennung gerade rechtzeitig vor meiner Reise. Es ist nicht angenehm, zwischen zwei Frauen zu stehen.

Inzwischen läuft „Hochzeitstag auf Troidhaugen“, da klopft es plötzlich und Mama kommt herein. Sie ist noch im Bademantel, was selten vorkommt, und wirkt ein bisschen durcheinander.

Mach das mal bitte aus, sagt sie und zeigt auf den Plattenspieler. Gehorsam schalte ich auf Stopp.

Sie setzt sich mir gegenüber auf mein ungemachtes Bett, ihre Hände fahren ein paar Mal über ihren Schoß, schöne gepflegte Hände, die Fingernägel mit großen Halbmonden, und dann fragt sie, ob wir uns mal ein bisschen unterhalten können.

Was ist bloß mit Mama los? Ist was passiert? Aber nichts ist passiert, außer dass sie bei der Musik an früher denken muss.

Das Stück hat Onkel Hans auch gespielt, sagt sie. Er hat Grieg sehr gemocht. Er war ja lange in Norwegen gewesen, bis er dann auf einmal –

Ich weiß. Dann kam er nach Warschau, und da –

Ja. Das war ganz überflüssig, ein halbes Jahr vor Kriegsende. Zuletzt habe ich das Stück auf seiner Verlobungsfeier gehört.

Ich kenne die Geschichte in groben Zügen. Die Feier fand bei der Familie von Hans' Verlobter in Pommern statt. Alles war vorbereitet, der Tisch für das Mittagessen gedeckt, aber sie konnten nicht anfangen, weil der Bräutigam und seine Schwester fehlten. Hans und Mama waren noch kurz in Spiegelhagen gewesen zum Geburtstag ihrer Oma und hatten in Ludwigslust den Anschlusszug verpasst. Und als sie endlich in Neubukow ankamen, war es schon stockdunkel. Mächtig geschneit hatte es außerdem, und dann mussten sie sich bei dem vielen Schnee und der Kälte verflixte sieben Kilometer auf Fahrrädern nach Kamin quälen. Ich sehe sie genau vor mir, zwei verummte Gestalten im Mondlicht, ihr weißer Atem vor dem dunklen Himmel, das knirschende Geräusch der Fahrradreifen in den gefrorenen Spuren auf der Chaussee.

Und hinterher hat Hans Klavier gespielt, „Hochzeit auf Troidhaugen“. Ach, war das wunderbar. Sie wischt sich über das Gesicht. Stundenlang hätten wir ihm zuhören können, so schön war das.

Ja, Mama.

Ich stehe auf und setze mich neben sie, um sie zu trösten, aber sie hat sich schon wieder gefangen.

Übermorgen fährst du in die Ostzone, ganz allein... Und ich würde dich so gerne begleiten, aber ich kann nicht.

Doch, du könntest schon. Weil alle, die vor dem Mauerbau geflüchtet sind, von der DDR-Regierung amnestiert worden sind. Das hat Herr Ruelen gesagt. Der ist selbst geflüchtet, und inzwischen fährt er längst wieder hin. Du bräuchtest dir keine Sorgen machen.

Aber der hat bestimmt nicht wie wir in der Sperrzone gewohnt. Da sind sie besonders böse, dass wir das gewagt haben.

Aber du hast doch gar nichts getan, außer zu flüchten.

Gar nichts getan? Ich habe meine Schule im Stich gelassen. Bin einfach abgehauen. Als die Kinder nach den Ferien wieder zur Schule gehen wollten, war niemand da. Das kann man doch eigentlich nicht machen. Aber dein Vater, der... Wir sollten wegkommen. Und da blieb uns wohl nichts anderes übrig.

Herr Ruelen meint, das schlimmste, was dir passieren kann, ist, dass sie dir das Visum verweigern. Also dich nicht reinlassen.

Und wenn sie so tun, als ob? Und kaum bin ich drin, schnapp, ist die Falle zu. Du kennst die hohen Herren drüben nicht. Da sind jede Menge falsche Hunde dabei. Die lächeln dich an und in Wirklichkeit wollen sie dich bloß reinlegen. Nein, das darf ich meiner Familie nicht antun. Nicht, so lange ich Verantwortung für euch trage. Was sollt ihr denn anfangen ohne mich?

Es ist nicht das erste Mal, dass ich Mama davon zu überzeugen versuche, dass sie unbesorgt in die DDR reisen kann. Und immer sagt sie, wegen uns kann sie es nicht riskieren. Ich glaube, sie will es gar nicht wirklich.

Passt du denn auch auf dich auf? Ich mache mir solche Sorgen. Wenn ich mir vorstelle, wie du da auf dem Bahnsteig stehst, ganz allein... Da gibt's Männer, Männer in Ledermänteln, die die Leute rausfischen... Gell, du passt auf dich auf?

Eberswalde-Finow. Kreisstadt am Finow-Kanal, Bezirk Frankfurt. 45.000 Einwohner. Kran-, Apparate-, Schiffsarmaturenbau, Papierindustrie, Schweinezucht- und Mastkombinat, wissenschaftliche Institute, fortwirtschaftlicher Garten. So steht's im Lexikon. Was zu sehen ist: Schmutziggraue Häuserfassaden, abblättrender Putz, jede Menge Kopfsteinpflaster, kaum Autos auf den Straßen, dafür spielende Kinder, Pferdefuhrwerke, Armeefahrzeuge, Motorräder mit Beiwagen. Mitten auf dem Marktplatz ein Springbrunnen ohne Fontäne, Menschen in bunten Kunststoffjacken, die Schaufenster der wenigen Geschäfte kaum mit Ware bestückt, und über allem der Geruch von Kohlefeuer und Putzmittel. Zum Glück scheint die Sonne, sonst wäre es vollkommen trostlos.

Gegen Eberswalde ist Neuß eine Weltstadt. Obwohl Neuß keine Kanalbrücke über den Eisenbahngleisen hat, kein Schiffshebewerk und keinen Tierpark mit Leoparden und Löwen. Rehe und Hirsche haben sie ebenfalls. Wahrscheinlich gibt es deshalb in der Tierpark-Gaststätte Hirschbraten.

Die Gaststätte ist ziemlich neu. Karin sagt, sie hat mit dran gebaut, für 1,50 Mark die Stunde, denn es gab keine Arbeiter, aber weil sie unbedingt zum 20. Jahrestag der Staatsgründung fertig werden musste, wurden Schülerinnen und Schüler als Hilfsarbeiter angeheuert.

Ab der siebten Klasse müssen sowieso alle zweimal im Monat Produktionsarbeit ableisten. Ihre Schule hat den VEB Kranbau als Partnerbetrieb. Angeblich erfolgt die Verteilung innerhalb des Betriebs mit Rücksicht auf den späteren Berufswunsch. In Karins Fall hat es schon mal nicht gestimmt, denn sie wurde als Bibliothekshilfe eingesetzt, obwohl sie sich zur Maschinenbauzeichnerin ausbilden lassen will. Nach einem halben Jahr kam sie in die Dreherei, wo sie einen Drehmeißel nach dem anderen ruinierte und seitdem mit einem Lehrling zusammenarbeiten musste, der immer froh war, wenn sie Feierabend hatte, weil sie sich angeblich von allen am dümmsten anstellte.

Eine Eisdiele gibt es auch. Aber da ist es im Bahnhofswartesaal gemütlicher. Was sie dort Cola nennen, kostet genau einundfünfzig Pfennige. Einundfünfzig! Auf- oder abrunden ist anscheinend mit dem Sozialismus unvereinbar.

Die Brückners wohnen in ihrem eigenen Haus, aber zusammen mit zwei anderen Familien. Warum sie sich mit dieser kleinen Wohnung begnügen, ist mir schleierhaft. Karin teilt sich ihr Zimmer mit ihrer Schwester Birgit, über deren Bett ein gruseliges Heintje-Poster hängt. Ihre Seite ist mit einem Bild von Roy Black geschmückt. An dem Bastteppich darunter hat ihr Vater ein selbstgemaltes Schild mit der Aufschrift Schmalzheini befestigt, was sie aber anscheinend nicht stört. Ihr Vater kann die Langhaarigen nämlich nicht ausstehen, nicht einmal einen zurechtgemachten Schnulzensänger wie Roy Black. Gut, dass die Mädchen nicht zu meinen Gunsten ins Zimmer der Oma ausgewichen sind und die Oma ins

Wohnzimmer. Roy Black und Heintje hätten mir bestimmt Alpträume verursacht. Bloß dass meine Schlafstätte jeden Morgen abgezogen und in eine Couch zurückverwandelt wird, passt mir gar nicht, denn eines meiner gut gehüteten Geheimnisse besteht darin, dass ich nachts mein Kopfkissen vollsabber. Solche Feuchtigkeitsflecken in der Bettwäsche können schnell falsch interpretiert werden, und das wäre mir sehr unangenehm. Deshalb gehe ich dazu über, sofort nach dem Aufstehen meine Bettwäsche selber abzuziehen und sorgfältig zusammenzulegen, damit die Brückners nicht, und sei es bloß durch Zufall, einen prüfenden Blick darauf werfen können.

Eine andere Sorge, wie ich nämlich ungesehen zur Toilette käme, sollte ich mal wieder mit einer Morgenlatte aufwachen, erweist sich zum Glück als grundlos; das Problem stellt sich erst gar nicht.

Geheizt wird mit zwei großen Kachelöfen, die mit Koks gefüttert werden. Immerhin haben die Brückners ein Spülklosett und kein Plumpsklo, wie Papa vermutete. Westfernsehen haben sie auch. Jeden Sonntagvormittag sitzt Karin vor dem Apparat und schreibt für die ganze Familie das Wochenprogramm von ARD und ZDF auf.

Zur Schule darf ich doch nicht mitkommen. Wahrscheinlich hat der Direx Angst, dass ich die Jugend negativ beeinflusse. Karin meint, ich würde auch nicht viel verpassen. Aber zum Polit-Kreis der Jungen Pioniere in der FDJ am Mittwochnachmittag darf sie mich mitnehmen. Und am Samstag ist Disco im Schuppen. Auf Nachfrage wird mir erklärt, dass es sich dabei um das Kreiskulturhaus handelt. Beide Namen verheißen nichts Gutes.

Am ersten Vormittag muss ich mich selbst beschäftigen. Gleich am Morgen gehe ich zur Volkspolizei, wo ich meine Aufenthaltserlaubnis erhalte, und danach zur Staatsbank-Filiale, um die 140 West- in Ostmark umzutauschen, die ich komplett ausgeben muss. Wenn ich nur wüsste, wofür.

Danach setze ich mich zu Oma Brückner in die Küche und helfe ihr beim Kartoffelschälen. Weil beide Eltern arbeiten, schmeißt sie den Haushalt. Sie hat Verwandte in Fürth, die sie ab und zu besucht. Vor einigen Jahren, erzählt sie, hat sie dort eine kleine Erbschaft gemacht, und von diesem Geld hat sie sich in Fürth Goldzähne machen lassen. Stolz zeigt sie mir ihr tadelloses Gebiss. Ihre Familie hielt das für keine gute Idee, aber sie findet, da ist das Geld am besten angelegt.

Über Westwaren weiß Oma Brückner gut Bescheid. Sie hält viel von Rei und Perwoll und preist Pfanni-Kartoffelklöße, weil sie der Hausfrau, also ihr, so viel Arbeit ersparen. Nebenbei erfahre ich, dass Karin so gut wie verlobt ist. Der Glückliche ist ein Bäckersohn namens Rolf und zurzeit bei der Armee. Und ich Idiot habe ihr auch noch den Verlobungsring dazu geschenkt. Hoffentlich kriegt er über Ostern keinen Urlaub.

Am Mittag hole ich Karin von der Schule ab. Das Gebäude ist mindestens hundert Jahre alt und hat im dritten Stock einen Balkon, der im Kaiserreich bestimmt dazu diente, dass ein vollbärtiger Direktor mit Monokel von hier aus seine Ansprachen halten konnte. Mehr als einen Blick hineinwerfen darf ich nicht.

Weil ich jetzt weiß, dass es Rolf gibt, frage ich Karin auf dem Heimweg beiläufig, ob sie schon mal richtig geküsst hat.

Abrupt bleibt sie stehen und sieht mich irritiert an, als wäre meine Frage eine Zumutung. Mit dem gleichen Blick musterte sie mich heute morgen, als ich im Pyjama auf dem Weg zum Badezimmer war, aus dem sie im selben Moment herauskam, nur mit fleischfarbener Unterwäsche bekleidet, offenbar in der Annahme, ich hätte sie extra abgepasst.

Was meinst du mit richtig? Mit Zunge reinstecken und so? Igitt, nee, das ist doch unhygienisch. Das möchte ich auf keinen Fall. Da werden ja Bazillen übertragen, solche Kokken... Du etwa?

Gott bewahre, lüge ich und denke dabei an Steffis Zunge in meinem Mund. Wenn sie wüsste, dass ich mit ihr nicht nur endlos lange geknutscht habe, sondern sie auch fast überall anfassen durfte.

Was macht es überhaupt für einen Sinn, sich gegenseitig die Zähne abzulecken, fragt sie, und ihre Miene drückt Abscheu aus.

Gar keinen, pflichte ich ihr bei. Ich wollte ja nur wissen, wie du darüber denkst. Jetzt weißt du's.

Ja.

Dieses Thema interessiert mich nämlich überhaupt nicht, sagt sie, und schreitet kräftig aus.

Ich weiß nicht, ob ich ihr glauben soll. So gut wie verlobt, aber noch keinen Zungenkuss ausprobiert? Wenn das stimmt, geht's mir ja sogar besser als ihrem Rolf, der mindestens zwei Jahre älter sein dürfte und bestimmt gewisse Wünsche an seine Verlobte hat. Oder nennt man es in der DDR schon Verlobung, wenn man bloß locker miteinander befreundet ist? Dann habe ich vielleicht doch noch Chancen. Es kann jedenfalls nichts schaden, wenn ich ihr auch noch meinen weißen Rollkragenpullover mit den lila Streifen schenke. Wenn sie diesen flauschig-weichen Pulli trägt, den vorher ich getragen habe, bloß durch ein Unterhemd von ihrer nackten Haut getrennt, ist das, wie wenn ich meine Arme um sie schlinge. Gestern Abend, als der Vater endlich von der Schicht nach Hause kam und ich vor der versammelten Familie meine Gastgeschenke auspackte und ihr die graubraune Cordjacke überreichte, hat sie mich spontan umarmt. Das war schon mal ein Anfang.

Warum das Kreiskulturhaus von allen Schuppen genannt wird, weiß ich nicht. Es ist ein schöner alter Tanzsaal, ein bisschen heruntergekommen, aber sonst ganz ansprechend. Die Disco stellt sich als Kinder- und Jugenddisco heraus, Alkohol wird nicht ausgeschenkt, und geknutscht wird, soweit ich das überblicken kann, auch nicht. Das Beste daran ist die Schülerband, die mit Hits aus dem Westen für Stimmung sorgt. Nie im Leben hätte ich gedacht, in der DDR englische Beatmusik zu hören. Und dann auch noch live, mit richtigen Instrumenten. Karin findet das völlig normal und wundert sich, dass ich mich wundere.

Nachdem ich ein paar Mal mit Karin, Petra und den andern Mädchen getanzt habe, kommt plötzlich ein Junge in Texashose und Lederjacke und einer Frisur wie Chris Roberts auf mich zu. Seine fransigen Koteletten verraten, dass er sich schon ab und zu rasieren muss.

Hey, isch hab jehört, du bist einer von uns. Isch komm' aus Köln.

Er zieht sein Portemonnaie aus der Hosentasche und entnimmt ihm eine Visitenkarte, die er mir überreicht. Wilhelm Worringen, Bauausführungen, Köln-Nippes, Neußer Strasse 129. Der Vorname ist durchgeixt und durch Peter ersetzt.

Und du? Wo kommst du her?

Ich komm' aus Neuß. Neuß-Norf, um genau zu sein.

Isch bin der Peter.

Und ich heiß Jakob.

Höflichkeitshalber reiche ich Peter die Hand. Mit dem Erfolgt, dass er sie nicht mehr loslassen zu wollen scheint.

Und, Jakob? Wat machst du denn in Eberswalde, diesem Kuhkaff?

Ich bin zu Besuch bei meiner Brief- äh, bei meinem Onkel.

Und isch bei meiner Omma. Tja, da haben wir beide Pesch jehabt, lacht er und haut mir freundschaftlich auf die Schulter. Bist du auch allein hier?

Nee, ich bin mit meiner, äh, Kusine hier.

Beim Wort Kusine wird der Kölner hellhörig.

Kannste misch der nit emal vorstellen?

Ich führe den Kölner zum Tisch, an dem Karin mit ihren Freundinnen Gabi, Petra und Editha sitzt und stelle ihn vor. Zu meiner Überraschung findet Karin diesen Chris-Roberts-Verschnitt toll, denn sie kann ihre Augen gar nicht mehr von ihm abwenden, und als er fragt, ob sie mit ihm tanzen will, springt sie wie von der Tarantel gestochen auf und eilt auf die Tanzfläche, obwohl die Band gerade Pause macht und Musik vom Tonband erklingt, Schnulzenschlager made in the German Democratic Republic.

Um halb neun macht die Disco Feierabend. Die Deckenlampen werden eingeschaltet, und dann heißt es für alle, die noch da sind, Aufräumen und Tische und Stühle für die nächste Veranstaltung aufstellen. Alle packen an, sogar der Kölner und ich, und als wir dann auch noch der Band geholfen haben, ihre Instrumente, Verstärker und Lautsprecher auf einem kleinen Lastwagen zu verstauen, machen sich alle auf den Heimweg. An der Kreuzung Weinbergstraße/Ruhlaer Straße beschließt der Kölner, uns noch nach Hause zu begleiten, wofür er seinen Arm um Karins Schulter legt, die das willig mit sich geschehen lässt. Das habe ich noch nicht geschafft, obwohl ich mich schon seit meiner Konfirmation um sie bemühe. Und als wir uns zum Abschied die Hand reichen, zieht er sie zu sich heran und quetscht seine breiten Lippen auf ihren Mund. Eine halbe Ewigkeit drücken sie so ihre Nasen gegeneinander und verseuchen sich gegenseitig mit ihren Bazillen, was Karin aber anscheinend nichts ausmacht, und alles vor meinen Augen. Die Rücksichtslosen regieren die Welt. Kannste misch der nit emal vorstellen? Nee, tut mir leid, die ist schon nach Hause gegangen. Das hätte ich sagen sollen.

In der Nacht kann ich nicht einschlafen, weil ich immer an Karin und ihren neuen Verehrer denken muss. Wenn sie nicht mit mir knutschen will, wegen der Bazillen und weil sie Rolf versprochen ist, wieso knutscht sie dann mit dieser Nulpe aus Köln? Wegen seiner Frisur, seinen Koteletten und seiner Lederjacke? Besser als ich küsst der sicher auch nicht. Er wäre todsicher auch nicht imstande gewesen, ihr beim Geschichtsreferat zum Thema „Die historische Mission der Arbeiterklasse“ zu helfen. Nie im Leben! Außer seinem Draufgängertum hat der doch Nullkommanix zu bieten. Der wird bestimmt nicht sein letztes Hemd beziehungsweise seinen flauschigen Zweitpullover für sie hergeben. Und versteht man das unter Gastfreundschaft, seinen spendablen Gast zugunsten eines Hallodri zu vernachlässigen?

Und als ich endlich doch eingeschlafen bin, kriege ich plötzlich heftige Zahnschmerzen und liege wieder wach. In der Wohnung ist alles still, sicher schlafen alle tief und fest. Was mache ich nur? Ich möchte niemanden wecken, aber der pochende Schmerz am Backenzahn ist nicht auszuhalten. Ich stehe auf, laufe im dunklen Zimmer herum. Ich presse meine Wange an die kalte Fensterscheibe, aber das bringt keine Linderung. Ich versuche das gleiche an dem großen Kachelofen. Ja, das tut gut. So stehe ich minutenlang, das Gesicht an die warmen Kacheln gepresst. Ob ich wieder einschlafen kann? Ich lege mich wieder hin, aber bald treibt mich der Schmerz zurück an den Ofen.

Sowie sich in der Wohnung etwas regt, gehe ich in die Küche, wo Karins Mutter das Frühstück vorbereitet, und schildere mein Leid. Frau Brückner rät mir, um Sieben in die Polyklinik zu gehen, wo es auch einen Zahnarzt gibt. Ich soll sagen, dass ich Schmerzen hätte, dann käme ich gleich dran.

Im Behandlungszimmer sage ich als erstes, dass ich aus Westdeutschland komme, aber der junge Arzt winkt nur ab: Die Schmerzen sind im Osten und im Westen die gleichen, oder? Nachdem er sich meine ramponierten Zähne angeschaut hat, klopft er mit der Stahlsonde an meinen grauen Vorderzahn. Der ist wohl tot. Wie ist das denn passiert? Ich würde ihm gern erklären, dass es ein Unfall war, aber weil ich den Mund weit aufgesperrt habe, antworte ich nur mit einem langgezogenen Aaaa. Er gibt mir eine Spritze, schickt mich noch einmal für zehn Minuten ins Wartezimmer und bohrt danach an meinem kaputten Backenzahn herum. Hinterher sagt er mir, dass er jetzt nur das Größte machen konnte, um mich wenigstens von meinen akuten Schmerzen zu befreien, und dass ich die Behandlung zuhause fortsetzen muss. Wenn das mit dem Herzschmerz doch auch so einfach zu machen wäre.

Am Nachmittag fordert mich Karin zu einem Spaziergang auf. Eigentlich habe ich keine Lust, aber in der Wohnung mit Oma und Birgit rumzuhängen, bringt auch nichts. Wir gehen erst zu dem kleinen Flüsschen, das sich am Waldrand schlängelt, und dann weiter auf dem Spazierweg zum Park. Keiner redet ein Wort. Am Klettergerüst vom Kinderspielplatz bleibt sie stehen. Ihr Mund ist ganz schmal.

Hör mal, hast du eigentlich etwas dagegen, dass ich mit Peter gehe?

Nö, lüge ich, weil ich auf keinen Fall zugeben will, wie tief ich verletzt bin. Aber wenn ich rauskriege, dass er ihren BH aufmachen darf, wie ich es bei Steffi durfte, bringe ich die beiden um. Der heimliche Racheschwur begleitet den geheuchelten Ausdruck ungeteilter Zustimmung.

Du bist doch nicht mein Privatbesitz.

Ach ja? Und wieso bist du dann die ganze Zeit stumm wie 'n Fisch?

Ich hab immer noch Zahnschmerzen, sage ich mit leidender Miene und tippe auf meine rechte Backe.

Ach du Armer. Und wieso triffst du dich mit Gabi und Ronny, anstatt mit Peter und mir spazieren zu gehen?

Weil die mich eingeladen haben.

Karins Blick ist kalt und abweisend. Gabi ist 'ne ganz Falsche, sagt sie. Nur damit du klarsiehst. Ich weiß genau, dass sie hintenrum über Peter und mich herzieht. Hast du dich bei ihr ausgeweint, ja?

Ich bin auch ein ganz Falscher. Und deshalb versichere ich ihr, so unaufgeregt wie möglich, dass es gar keinen Grund zum Weinen gibt.

Du bist also nicht gegen Peter?

Warum sollte ich?, frage ich heuchlerisch, und die Lügenabteilung tief in meinem Innern fabriziert dazu ein falsches Lächeln. Er ist doch ein netter Kerl.

Eben. Er ist so süß.

Nur...

Was?

Nur deine Eltern – die finden das vielleicht nicht so gut.

Was finden die nicht gut?

Jetzt hat sie mich so weit, jetzt spreche ich es aus, dass sie keine Päckchen aus dem Westen mehr bekommen werden mit Kaffee und Apfelsinen, Mon Cherie, Korall und Pfanni Knödel Halb & Halb, keine Cordhosen und Blousons und Pullover von Hettlage, keine Biergläser und „Bravo“-Bilder; überlegs dir lieber noch mal. Stattdessen unterdrücke ich den Ehrlichkeitsanfall und sage bloß: Na ja, das mit Peter. Dass du jetzt mit Peter einen neuen Freund hast.

Meine Eltern stehen voll hinter mir, erwidert sie trotzig, die haben Verständnis für mich und lassen mich ganz allein entscheiden. Und außerdem... Außerdem hab ich noch gar nicht entschieden, ob ich mich mit ihm schreiben will.

Und dann steht plötzlich Peter vor uns, dem sie sich in die Arme wirft, und dann wird ungeniert geküsst. Es sieht aus, als würde sie sich an ihm festsaugen, damit er ja bei ihr bleibt.

Ich schlendere lässig rüber zum Viererkarussell. So geschmeidig wie ein Revolver, der ins Halfter gleitet, schiebe ich mich auf den Metallsitz und stecke mir eine F6 an. Sozialistisches Gift für die Hartgesottene dieser Erde. Get off of my cloud.

Die beiden sitzen inzwischen auf einer Bank und haben sich anscheinend sehr viel zu erzählen. Oder besinnt Karin sich endlich, nachdem sie sich alles noch einmal durch den Kopf gehen lässt? Abwägt, was für mich und gegen die Kölner Bazillenschleuder spricht? Schließlich kramt sie ein Taschentuch heraus und putzt

sich die Nase, während der Kölner mit offener Lederjacke auf mich zukommt. Eine Haarsträhne hängt ihm tief ins Gesicht. Er stupst mir den Finger vor die Brust.

Weißt du was? sagt er mit finsterner Miene. Die Karin weint. Und zwar, weil du so jemein bist. Jawohl. Jetzt passe mal auf. Deine Zigarette kannst du noch zu Ende rauchen. Aber dann verhaue ich dich.

Und schon dreht er mir wieder den Rücken zu und spaziert zu ihr zurück. Ein zweiter Ghandi ist er schon mal nicht, dieser Süßholzraspler. Den Arm um ihre Schultern gelegt, die von einem wollig weißen Pullover mit zarten lila Streifen weich umhüllt werden, sitzt er neben ihr auf der Bank und redet scheinbar begütigend auf sie ein. Aber bei nächster Gelegenheit, das ist klar wie Kloßbrühe, wird er ihr diesen Pullover, der einst mir gehörte, über den Kopf ziehen und sich anschließend rücksichtslos an ihrem fleischfarbenen BH zu schaffen machen, dessen Anblick sie mir nur für die Dauer eines Wimpernschlags gönnte.

Ich drehe mich ein bisschen zur Seite, fische eine weitere Zigarette aus der Schachtel und stecke mir an der alten eine neue an. Erst mal Zeit schinden.

14 Der Silberschatz

Herr Ruelen fühlt sich von unserer Klasse abgelehnt und hat sich deshalb, wie er uns mitteilt, von Dr. Brych die Erlaubnis geholt, die Vertrauensfrage stellen zu dürfen. Nachher sollen wir in geheimer Abstimmung darüber entscheiden, ob wir ihn auch noch im nächsten Schuljahr als Deutschlehrer behalten wollen oder nicht.

Ich komme gut mit ihm aus und würde ihn gern behalten; Manni nicht. Obwohl beide dieselbe Zigarettenmarke bevorzugen, Ruelen Reval mit, Manni Reval ohne Filter. Sein Verhängnis ist, dass sein Bruder Wolfgang bei Ruelen ein As war, und jetzt glaubt Ruelen, dass Manni deswegen auf einen Bonus bei ihm spekuliert und ihn mit schlechten Leistungen und schlechtem Verhalten provoziert. Und weil Ruelen supergerecht sein will, gewährt er Manni nicht nur keinen Bonus, sondern behandelt ihn extra streng. Er kann sich nicht vorstellen, dass zwei Brüder so verschieden sind und Manni einfach keine besseren Arbeiten abliefern kann. Und dass er nur deshalb an seinen Haarspitzen herumkaut, weil er muss.

Willy Brandt fände es auch gut, wenn wir einen anderen Deutschlehrer bekämen. Willy heißt eigentlich Wolfgang Brandt, aber schon bevor er als Sitzenbleiber zu uns in die Klasse kam, hatte man ihm den Spitznamen Willy verpasst. Dabei hat Willy mit Politik gar nichts am Hut. Eingehüllt in seinen Parka, sitzt er stumm neben seinem Busenfreund Öttermann in der hintersten Reihe. Die beiden sind praktisch unzertrennlich. Im Bus und in der Schule sitzen sie nebeneinander, auf dem Schulhof stecken sie Köpfe zusammen, in der Freistunde lümmeln sie Seite an Seite vor Tchibo herum, und sie teilen die gemeinsame Leidenschaft für Van Nelle Zware Shag, den sie mit aromatischen kleinen Bröckchen aus dubiosen Tauschgeschäften anreichern. Momentan ist ihr Ziel, sich mit geringen Mitteln in den Besitz eines Autos zu bringen. Dafür nehmen sie an einem Preisausschreiben teil, das als Hauptgewinn einen BMW verspricht. Zusammen haben sie über einhundert Teilnahmekarten ausgefüllt; das Postkartenporto, gut dreißig Mark, betrachten sie als ihren Einsatz.

Dem Unterricht folgt Willy nahezu bewegungslos. Nur ab und zu huscht ein Lächeln über sein verpickeltes Gesicht, das von einer Fettmatte eingerahmt wird. Aktivität entwickelt er erst, wenn es zur Pause klingelt. Dann kramt er ungeniert seine Rauchutensilien aus der Parkatasche und beginnt, sich eine Zigarette zu drehen, auch wenn Ruelen noch mitten im Unterricht ist. Und das ärgert Ruelen, der erwartet, dass Willy ihn nicht mit Desinteresse provoziert, sondern seinem Spitznamen Ehre macht und politisches Bewusstsein an den Tag legt.

Wegen der Abstimmung verlässt Ruelen zehn Minuten vor dem Ende der Stunde die Klasse. Weil keiner weiß, wer ihn im nächsten Schuljahr ablösen wird und das Risiko besteht, dass wir vom Regen in die Traufe kommen, diskutieren wir noch ein bisschen, ob wir ihn behalten wollen. Für die Abstimmung schreibt jeder

sein Ja oder Nein auf einen Zettel und schmeißt ihn in die Schirmmütze, die Günter Dressler zu diesem Zweck zur Verfügung stellt, und dann zählt Öttermann als Klassensprecher die Stimmen aus. Zwölf Stimmen für, zwanzig Stimmen gegen Ruelen. Ich habe auch gegen ihn gestimmt, aus Solidarität mit Manni.

Die Tutta in Eberswalde hat mir geschrieben. Sie beklagt sich, dass sie nur durch meinen Brief an ihre Eltern weiß, dass ich gut zuhause angekommen bin. Selbst Schuld. Sie hat es sich inzwischen überlegt und will sich auf jeden Fall mit dem Kölner schreiben, denn er ist ja so lieb. Von mir aus. Das juckt mich überhaupt nicht mehr. Im Sommer fährt sie für vier oder sechs Wochen wieder ins Pionierlager nach Brodowin, diesmal als Betreuerin. Soll sie doch ihr ganzes restliches Leben in Brodowin verbringen, wo der Hund verfroren ist. Meinen Gruß an Gabi will sie nicht bestellen; sie weiß ganz genau, warum ich sie prima finde, und wenn ich ehrlich wäre, würde ich ihr Recht geben. Klar. Mach ich. Wenn sie dann besser schlafen kann. Sie findet es gut, wenn ich ihr bald persönlich schreibe, aber das hängt von mir ab, vielleicht ziehe ich ja Gabi vor, ihr ist das egal. Genau, das hängt von mir ab. Und noch dröhnt mir das Echo ihres Verrats in den Ohren. Außerdem habe ich im Moment anderes zu tun. Ich müsste mal wieder die Vogelvoliere neu einrichten: unten am Norfbach, wo die große Trauerweide steht, nach ein paar passenden Ästen und Zweigen suchen, auf denen es sich meine gefiederten Freunde bequem machen können. Mal die Baumwolle in den Nistkästen wechseln, und dergleichen mehr. Die Tutta soll ruhig noch ein bisschen schmoren. Außerdem kriegt sie sicher jede Menge Fanpost aus Köln. Falschheit, dein Name ist Karin Brückner.

Weil ich mir die Versetzung in die Unterprima gesichert habe, ist Papa bereit, mir ein Mofa zu kaufen. Mama war entschieden dagegen, weil Mofas Krach machen und stinken, aber Papa hat es als Trostpreis bezeichnet, denn seit ein paar Monaten dreht sich alles um Paul, dessen Heirat mit Sylvia vor der Tür steht.

Manni, Thomas, Rainer und Harry sind schon seit einem halben Jahr motorisiert. Statt sich morgens in den Bus quetschen zu müssen, können sie jetzt mit dem Mofa bequem zur Schule fahren, und nachmittags treffen sie sich, um gemeinsam durch die Gegend zu düsen oder am Motor herumzubasteln.

Zur Schule will mich Mama auf keinen Fall fahren lassen, weil sie befürchtet, dass ich wegen einer Panne mit ölverschmierten Händen in den Unterricht komme, aber mit dem Argument, ich brauche Fahrpraxis, werde ich sie schon noch überzeugen. Und in den Ferien werde ich mit Thomas, Manni, Rainer und Harry auf große Fahrt gehen, irgendwohin ans Meer, zwei oder drei Wochen lang.

In der restlichen Ferienzeit werde ich mich der bezahlten Lohnarbeit widmen. Erstens, weil ich Papa angekündigt habe, ihm als Gegengabe für das Mofa etwas sehr Praktisches zu seinem 50. Geburtstag zu schenken, nämlich einen Kassettenrecorder samt Mikrofon, damit er künftig die Ideen für seine Wildwestromane auf Band sprechen kann. Zweitens, weil die meisten meiner

Freunde in den Sommerferien jobben: Robert bei Bauer & Schaurte in der Schraubenfabrik, Marianne bei der LVA. Künzel handlangert auf der Baustelle, von Richie und Tilo weiß ich, dass sie unter der Woche Kegel im Sassafras aufstellen, und Martina tippt neuerdings Speisekarten für ein griechisches Restaurant. Wie kann ich da als Arbeiterfreund beiseite stehen?

Beworben hatte ich mich bei Edeka und Spar, bei der Neuß-Grevenbroicher Zeitung und bei Montenovio, aber nur die Klaus Esser AG wollte mich haben. Sie gilt als vorbildliches Unternehmen, wegen der angenehmen Arbeitszeiten und weil Herr Esser sich persönlich um alles kümmert. Er gönnt sich sogar eine werkseigene Big Band, die er selbst dirigiert. Mein Stundenlohn wird 4,30 Mark betragen. Arthur und Keeseberg verdienen im Imprägnierwerk in Stürzelberg das Doppelte, aber dafür müssen sie da auch richtig ran. Und den Job haben sie nur gekriegt, weil Keesebergs Vater der Betriebsleiter ist.

Kampeerterrain Ockenburgh. Kaum ein Baum, der Schatten spendet. Fahrwege aus gewalztem weißem Ziersplitt, gerade breit genug, dass sich zwei Autos begegnen können, gesäumt von parkenden Autos und Zelten in jeder Größenordnung. Alles sehr sauber, denn überall stehen riesige Blechmülltonnen und vor den Waschräumen Müllcontainer für größere Abfälle. Gleich am Eingang ein Supermarkt und ein Schnellrestaurant.

Wir melden uns bei der Campingplatzverwaltung zur Registrierung und bekommen einen Platz in der Nähe anderer Jugendgruppen zugewiesen. Neben dem Gebot der Nachtruhe zwischen 23 und 7 Uhr, gilt es zwei Verbote zu beachten: Sie betreffen das Ausheben von Löchern auf dem gesamten Terrain und das gemeinsame Übernachten von Unverheirateten. Beides haben wir nicht ins Auge gefasst. Wir zahlen für eine Woche im Voraus und suchen uns zwischen niedrigen Sträuchern und abgesägten Baumstümpfen ein ruhiges Fleckchen. Am anderen Ende der Wiese haben sich zwei Pärchen aus dem Ruhrpott niedergelassen, gegenüber zeltet eine Gruppe Amis.

Am Abend sitzen wir vor dem Zelt, rauchen den holländischen Tabak, den wir uns an der Grenze gekauft haben, trinken italienischen Rotwein aus der Zweiliterflasche und hören Radio Veronica. Als es dunkel wird, greift sich Thomas seine Framus-Westerngitarre, und danach gebe ich ein paar Lieder aus meinem musikalischen Füllhorn zum Besten. Dass ich auf Stahlsaiten spielen muss, juckt mich nicht, denn meine Fingerkuppen sind mittlerweile robust wie Rindsleder. Als „The Eve of Destruction“ an der Reihe ist, lockt das einen der Amerikaner von gegenüber an, der fragt, ob er sich zu uns setzen darf und dann im Schneidersitz Platz nimmt. Genau so hat er heute auch vor seinem Zelt gehockt und aus einem Kochgeschirr gelöffelt. Auf seinen Wunsch spiele ich ihm das Lied noch einmal langsam vor, und er nickt dazu, wie wenn er alles bestätigen könnte.

Während Thomas, Manni und Rainer fast jeden Vor- und Nachmittag am Strand in der Sonne liegen, finde ich es inzwischen nur noch langweilig, und Harry geht es genauso. Erst eine Woche ist um und schon fangen wir an, uns auf den Keks zu gehen. Vor drei Tagen hat Thomas eine von Harrys Unterhosen in einen Baum geworfen, wo sie nun in unerreichbarer Höhe unseren Lagerplatz markiert, und am nächsten Morgen hat Harry Thomas' Fahrtenmesser mit dem Heringshammer bodengleich in den Rasen gerammt, wo man es höchstens mit einem Spaten wieder ausgraben könnte. Am Abend haben wir uns am Strand gegenseitig erst mit Sand und dann mit allem möglichen Zeugs beworfen, und dabei habe ich Thomas mit einer Glibberqualle mitten ins Gesicht getroffen, woraufhin er mich verprügeln wollte, aber Harry hat ihn so lange festgehalten, bis er versprochen hat, es nicht zu tun.

Irgendwas muss passieren, sonst kriegen wir noch alle den Lagerkoller.

Deshalb sitze ich jetzt mit Harry zum zweiten Mal hintereinander im Schnellrestaurant bei einer Cola und tue so, als hätten wir Wichtiges zu besprechen.

Beim letzten Mal haben wir hier unsere Zeltnachbarn aus Hattingen getroffen, die mal ohne ihre Freundinnen ein Bier trinken wollten. Als wir ihnen anvertrauten, dass wir auf eine Begegnung mit dem anderen Geschlecht hofften, strunzten sie mit ihren Erlebnissen in einer Diskothek in Scheveningen herum, wofür sie komische Ausdrücke benutzten: Keulen, denen man an die Butterbällkes gehen kann, Umfang zwei Greif. So etwas Ähnliches haben Harry und ich natürlich auch im Sinn, nur ohne Disco.

Zwei Tische weiter sitzen zwei etwa gleichaltrige Mädchen, eine lange Dünne und eine kleine Dunkelhaarige, und sie rauchen ebenfalls, was das Zeug hält. Wir tauschen ein paar Blicke, aber sonst passiert nichts.

Endlich fasse ich mir ein Herz, schlendere hinüber an ihren Tisch und spreche sie auf Englisch an: Ob sie vielleicht in der Nähe einen Music Shop kennen, meine Gitarre hat nämlich eine broken string.

Wenn sie das nicht faszinierend finden, ist ihnen nicht zu helfen.

Gekicher, dann ein Antwortversuch auf Englisch, wieder Gekicher, dann mit abgewandtem Gesicht einige geflüsterte Worte auf Holländisch.

Ich bin mir nicht sicher, ob sie meine Frage verstanden haben. Ich winke Harry heran, und schon sitzen wir beide mit am Tisch. Unter Zuhilfenahme von Gebärden schildern wir die missliche Situation, dass ich abends vor dem Zelt für meine Freunde zu musizieren pflege, aber ohne D-Saite, die bei Gitarren häufig reiße, aufgeschmissen sei.

Schnell stellt sich heraus, dass Els und Linda mein angebliches Problem nicht lösen können, weil sie hier auch nur auf Urlaub sind, aber sie sind überzeugt, dass es in Den Haag ein Instrumentengeschäft gibt, vielleicht sogar hier vor Ort in Losduinen. Obwohl ich von dieser Information keinen Gebrauch machen werde, heuchle ich Dank. Anschließend gebe ich bereitwillig Auskunft über die Lieder, die zu meinem Repertoire gehören. Sie sind ihnen nicht unbekannt, obwohl sie mehr auf Van der Graaf Generator und King Crimson stehen. Damit ist das Eis gebrochen, denn nun wollen sie wissen, wie wir heißen und wo wir herkommen, und geben die gleichen Auskünfte über sich. Weil wir nicht sicher sind, ob wir uns richtig

verständlich machen, schreiben wir diese Fakten auf irgendwelche Papierfetzen und schieben sie hin und her. Nebenbei lernen wir ein paar wichtige Vokabeln: strand, koffie, moi weer, slecht weer, tent. Wenn wir einmal etwas nicht verstehen, winken die Mädchen ab und sagen Laat maar zitten, und wenn wir umgekehrt auf Unverständnis stoßen, bereinigen wir das mit Iss' egal. Es ist ja auch wirklich egal; die Hauptsache ist, dass wir zusammensitzen und Spaß haben, und wenn sie Wort halten, treffen wir uns morgen Nachmittag an gleicher Stelle.

Am nächsten Tag geht's weiter mit dem Informationsaustausch. Jetzt wissen wir auch voneinander, wie alt und wie groß wir sind, auf welche Schulen wir gehen, wo wir wohnen und was unsere Eltern beruflich machen. Nebenbei bringen wir uns gegenseitig wichtige Fachausdrücke bei, von denen keiner in meinem Sprachführer „Holländisch für den Touristen“ steht: slijmbal, klootzak, hoer, flikker, borsten, boezem, kut, pik, lul, kapotje, neuken, klaarkomen, rode week. Beim Lachen achte ich sorgfältig darauf, dass die Oberlippe unten bleibt, damit mein grauer Zahn sich nicht in den Vordergrund drängt. Ehe wir uns versehen, ist es halb elf, die Zeit, zu der sie wieder im Wohnwagen von Els' Mutter sein sollen. Aber wie wäre es später mit einem Nachtspaziergang am Meer? Weil Els und Linda in einem Zelt neben dem Wohnwagen schlafen, wird die Mutter davon nichts mitkriegen. Wenn die Luft rein ist, sollen wir sie da um Mitternacht abholen.

Als wir in der Dunkelheit vor dem Wohnwagen auftauchen, kommen sie uns schon entgegen. Zuerst sieht man nur ihre Zigaretten, die im Dunkeln rot aufglühen. Els schnappt sich Harry und drückt sich an ihn, und dann gehen wir paarweise den Dünenweg hinauf.

Ein frischer Wind weht, und es riecht nach Seetang. Im Westen wirft ein Leuchtturm im regelmäßigen Takt sein Licht über das Wasser. Von hier oben sehen die Rillen, die das Meer in den Sand gegraben hat, wie mit einem riesigen Kamm gezogen aus.

Ich ziehe meinen Parka aus und lege ihn Linda über die Schultern, und meinen Arm lasse ich auch da. So gehen wir den Deich herunter, erst über abschüssige, sandverwehte Planken, dann auf Stufen aus geteerten Balken. Jedes Mal, wenn der Parka verrutscht, zupfe ich ihn wieder zurecht und presse mich noch ein bisschen dichter an Linda.

Der angeknabberte Mond wirft von Zeit zu Zeit ein kräftiges Licht über den Strand, das unseren vier Körpern langgestreckte Schatten folgen lässt, und sofort kommt mir der Song von Cat Stevens in den Sinn. An einer Strandhütte rauchen wir eine Zigarette. Keiner von uns sagt ein Wort. Ob Harry das gleiche denkt wie ich? Ich zerbreche mir schon die ganze Zeit den Kopf, wie ich Linda in eine Kussposition kriege. Immer vorausgesetzt, sie will es auch. Der Kölner Casanova mit seinem angeborenen Eroberungstrieb würde sich darum natürlich nicht scheren, sondern sein Mädchen einfach in den Arm nehmen und abknutschen. Dazu fehlt mir der Mut. Außerdem bin ich Romantiker. Schön wäre es, wenn es sich irgendwie zwanglos ergäbe.

Auf dem Rückweg gehen Linda und ich voran. Als wir die Balkentreppe zu den Dünen hochsteigen, fassen wir uns an der Hand. Oben stellen wir zu unserer

Überraschung fest, dass Harry und Els nicht nachgekommen sind. Unter uns das Meer, das gerade dabei ist, sich den Großteil des Strands zurückzuerobern, und über uns ein Dreiviertelmond, der schief am fahlen Himmel steht.

Wollen wir hier warten? frage ich mit einem Kloßgefühl im Hals. Statt einer Antwort schmiegt sie sich in meine Umarmung. Linda, flüstere ich heiser. Als hätte sie darauf gewartet, dreht sie den Kopf zu mir, damit ich meinen Mund unter ihre Nase schieben kann. Strähnen ihres Haars wehen in mein Gesicht, die sie mit geschlossenen Augen beiseite schiebt. Ihre Lippen schmecken salzig. Ein seliges Gefühl breitet sich in mir aus, das Gefühl des Siegers.

Harry und Els bemerken wir erst, als sie eng umschlungen vor uns auftauchen. Ein verschwörerisches Grinsen macht sich auf ihren Gesichtern breit.

Die andern drei sind platt, als wir beim Frühstück von unseren Eroberungen berichten. Sie wollen Els und Linda unbedingt kennenlernen. Glauben sie uns etwa nicht? Mit wem sollen wir uns denn sonst um Mitternacht getroffen haben? Mit Lou van Burg und Rudi Carrell? Wenn ich es recht bedenke, verfüge ich jetzt über Erfahrungen mit Mädchen aus drei Ländern. Und die Holländerinnen gefallen mir am besten.

Am Nachmittag besuchen uns die beiden auf unserem Lagerplatz. Weil die andern nicht da sind, laden wir sie ein, es sich im Zelt auf der Luftmatratze gemütlich zu machen, aber beide wollen lieber draußen sitzen: Niet in de tent! Wir rauchen zusammen, Harry entdeckt unter unseren Sachen noch eine halbe Flasche Lambrusco, die dankbar angenommen wird, und ich spiele ihnen Lieder von Reinhard Mey und Franz-Josef Degenhardt vor, damit sie ihre Deutschkenntnisse verbessern können. Linda bringt mir dafür den Anfang eines Anti-Vietnam-Lieds von Boudewijn de Groot bei:

Mijnheer de president, welterusten.
Slaap maar lekker in je mooie witte huis.
Denk maar niet te veel aan al die verre kusten
waar uw jongens zitten, eenzaam, ver van thuis.

Was für eine lustige Sprache.

Danach sind Harry und ich müde und möchten uns gern ein bisschen aufs Ohr legen, und nachdem wir hoch und heilig versprochen haben, nicht neuken zu wollen, folgen uns die beiden in die Zelte. Sogar den Knopf an Lindas Jeans darf ich öffnen und meine Hand ein paar Zentimeter unter ihren Slip schieben, wo die wilde Wirklichkeit beginnt, das wahre Geheimnis, das Heiligtum der Frauen. Doch schon packen mich kühle Finger am Handgelenk und zerren meine Hand zurück in die Nabelregion: Niet in de broek! Um ehrlich zu sein: Ich bin sogar erleichtert.

Els' Mutter möchte uns kennenlernen. Mittwochabend sollen wir zum Abendessen in den Wohnwagen kommen. Wir haben nichts dagegen, dass sie uns begutachten will. Wir ziehen saubere Kleidung an, waschen uns die Haare und schneiden uns sogar die Fingernägel; ich nur an der linken Hand, weil ich Gitarrist bin.

Im Wohnwagen ist es puppig eng. Mevrouw Heemskerk begrüßt uns auf Deutsch und redet auch Deutsch mit uns, weil sie in ihrem Restaurant in Worth-Rheden ständig Gäste aus Deutschland hat. Sie möchte wissen, wo wir wohnen, ob wir Geschwister haben und auf welche Schulen wir gehen. Wir geben auf alles eine brave Antwort, und der Vollständigkeit halber erzählen wir auch noch, was unsere Eltern beruflich machen. Zu essen gibt es Hühnchen mit Kroketten und Erbsen, und obwohl wir ziemlich ausgehungert sind, essen wir wie die Spatzen. Gierig und maßlos im Rauben von Küssen und Befingern verborgener Hautpartien, demonstrieren wir bei diesem Besichtigungstermin unabgesprochen Zurückhaltung und Bescheidenheit. Auch in der Gewissheit, dass wir die Prüfung um so schneller hinter uns haben.

Thomas und Manni wollen morgen nach dem Frühstück nach Amsterdam und von da aus am Montag direkt nach Hause fahren. Wir andern drei wären bereit, mitzukommen, aber sie möchten alleine fahren, weil es zu fünft schwieriger wäre, bei den Hippies im Vondelpark eine Unterkunft zu finden. Dafür lassen sie uns auch das Dreimannzelt da.

Es ist schade, dass sie sich einfach aus dem Staub machen, aber wir quälen sie nicht weiter mit der Suche nach Gründen. Harry meint, Thomas ist wahrscheinlich immer noch sauer wegen der Qualle und dem Messer. Ich meine, er hat Schiss wegen Nase. Sie heißt eigentlich Edith und kommt aus Frankfurt, aber hinter ihrem Rücken nennen wir sie nach Harrys Vorschlag Nase. Thomas hat sie vorige Woche am Strand kennengelernt und auch schon ein paar Mal in ihrem Zelt besucht. Als gestern einer ihrer Freunde Geburtstag feierte, waren wir alle fünf samt Els und Linda zur Strandfete eingeladen. Mir fiel die Aufgabe zu, Thomas zu entschuldigen, der keine Lust hatte. Bei dieser Gelegenheit vertraute Nase mir an, dass sie zu allem bereit sei. Anscheinend hofft sie, dass ich Thomas überrede, mit ihr zu bumsen. Ich glaube, der Grund, warum er zögert, ist nicht einmal ihre riesige Nase, denn warum sollte er sonst mit ihr im Zelt rumgemacht haben. Ich glaube, er hat einfach nur Schiss vor dem ersten Mal. Genau wie ich. Auch ich bin noch nicht so weit, um auf Einladung bumsen zu können. Gerade erst habe ich herausgefunden, wie man es mit sich selber macht.

Während ich in Holland war, haben Papa und Mama ihr großes Schlafzimmer gegen mein Zimmer getauscht. Mir ist es ganz recht, denn jetzt können meine Übernachtungsgäste mit in meinem Zimmer schlafen, auf einer alten roten Sprungfeder-couch, die bis vor kurzem noch bei irgendeiner alten Dame in Papas Zustellbezirk stand. Sie ist zum Glück so riesig, dass sie einen Großteil der scheußlichen Tapete mit dem museumsreifen roten Blumenmuster verdeckt, die Papa und Mama eigenhändig angebracht haben, nur bis zu halber Höhe, weil das angeblich vornehmer aussieht. Wahrscheinlich haben sie es bloß nicht besser hingekriegt. Außerdem habe ich jetzt direkten Zugang zum Balkon und sogar ein eigenes Waschbecken, was morgens ganz praktisch ist.

Unter der Post, die ich zuhause vorfinde, ist eine Ansichtskarte von Linda, geschrieben am Tag unserer Abreise: Lieve Jakob! Veel groeten van Linda. In Liefde. Und leider auch eine Ansichtskarte von Karin aus dem Pionierlager Makarenko in Brodowin. Wieder einmal beklagt sie sich, dass ich so lange nicht geschrieben habe. Ach Gottchen. Und auch von Peter hat sie schon lange keine Post mehr bekommen; ob ich wieder mal von ihm gehört hätte. Das fehlt noch, dass dieser Mädchenräuber sich untersteht, an mich zu schreiben. Diesen Brief kriegt er postwendend zurück. Aber vorher wische ich mir damit den Hintern ab.

Klaus Esser mag ja ein arbeiterfreundlicher Unternehmer sein, aber in seiner Fabrik stinkt es trotzdem gottserbärmlich ungesund. Kunststofffenster werden hier hergestellt, die aber nicht so heißen, sondern Lichtkuppeln, weil sie für Flachdächer bestimmt sind. Außer mir gibt es noch zwei weitere Jungen in meinem Alter, die sich hier in den Ferien etwas dazuverdienen. Der eine heißt Vitor und geht in Norf auf die Realschule. Er ist ziemlich nett. Der andere ist nur hier, weil sein Vater, der in der Produktion arbeitet, ihn hier eingeschleust hat. Er ist nicht nur strohdumm, sondern auch frech. Portugiesische Wildsau! hat er Vitor mal hinterhergerufen. An dessen Stelle hätte ich mir das nicht gefallen lassen, aber Vitor hat nur die Achseln gezuckt und gemeint, der Typ wüsste ja gar nicht, was er da sagt.

Wenn Vitor mit der Schule fertig ist, will er Reisebürokaufmann werden. Nach Portugal geht er auf keinen Fall zurück, weil er dann mit achtzehn zum Militär muss und womöglich nach Afrika kommt, um die Rebellen in Angola zu bekämpfen, wozu er nicht die geringste Lust verspürt.

Unsere Soldaten machen da Schweinereien, sagt er, und die andere Seite auch. Das ist wie in Vietnam.

Ich nicke verständnisvoll.

Weißt du, was die Angolaner machen, wenn sie einen von uns geschnappt haben und er sich weigert, auf ihre Seite überzutreten?

Sie killen ihn?

Pass auf. Man sucht zwei Bäume aus, ungefähr zwei Meter auseinander. Zwei schlanke Bäume. Aber kräftig. Dann wird ein Strick um die Spitze gebunden und nach unten gezogen. Bis der Baum ganz umgebogen ist. Die Spitze wird über der Erde festgemacht. Erst bei dem einen Baum, dann bei dem anderen Baum. Und dann wird der arme Kerl daran gefesselt, und zwar nackt. Mit dem einen Bein an den einen Baum und –

Mit dem anderen Bein an den anderen Baum, ergänze ich.

Genau. Auf Kommando werden dann gleichzeitig die Stricke durchtrennt, und – wutsch!

Vitors Arme malen ein großes V in die Luft. Ich stelle mir vor, wie der Körper des Soldaten in die Luft geschleudert und in der Mitte auseinander gerissen wird, und das ist keine angenehme Vorstellung.

Und weißt du, was genau aus der Mitte zu Boden fällt?

Er formt aus Daumen und Zeigefingern zwei Kreise. Ich nicke.

Von wegen der Schwerkraft, bestätigt Vitor.

Vitor sehe ich jeden Tag bei Arbeitsbeginn und manchmal beim Frühstück oder beim Mittagessen, aber sonst haben wir nicht viel miteinander zu tun, weil wir in verschiedenen Abteilungen eingesetzt sind.

Jeder Arbeitstag beginnt mit dem Abstempeln der Stechkarte. Im Raum mit den Spinden ziehe ich meine Arbeitskleidung an, einen grauen Kittel, der bis zu meinen Knien reicht, und feste Arbeitsschuhe. Danach melde ich mich bei meinem Vorarbeiter. Ich bin Hilfsarbeiter im innerbetrieblichen Transport und darf nach einer kurzen Einweisung den elektrischen Transportwagen fahren. Obwohl die Geschwindigkeit ziemlich gedrosselt ist, macht das richtig Spaß. In der Fabrikationshalle ist auf dem Zementboden die Position markiert, wo ich meinen Wagen parken muss. Ich reiche dem Gabelstaplerfahrer einen Schein, er setzt mir die angeforderte Menge Rohformen auf den Anhänger, gibt mir den Schein zurück und ich fahre sie in die Halle, in der sie weiterverarbeitet werden.

Um rückwärts zu fahren, was häufig vorkommt, muss man einen Hebel neben dem Sitz umlegen. Die Anweisung lautet, den Stillstand des Fahrzeugs abzuwarten. Was passiert wohl, wenn man es während der Fahrt tut, bei durchgedrücktem Gaspedal? Ich muss es herausfinden. Das passiert: Das Fahrzeug kommt jäh zum Stillstand, geht vorne hoch wie ein scheuendes Pferd und fällt dann mit Karacho wieder auf die Vorderräder. Ein Mann in einem weißen Kittel kommt auf mich zu gerannt und will wissen, ob mir etwas passiert ist. Er hält es für ein Missgeschick. Zum Glück kann er sich nicht vorstellen, dass ich das aus Vorsatz getan habe. Ich lasse ihn in dem Glauben.

Stempeln, Umziehen, Arbeiten bis zur Frühstückspause. Weiterarbeiten bis zur Mittagspause. Weiterarbeiten bis Arbeitsschluss. So geht das nun Tag für Tag. Wenn ich nach Hause komme, bin ich kaputt und hungrig, aber für meine Bedürfnisse als Teil der arbeitenden Bevölkerung interessieren sich Papa und Mama nicht die Bohne. Entweder sind sie ausgeflogen oder mit ihrem eigenen Kram beschäftigt, und vom Mittagessen heben sie auch nichts für mich auf.

Klaus Esser hat mir rund 450 Mark ausgezahlt. Über ein Drittel davon sind für den Kassettenrecorder und das Mikrofon draufgegangen. Bei Quelle bekommt man angeblich gleichwertige Geräte für weniger Geld, aber ich wollte unbedingt eines aus einem Fachgeschäft, damit Papa sieht, dass ich mich nicht lumpen lasse. Ob es eine gute Idee war, weiß ich nicht. Wahrscheinlich kommt sie zu spät für ihn. Das Schreiben von Romanen hat er inzwischen eingestellt, wahrscheinlich für immer. Zwölf Manuskripte hat er noch auf Lager, darunter „Dan Cannigan“ und „Joe Clary“, die er für besonders gut hält, aber niemand kauft sie ihm ab.

Dan Cannigan ist ein US-Marshal, und zwar der beste weit und breit. Ich glaube, da hat Papa ein bisschen zu dick aufgetragen. Und dann gibt es noch eine komische Stelle über einen jungen Banditen namens Honky. „*Wie alt bist du?*“, fragt ihn Cannigan. „*Zwanzig.*“ „*Du siehst aus wie vierzehn und benimmst dich wie zwölf.*“ Hmm.

„Joe Clary“ gefällt mir besser, weil Papa wieder geschichtliche Tatsachen verarbeitet hat, die er in den Büchern der Nebraska State Historical Society gefunden hat. Es spielt keine Rolle, dass er das meiste nicht versteht; seine Phantasie macht alles wett. Meine Lieblingsstelle ist, als die Sioux eines Nachts das Lager des 7. Kavallerie-Regiments am Republican River angreifen und General Custer im scharlachroten Nachthemd mit wehender Mähne aus seinem Zelt gestürmt kommt und sich, mit einem Repetiergewehr bewaffnet, in die Schlacht wirft.

Zuletzt saß Papa an einem Western in Ich-Form, aber mehr als ein paar handschriftliche Seiten sind dabei nicht herausgekommen. Die Idee dazu hat er von mir, denn als wir an einem Sonntagnachmittag mal zusammen den Abwasch gemacht haben, er hat gespült und ich abgetrocknet, haben wir darüber gesprochen, wie er vielleicht doch noch zu Erfolg kommen könnte, und da habe ich ihm gesagt, er soll es machen wie Karl May und Ich sagen.

Ganz wie Karl May hat er es dann doch nicht gemacht, denn der ist ja in Amerika unter seinem echten Namen unterwegs gewesen. Papa schlüpft dagegen in die Rolle eines Sergeanten der US-Army namens Lukas Lavender Prümmer. Geboren ist er natürlich in Nebraska, weil Papa sich da besonders gut auskennt, und gerade rechtzeitig, um den gesamten Bürgerkrieg mitzumachen. Nach Beendigung seiner Dienstzeit übernimmt er einen Tabakladen in Denver. Als Amerika in den 1. Weltkrieg eintritt, kriegt er Besuch von zwei Journalisten, die den 75-jährigen Veteranen auffordern, seine Memoiren zu schreiben, *weil das Vaterland Helden braucht. An den alten Helden ziehen sie neue hoch. Und jetzt, da in Europa der Krieg tobt, suchen sie nach Beispielen.*

Ich finde es sehr schade, dass Papa diesen Roman nicht zu Ende geschrieben hat, weil es sicher ein ganz besonderer Western geworden wäre, ein Anti-Kriegs-Western. Er scheint darüber aber nicht besonders traurig zu sein, denn schon ist er bis über beide Ohren mit neuen Sachen beschäftigt. Statt Fachliteratur über den Wilden Westen stapeln sich auf seinem Schreibtisch jetzt Geologiebücher, Mineralien-Bestimmungsbücher und alte Schmöcker über den Erzbergbau in der Eifel und im Siegerland, die er sich von gottweißwo schicken lässt. Dazu besorgt er sich dann die passenden Landkarten, auf denen er mit der Briefmarkenlupe nach den Symbolen für ehemalige Steinbrüche und Gruben sucht, in denen früher Erze abgebaut und nebenbei auch Gold und Edelsteine gefunden wurden. Früher heißt, mindestens vor zweihundert Jahren, aber Papa meint, wo Reste alter Bergbauanlagen sind oder auch nur ehemalige Halden, kann immer noch etwas Wertvolles zu finden sein. Das ist seine neue Lieblingsbeschäftigung.

Paul hat er mit seinem neuen Fimmel schon angesteckt, und seitdem machen sie jeden Sonntag einen Ausflug nach Breiningerberg oder Mechernich oder Kall, siebzig bis achtzig Kilometer hin und siebzig bis achtzig Kilometer zurück, und auf dem Rückweg darf Paul seinen VW auf Papas Kosten volltanken. Sylvia kommt meistens mit, weil sie ein gutes Auge hat, aber im Auto muss sie hinten sitzen, weil Papa Schiss hat, dass er bei einem Unfall eingeklemmt wird. Das alte Lied.

Zusammen haben sie schon eine ganze Reihe ehemaliger Bergwerke abgegrast, aber was sie bis jetzt in Eimern und Apfelsinenkisten mit nach Hause gebracht haben, waren nur irgendwelche stinknormale Steine und Mineralien, und das einzige Gold, das sie bisher gefunden haben, war Katzensgold, wozu man auch Pyrit sagt.

Neulich haben sie auf einem Truppenübungsplatz, wo früher eine Halde war, einen riesigen Brocken Erz entdeckt. Auf einem Trampelpfad guckte ein Stein aus der Erde heraus, der grünlich schimmerte. Als Papa mit dem Geologenhammer draufhaute, stellte sich heraus, dass er innen silberfarbig ist. Papa glaubt, dass es sich um Fahlerz handelt, und wenn das stimmt, ist es praktisch pures Silber. Ausgraben konnten sie das Trumm nicht, weil sie nicht das richtige Werkzeug dabei hatten, aber demnächst wollen sie wieder hinfahren. NORFER FAMILIE IM GLÜCK – HOBBY-GEOLOGE FINDET TONNENSCHWEREN SILBERKLUMPEN.

Ihre Ausbeute türmt sich auf Regalen im Keller, und die besten Stücke, wo man Kristalle erkennen kann, liegen im Wohnzimmerschrank hinter Glas zur Schau. Also wieder ein neues Sammelgebiet, neben Briefmarken, Münzen, Muscheln und Büchern. Als meine Kusine Wiebke an ihrer Doktorarbeit über Löhne und Preise im Mittelalter schrieb, fing er plötzlich an, die Werbung vom Spar-Markt in Derikum mit den Wochenangeboten aufzuheben, weil er meinte, in hundert Jahren könnte das sehr interessant sein.

Papa schmeißt kaum etwas weg. Wie bei der Supermarktwerbung wartet er darauf, dass es alt und wertvoll wird. Zum Beispiel Briefe und Ansichtskarten, die wir uns gegenseitig geschrieben oder von andern bekommen haben. Fotos und Schriftstücke von unseren Vorfahren. Tageszeitungen und Illustrierte mit Berichten von besonderen Ereignissen. Bierdeckel. Urlaubsprospekte. Fahrpläne. Natürlich auch Pauls und meine Schulhefte, obwohl wir ihm dauernd sagen, er kann sie getrost wegschmeißen, weil sie todsicher auch in hundert Jahren nicht interessant sein werden. Außerdem ist es peinlich, wie wir als kleine Kinder gemalt und gekritzelt haben. Eine Entschuldigung, die Frau Calzada in der Niersstraße vor zwei oder drei Jahren für ihre Tochter geschrieben hat, ist auch noch dabei:

Ünsolige das meine togta am Samstag gefelt hat weil er nach Neus muste.

Das ist auch ein wertvolles Zeit-Dokument, sagt Papa. So wie der Wisch aussieht, hat ihn Antonia, die nach Mamas Erinnerung damals im 2. oder 3. Schuljahr war, selbst schreiben müssen, weil ihre Mutter überhaupt kein Deutsch kann.

Der jüngste Zugang in Papas Ansichtskartensammlung stammt aus Eberswalde. Die Tutta gibt einfach nicht auf. Sie hat natürlich auch viel zu verlieren: Oster-, Geburtstags- und Weihnachtspakete, gefüllt mit Köstlichkeiten aus dem goldenen Westen. Die Ansichtskarte hat sie extra gewählt, damit auch meine Eltern von ihrem Schmerz erfahren: Schon mindestens acht Wochen warte ich auf Post von Dir, jammert sie in ihrer verkrampften Schönschrift. Wenn sie denkt, dass sie mir

auf diese Weise eine Reaktion entlocken kann, hat sie sich geschnitten. Wieso wartet sie denn? Gibt es ein Abkommen zwischen uns? Und hat sie nicht einen Verehrer in Köln? Ich vermute mal, dass der ihr auch nicht schreibt. Bestimmt hat er inzwischen eine Andere gefunden. Oder er hat eine feste Freundin, die ihm jetzt für seine Untreue die Hölle heiß macht. Muss schlimm für Karin sein, einzusehen, dass sie für diesen Schwindler nur ein Urlaubsvergnügen war. Sicher bereut sie jetzt, mir nicht die Treue gehalten zu haben.

15 Freiheit des Willens

Willkommen in der Unterprima! Schon wieder haben wir einen ganzen Schwung Neue bekommen, diesmal sogar von Haupt- und Realschulen. Angeblich sind jetzt fast tausend Schüler auf dem Schwann, doch leider ist nur ein Bruchteil weiblichen Geschlechts. Wenigstens sind die meisten von ihnen in die Oberstufe gekommen. Steffi Groß soll sich angeblich auch beworben haben, aber von Dr. Brych nach einem Vieraugengespräch abgelehnt worden sein. Er hat sicher sofort erkannt, dass dieses sommersprossige Biest ein Feger ist. Mir kann's egal sein.

In Deutsch haben wir jetzt Bahlow statt Ruelen. Für Manni kommt der Wechsel zu spät, denn er ist mit zwei Fünfen hängengeblieben. Für manch anderen ist es ein Glücksfall. Willy Brandt zum Beispiel, der bei Ruelen zwischen Vier und Fünf stand, hat von ihm in der ersten Klassenarbeit eine Drei bekommen, ich bloß eine Vier. Verkehrte Welt! Immerhin ist Bahlow freundlich zu uns; vielleicht aus Schiss, denn er ist erst Assessor. Wir haben ihn auch in Philosophie, montags in der dritten, donnerstags in der ersten Stunde.

Chemie habe ich abgewählt und stattdessen Biologie bei Kilian als drittes Kursfach belegt. Ich bereue es jetzt schon, denn die Doppelstunde am Mittwochmorgen ist eine Qual. Schon das Lehrbuch ist scheißlangweilig. Man schlägt es irgendwo auf, tippt blind auf die Seite und dann steht da zum Beispiel, dass die Mutationsrate als Anteil der in einem Generationszyklus im haploiden Genom neu mutierten Gameten definiert ist. Wer will das wissen? Dass Kilian mich auf dem Kieker hat, daran bin ich aber selbst schuld, denn ich hätte mich in der ersten Stunde nicht über sein Aussehen lustig machen sollen. Weil er ziemlich klein ist und ein bisschen finster wirkt, sieht er in seinem kurzen Regenmantel aber wirklich aus wie ein schmiereriger Kleinganove aus einem französischen Schwarzweiß-Film.

Mathe bei Teddy Spahn. Wir sollen Grenzwerte einer Zahlenfolge ermitteln. Sollen das mal die anderen tun. Ich habe schon vor längerer Zeit abgeschaltet. Ich schreibe den Namen meines Gegenüber Jürgen Moog in Schönschrift und bilde aus dem Doppel-o eine Brille. Aus der Brille formt sich ein Gesicht, das Gesicht bekommt ein Chaplin-Bärtchen und einen Körper auf Rädern. Ein Moogmobil.

Aufwachen. Teddy Spahn fragt nach der notwendigen Bedingung für ein Maximum. Jetzt bloß keinen Augenkontakt. Sonst nimmt Teddy mich am Ende noch dran. Schön wäre es, wenn ich mich in Luft auflösen könnte. Zum Glück recken sich gleich mehrere Zeigefinger in Richtung Decke. Die richtige Antwort lautet: Y hat an der Stelle x_0 einen Extremwert, wenn die nächste nicht verschwindende höhere Ableitung von gerader Ordnung ist. Sehr gut, Petzold. Meine Karriereprognose für dich lautet schon seit Jahren Bankfach. Nicht nur dein Wissen, auch deine Garderobe spricht dafür: die blankgeputzten Schuhe, die cremefarbenen Rollkragenpullover unter dem Fischgrätsakko. Ein Bankier im Werden.

Während Teddy weiterredet, versehe ich das Moogmobil mit einer sechseckigen Wabenstruktur. Mysteriöse Begriffe wandern derweil von der Tafel zu den Bankreihen und wieder zurück: Häufungspunkte, Stetigkeit, Monotonie und Beschränktheit. Genau das ist es: Monotonie und Beschränktheit. Die andern beugen sich über ihre Mathehefte. $1 + 3$ in Klammer hoch 2 größer als $1 + 2$ mal drei. Es interessiert mich einen Scheißdreck. And I've Gotta Get A Message To You, Hold on. Wird das mein letztes Jahr in dieser Klasse sein? Ruhe bewahren. Tief durchatmen.

Mit zweiundvierzig Mann haben wir in der Sexta angefangen, jetzt sind wir noch acht aus der ursprünglichen Besetzung. Genau wie es uns Stromeyer damals prophezeit hatte. Rund drei Dutzend Lehrer haben das Brot der Weisheit mit uns geteilt, alte Säcke wie Englisch-Joner und Jungspunde wie Mathe-Kramer und Sport-Ebel. Zwei DDR-Flüchtlinge: Latein-Heinrich, Deutsch-Ruelen. Die Kriegsteilnehmer nicht zu vergessen, Physik-Oberg (Afrika-Korps), Religion-Dr. Kleine-Natrop (Russland), darunter auch Kriegsversehrte (Bio-Kemper). Kaputt sind sie mehr oder weniger alle. Viele sind auch gewalttätig, schlagen zu (Kunst-Nobis, Englisch-Benseler, Mathe-Stromeyer), reißen an den Haaren (Latein-Heinrich, Sport-Engels), schmeißen mit Gegenständen. Von den schlimmsten bin ich zum Glück bisher verschont geblieben.

Als streng, brutal und hinterhältig gilt Hagemann (Latein, Sport). Er fackelt nicht lange. Mit eigenen Augen habe ich gesehen, wie er neulich dem armen Sprigode eine versetzt hat. Der lümmelte nach Schulschluss zusammen mit seinem Freund Vermehr und ein paar anderen auf der Treppe vor dem Lehrereingang herum; sonst war nichts weiter los. Doch dann kam Hagemann, der sich nicht durch die schmale Gasse der Oberstufenschüler zwängen wollte: Jetzt macht mal hier Platz, schimpfte er, aber eins-zwei-drei! Vermehr nahm sofort Reißaus, doch der spittelige Sprigode, in einem Anfall von Umstürzertum, nummerierte die Stufen, die er gemessen herabschritt, mit eins, zwei und drei. Woraufhin ihm Hagemann bei drei eine wuchtige Ohrfeige versetzte, so dass Sprigode die Brille vom Kopf flog und er hinterher.

Hagemann hat mal im Schwann einen Dieb gestellt. Über Wochen waren die Garderobenschränke geplündert worden, worüber sich Dr. Brych furchtbar aufgeregt hatte, weil er natürlich jemanden von uns verdächtigte. Tatsächlich war es ein Ehemaliger, der sich gut auskannte und bei seinen Beutezügen nicht auffiel. Bis er einmal doch auf frischer Tat ertappt wurde. Er rannte zwar weg, aber Hagemann stürzte hinterher und hat ihn aufgrund seiner Sportlehrer-Fitness schließlich in der Stadt überwältigt. Wir erfuhren davon durch eine Durchsage von Dr. Brych, die fast die Spannung einer Sportreportage hatte. Hinterher durfte sich Hagemann für kurze Zeit als Held fühlen, was seinem Charakter aber nicht zugute kam.

Bei Bahlow in Philosophie geht es zurzeit um Willensfreiheit. Offenbar gab es schon in der Antike große Denker, die dem Menschen diese Fähigkeit absprachen. So gesehen tun wir nur das, wozu uns das Schicksal zwingt. Interessante Idee. Okay, sage ich zu meinem Banknachbarn Stöpsel, der letztes Schuljahr als Sitzenbleiber zu uns gekommen ist, ich habe das Gefühl, ich muss jetzt aufstehen

und gehen. Stöpsel hat das gleiche Gefühl, zumal wir anschließend sowieso eine Freistunde haben, die man auf diese Weise verlängern könnte. Freistunden verführen dazu, dass man im Kollektiv Quatsch macht, zum Beispiel sein Geld zusammenschmeißt und sich bei Aldi den billigsten Korn und den billigsten Apfelsaft kauft und eine verhängnisvolle Mischung herstellt, die man dann am Nordkanal oder im Stadtgarten leert. Oder man wühlt bei Ali in der Klarissenstraße in den Neuerscheinungen. Sein Plattenladen besteht aus einem einzigen ungeheizten Raum, weshalb Ali hinter seiner Theke fast das ganze Jahr einen Fellmantel trägt. Weil er außerdem einen struppigen, von weißen Haaren durchzogenen Bart hat, könnte man ihn für einen griechischen Schafhirten halten, der sich in die Stadt verirrt hat. In gewisser Weise ist er das auch, denn er versucht immer wieder, einen in musikalische Gefilde zu führen, die man vorher noch nie betreten hat. Robert hat er zum Beispiel „Pawn Hearts“ von Van der Graaf Generator und „Gris-gris“ von Doctor John The Night Tripper angedreht, und nun müssen wir uns auf jeder Fete, zu der Robert Musik beisteuert, Alis Anti-Hits anhören.

Ich finde, wenn Bahlow an seinem philosophischen Gedankenspiel festhält, muss er akzeptieren, dass wir einfach abhauen. Wir ziehen schon mal unsere Jacken an und lassen uns dann drannehmen. Stöpsel schnipst vor Aufregung sogar mit dem Finger, was Bahlow irrtümlich für ein Zeichen von Interesse hält. Weil er nicht ahnt, worauf wir aus sind, räumt er auf Nachfrage bereitwillig ein, dass der Mensch für sein Handeln im Grunde nicht verantwortlich ist. Das genügt uns. Schnell schnappen wir uns unsere Sachen, stehen auf und bitten Bahlow auf dem Weg zur Tür abwechselnd um Entschuldigung:

Wir können gerade nicht anders.

Jawohl. Wir müssen dringend an die frische Luft.

Es ist so über uns gekommen.

Geradezu zwanghaft.

Wir können uns nicht dagegen wehren.

Nein.

Sie verstehen das doch, oder?

Beziehungsweise, um mit Hegel zu sprechen, Sie sehen doch sicher die Notwendigkeit ein.

Und das allerletzte, was wir noch mitkriegen, bevor wir sanft hinter uns die Tür schließen, ist Bahlows verblüfftes Gesicht.

Seit einiger Zeit habe ich komische Flecken am Hals und auf der rechten Schulter, die sich nicht abrubbeln lassen, ein ganzer Archipel in einem Meer von Sommersonnenbräune. Am Ende sind es Blattern im Anfangsstadium. Vielleicht hätte ich im Sommer nicht das T-Shirt der Französin tragen sollen, das Paul letztes Jahr als Trophäe mit nach Hause gebracht hat. Bin ich nicht schon genug gestraft? Wenn das alles rauskommt, sind meine Chancen bei Frauen auf dem Nullpunkt. Wer will schon einen Aussätzigen küssen? So pervers muss eine erstmal sein. SOHN VON

ADAM COOPER RÄUMT BLATTERNERKRANKUNG EIN – VERGIFTETE ALS JUNGE WERTVOLLE ZIERVÖGEL.

Als ich Mama die Flecken zeige, meint sie, es könnte ein Pilz sein und damit ein Fall für Dr. Hollmann. Bei der Gelegenheit könnte ich auch gleich zum Friseur gehen.

Friseur ist ein Reizwort für mich, das weiß Mama ganz genau. Trotzdem fängt sie regelmäßig wieder davon an. Wie lange muss ich denn noch um mein Recht auf lange Haare kämpfen? Etwa bis zur Volljährigkeit? Was kümmert es sie, wie es auf meinem Kopf aussieht?

Natürlich ist meine Frisur nicht schön im herkömmlichen Sinn. Ich will ja auch nicht aussehen wie die Schnulzenheinis, nämlich gepflegt. Nicht einmal wie die Beatles, als Astrid Kirchherr ihnen diesen speziellen Hairstyle verpasst hatte. Sondern ein bisschen verwildert, ungezügelt, aufrührerisch und frei. Auf gar keinen Fall laufe ich mit einem ausrasierten Nacken herum wie Papa, als er so alt war wie ich, bloß um männlich auszusehen.

Zum Glück habe ich einen Friseur, dem ich vertrauen kann und der im Grunde tut, was ich will, nämlich den Vater von Wolfgang Edenich. Nicht erst, seit Wolfgang und ich in Physik und Religion im selben Kurs waren, gehe ich da hin, sondern weil der Salon Edenich vom Zentrum unserer Einkäufe und Besorgungen in Neuß, dem Waschsalon Bruna, nur durch ein paar Häuser getrennt ist. Herr Edenich macht mir sogar einen Sonderpreis, den ich wiederum mit ein paar Extramünzen ausgleiche, auch wenn es mir ein bisschen peinlich ist, dem Vater eines Mitschülers ein Trinkgeld zu geben. Trotzdem möchte ich nicht in seiner Haut stecken. Er will so gern beiden Seiten gerecht werden, aber das ist unmöglich. Um Mama zufrieden zu stellen, müsste ich nachgeben, und das hieße freiwillig eine Niederlage einzustecken. Kommt gar nicht in Frage. Bin ich mit dem Haarschnitt zufrieden, ist Mama empört, spricht von Betrug und hat eventuell sogar keine Hemmungen, mich wieder zurückzuschicken.

Dr. Hollmann hat ein verwittertes Gesicht und einen schlohweißen Bürstenhaarschnitt. Wahrscheinlich hat er schon im Krieg als Arzt oder Sanitäter die Knochensäge geschwungen. Papa hat ihn aber nicht als Hausarzt ausgesucht, weil er etwas Hartes und Soldatisches hat, sondern weil er von ihm ein Dauerrezept für NEOPYRIN bekommen hat. Außerdem liegt seine Praxis in der Hymgasse direkt am Busbahnhof, und freitags nachmittags ist es dort immer schön leer.

Eine Sprechstundenhilfe hat Dr. Hollmann nicht, aber einen riesigen Karteikasten, vollgestopft mit den Patientenunterlagen.

Na, mein Freund, was kann ich für dich tun?, sagt er und schaut mich über den Rand seiner Zweistärkenbrille an, bevor sich sein Blick wieder senkt und er seine Finger zielsicher durch die Karteikarten wandern lässt. Bestimmt rechnet er damit, dass ich mal wieder Mandelentzündung habe oder riesige Aphten, die einem für mindestens eine Woche Essen und Trinken und sogar das Sprechen zur Hölle machen. Vorhin, als ich kurz in seinem Sprechzimmer saß, in dem wie erwartet gähnende Leere herrscht, hatte ich kurz überlegt, ob ich ihm von meiner Vorhautverengung erzählen soll, mich dann aber doch dagegen entschieden, weil er

mir womöglich zu einer Operation rät, und das wäre das letzte, was ich möchte. Lieber würde ich ihm von einem kürzlichen Erlebnis erzählen, das medizinisch gesehen ziemlich mysteriös ist. Es geschah im Sommer bei Klaus Esser, als ich mal pinkeln ging und dann nicht konnte, weil sich gleichzeitig jemand neben mich gestellt hatte. Kein Arbeiter im Blaumann, sondern einer der Angestellten aus den Büros. Ich weiß nicht warum, aber ich brachte keinen einzigen Tropfen zustande. Das Außergewöhnliche daran war, dass es dem Mann neben mir genauso ging. Das war eindeutig Telepathie, entweder von mir oder von ihm. Der eine hat den andern über das Pinkelbecken hinweg gelähmt, wie durch Hypnose, nur ohne Augen. Wir gaben dann auch auf. Vielleicht beim nächsten Mal, murmelte der Mann zu mir herüber, während er sich den Hosenstall zuknöpfte. Ich würde Dr. Hollmann gern mit diesem Fall bekannt machen, als Beweis für die Macht der Gedanken, die Löffel biegen, Gegenstände zum Schweben bringen und Lebewesen tot umfallen lassen kann. Aber sehr wahrscheinlich wird er dafür keine medizinische Erklärung haben. Und wenn doch, wird sie mir garantiert nicht gefallen.

Und deshalb sage ich ihm, dass ich seit einigen Monaten eine Art Ausschlag am Hals habe und beginne mich auszuziehen.

Hmm, sagt Dr. Hollmann mit einem Blick auf meinen nackten Oberkörper, das ist ja eine richtige Kolonie, wo hast du dir denn das geholt?

Ich erröte ein bisschen und sage nur, dass ich das auch gern wüsste.

Er legt das Stethoskop ab, das bisher nutzlos vor seiner Brust baumelte, holt eine Lupe aus seiner Schublade und schaut sich die Flecken genauer an. Dann schüttelt er den Kopf.

Ein Pilz scheint es nicht zu sein. Vielleicht ist es eine allergische Reaktion. Trägst du vielleicht deine Schultasche über der Schulter?

Das kann ich bejahen, weil ich seit einiger Zeit statt mit einer Aktentasche mit einer Kampftasche aus NATO-Beständen zur Schule gehe, und die hat einen Schulterriemen. Daraufhin schlägt Dr. Hollmann vor, dass ich den Brotbeutel mal zur Abwechslung über der linken Schulter trage. Außerdem verschreibt er mir eine Teerseife, mit der ich mich jeden Morgen und Abend waschen soll. Sie riecht genauso, wie sie heißt. Ich sehe mich schon den Rest des Sommers mit Schal herumlaufen.

Richie hat seine Freunde aus Heerdt und Oberkassel, eine Handvoll Klassenkameraden und einige Auserwählte aus den Parallelklassen zu einer großen Fete eingeladen und dafür die orthopädische Werkstatt seines Vaters durch ein Sammelsurium von Sitzgelegenheiten in einen Partyraum verwandelt. Wo sonst die Registrierkasse steht, ist eine kleine Bar aufgebaut, mit einem Fünzig-Liter-Fass Fückschen Alt und einer Batterie Flaschen, aus denen Richie gefährliche Mischungen herstellt. Und auf dem klebstoffverschmierten Arbeitstisch in der Mitte, an dem sein Vater wochentags an Schuhen für Fußkranke herumbastelt, steht jetzt der Plattenspieler, auf dem sich, als gäbe es nichts anderes, abwechselnd Platten von Richies Lieblingsbands Ashton, Gardner and Dyke und Eric Burdon & War

drehen. Mal abgesehen von Procol Harum und den Doors habe ich dem Instrument Orgel in der Popmusik noch nie etwas abgewinnen können. Und was Richie an dem müden Bluesrock von Tony Ashton findet, wird mir auf immer ein Rätsel bleiben.

Da sitzen wir nun zwischen allerlei Bohr- und Schleifmaschinen und Pressen und trinken und rauchen und quatschen gegen die laute Musik an. An den Wänden baumeln Schuhleisten in allen Größen, und in den schulterhohen Regalen stapeln sich Lederzuschnitte, Gummi- und Korkplatten.

Weil die Werkstatt unmittelbar in die beiden Verkaufsräume übergeht, dehnt sich die Fete auf den Laden aus, wo ein kleinerer Teil der Gäste auf Kundenstühlen und Anprobeshockern sitzt, umgeben von Wandregalen, die von oben bis unten mit Schuhkartons gefüllt sind. Ab und zu gehen Leute am Geschäft vorbei und starren uns durch die Schaufensterdekoration an. Bestimmt ruft einer von denen gleich die Polizei.

Von Zeit zu Zeit taucht Richies Mutter auf, eine zarte, winzige Person, der man nicht zutraut, dass sie diesen Koloss vor ziemlich genau neunzehn Jahren zur Welt gebracht hat, und versorgt uns mit FlöNZ, Fleisch- und Leberwurst, Stangenbrot und Röggelchen, Käsespießchen und eingelegten Gurken. In regelmäßigem Abstand bugsiert Papa Wendtlandt, ausnahmsweise ohne seine fleckige Lederschürze, seine hünenhafte Gestalt durch die Gästeschar, die sitzend oder stehend kleine Haufen bildet. Ein schüchterner Riese, lächelt er uns freundlich zu, sagt auch nicht nein, wenn einer von uns mit ihm anstoßen will, aber tatsächlich kommt er, um sich zu überzeugen, dass niemand auf die Idee kommt, aus Jux eine seiner gefährlichen Maschinen in Gang zu setzen.

Getanzt wird auch, und zwar vor den Schaufenstern, weil da noch ein bisschen Platz ist. Wegen einiger Apfelkornpfützen gibt es jedes Mal ein hässliches Geräusch, wenn sich die Sohle vom Fußboden löst.

Normalerweise ist es nicht gerade ein Vergnügen, sich vierzehn Minuten lang den Sprechgesang von „Tobacco Road“ anhören zu müssen, aber um sich angesoffen in Trance versetzen zu lassen und seiner Tanzpartnerin näher zu kommen, in diesem Fall Doro Neumann, deren Bruder laut Tilo wie Jimi Hendrix mit links auf einer Fender Stratocaster spielt, ist der Song geradezu ideal. Wir schlingen die Arme umeinander, drücken Schambein gegen Schambein, und dann wiegen wir uns, Gesicht an Gesicht, im funkigen Rhythmus, bis die Platte zu Ende ist und ich meinen Mund auf ihren schiebe. Sie fährt mit der Zungenspitze über meine Lippen, als wenn sie erst mal probieren wollte, wie ich schmecke, und als ich mit der Zunge in ihrem Mund herumfahre, drückt sie bloß ein bisschen dagegen, als wenn ihr das nicht recht wäre. Vielleicht habe ich beim Sprechen versehentlich meine Oberlippe entblößt und Doro schreckt vor der Berührung mit meinem grauen Zahn zurück. Könnte ich sogar verstehen. Also lasse ich sie los und wir setzen uns wieder hin und rauchen eine Selbstgedrehte, schweigend, bis Doro mich anstößt, damit ich mich zu ihr herüberbeuge, weil sie mir etwas sagen will, man sich bei dem Höllenlärm aber mitten ins Ohr schreien muss.

Übrigens 'Tschuldigung wegen dem Küssen, sagt sie und pflückt sich einen Tabakkrümel von der Unterlippe.

Wieso 'Tschuldigung?

Weil ich nicht mitgemacht hab!

Ach so. Ja. Ich dachte, ich –

Nee!

Ich hätt vielleicht 'n Fehler gemacht oder so.

Nee, haste nich!

Was?

Haste nich'! Ich hab Ankyloglossie!

Anky was?

An-ky-lo-glos-sie! Angewachsenes Zungenbändchen!

Sie zielt mit ihre Zungenspitze, die die Form eines Herzens bildet, in Richtung ihrer Nase. Mehr kriegt sie anscheinend nicht rausgestreckt.

Sühs'su?

Ist doch süß.

Was?

Ich find's süß!

Und das meine ich sogar ehrlich. Von Beeinträchtigungen und Behinderungen kann ich ein Lied singen. Gut, dass Doro nicht weiß, mit welchen Handikaps ich mich herumquälen muss. Besser Ankylodingsbums als einen toten Zahn im Gebiss, eine Fleckenkolonie am Hals und ein zu straffes Häutchen am Schwengel.

Plötzlich das Blubbern eines schweren Motorrads vor der Tür. Das kann nur Rainer Berg mit seiner 650 Kubik-BSA sein. Schon stapft er in seiner Lederkluft durch die Ladentür, stürzt ein frischgezapftes Alt herunter und lässt uns dann einen Blick auf seinen zahmen Mungo werfen, den er aus Thailand mitgebracht hat. Viele von uns kennen die Geschichte von Rikki-Tikki-Tavi, dem Kobrakiller, aber keiner hat vorher einen Mungo gesehen, außer vielleicht auf dem Schoß von Bernhard Grzimek in „Ein Platz für Tiere“. Jetzt liegt er eingerollt in der Packtasche und pennt, weil er nachtaktiv ist, genau wie Rainer Berg, die deshalb ein ideales Paar bilden.

Glason hat zu viel von dem leckeren Füchschen getrunken und macht Blödsinn. Das Oberteil von seinem braunen Anzug hat er abgelegt und läuft jetzt in seinem elastischen weißen Rollkragenpullover herum, der knistert und Funken sprüht, wenn man ihm zu nahe kommt. Vom Buffet, das Mutter Wendlandt auf der Ladentheke aufgebaut hat, sammelt er die übriggebliebenen Wurstzipfel ein und verteilt sie auf die Kartons mit den Damen-Markenschuhen. Schwankend besteigt er sogar eines der Leiterchen vor den Regalen, um ein extradickes Stück Blutwurst in einem Mephisto-Karton in der obersten Reihe zu platzieren. Beglückt lächelnd, wie ein Verliebter, malt er sich aus, wie Mutter Wendlandt vor den Augen einer der Nonnen, die den Kundenstamm des Geschäfts bilden, einen Karton öffnet und dann die Maden aus der Fleischwurst kriechen. Hööhöhö! Vergnügt brummelt er vor sich hin. Danach leckt er sich die Finger ab und erklärt, dass der Zersetzungsprozess möglicherweise durch die Imprägnierungsstoffe im Schuhleder gebremst und die Wurst wegen des hohen Salzgehalts mumifiziert wird. Er kann von Glück sagen, dass Richie nichts davon mitkriegt, der gerade damit beschäftigt ist, mit Hilfe eines Trichters sorgfältig eine halbe Flasche Weizenkorn mit Apfelsaft aufzufüllen.

Papa und Paul waren gestern wieder in Breiningenberg, um den Silberklumpen auszubuddeln, aber sie haben es auch diesmal nicht geschafft. Er soll mindestens so groß sein wie ein Medizinball. Sie konnten ihn zwar mit der Spitzhacke freilegen, aber selbst mit der Brechstange ließ er sich keinen Zentimeter bewegen. Auch der Versuch, ihn in kleinere Stücke zu zertrümmern, ist erfolglos geblieben. Ein Meißel ist sogar abgebrochen. Es fuchst Papa gewaltig, dass er als ehemaliger Steinmetz versagt hat. Aber Aufgeben kommt für ihn nicht in Frage. Das Trumm muss geborgen werden, bevor es von jemand anders entdeckt wird.

Wegen unserer Abfahrten gibt es heute nach der sechsten Stunde eine Besprechung. Bei der Abstimmung hatte Athen die meisten Anmeldungen erhalten, dicht gefolgt von Moskau und Rom; Prag war abgeschlagen auf Platz vier gelandet. Unsere Clique hat sich fast komplett für die Fahrt nach Moskau entschieden, mit Weißenfels und Morlock und Martinas Schwester Verena als weiblicher Aufsichtsperson.

Papa würde sich für die Reise vermutlich nur interessieren, wenn das Ziel Klondyke wäre, aber Mama sieht die Chance, dadurch vielleicht etwas über das Schicksal ihres Freundes Vadim Pavlovich Andrianov zu erfahren, des russischen Unteroffiziers, der nach dem Krieg in Ludwigslust bei ihrer Mutter einquartiert und ihr Beschützer war. Geburtsdatum: 5.12.1923, der Vater soll Physiker gewesen sein, seine Freundin Musikstudentin. Die letzte Adresse, die sie von ihm hat, lautet Москва 8, Новое шоссе 108. Moskau, Novoe Shosse. Weil ich im Herbst einen Russischkurs an der Volkshochschule belegt habe, könnte ich vielleicht etwas herausbekommen; ein paar auswendiggelernte Sätze hätte ich parat: eine Folge von weichen, dunklen Lauten, und jedes dritte Wort klingt wie Tusch oder Platsch oder Psscht!

Die kyrillische Schrift kann ich problemlos lesen. Überdies ist in so manchem kyrillischen ein deutsches Wort verborgen, für das man keine Übersetzung braucht, zum Beispiel капельмейстер. Davon werden wir wahrscheinlich keinen Gebrauch machen, wohl aber von шницель und форель. Es kann natürlich sein, dass beides schon ausverkauft ist und es nur noch айнтопф gibt und und картофель. Dann halten wir uns eben an Водка und крымское шампанское.

Zum Glück konnte ich Hermann überreden, mit zum Russischkurs zu kommen. Genau wie ich hält er viel von professioneller Reisevorbereitung. Außerdem lockte ihn die Aussicht, dass wir uns hinterher beim Sir in der Bahnstraße mit zwei bis drei Alt und einer Billardpartie belohnen würden, die Viertelstunde zu 50 Pfennig. Wenn Hans-Heinrich bei Laune und seine Schwester in der Küche zugange sei, könnten wir uns sogar Hoffnungen auf einen Teller Gulaschsuppe machen.

Warum Hans-Heinrich den Spitznamen Sir trägt, stellt sich kurz vor Mitternacht heraus, wenn es im Radio, das den ganzen Abend läuft, heißt: This is the British Forces Broadcasting Service in Germany. It's very nearly midnight and we've come to the end of our programmes for today. Good night everyone! Dann dreht er das Radio auf volle Lautstärke und nimmt hinter dem Tresen Aufstellung, weil jetzt die englische Nationalhymne erklingt, der er durch Salutieren Respekt erweist. Denn Hans-Heinrichs Herz schlägt für die Monarchie, und sein sehnlichster Wunsch ist die Rückkehr der Hohenzollern auf ihren angestammten Thron. Dass die Särge von Friedrich dem Großen und seinem Vater gegen Kriegsende in einer gefährlichen Nacht-und-Nebel-Aktion nach Westen geschafft und dadurch gerade noch rechtzeitig vor den anglo-amerikanischen Bomben und den Russen gerettet wurden, gilt ihm als eine der größten Heldentaten der neueren Geschichte, und wenn er davon erzählt, schimmern seine Augen feucht.

Einziger Tagesordnungspunkt heute ist die Frage, ob wir ab Düsseldorf oder ab Ostberlin fliegen. Ich sitze neben Robert, der mir erzählt, dass ihn am Sonntag Frau Clason angerufen hat, um zu erfahren, was wir mit ihrem Jürgen angestellt hätten. Stockbesoffen sei er um Viertel vor eins nach Hause gekommen und habe partout nicht ins Bett gehen wollen. Erst habe er sich im Keller verkrochen, später sei er im Wohnzimmer halbnackt auf den Aquariumsschrank geklettert, um sich da zu entleeren. Sie habe es gerade noch verhindern können. Jetzt liege er immer noch im Bett und könne sich an nichts mehr erinnern.

Wenn es nach Weißenfels geht, wählen wir die bequeme Variante und fliegen am Sonntagmorgen. Wenn es nach uns geht, fahren wir am Samstag mit dem Nachtzug bis Berlin und sparen dadurch über hundert Mark. Die Abstimmung fällt klar zu unseren Gunsten aus. Weißenfels ist sauer, kann aber nichts machen, denn das ist Demokratie.

Hinterher nimmt Richie Robert und mich beiseite, schnorrt bei uns Tabak und Blättchen und erzählt, während er sich eine unförmige Zigarette dreht, dass ihn gestern Abend im Sassafras ein Künstler angesprochen hat, der für seine Aktionen Hilfskräfte sucht, meistens am Wochenende, in Düsseldorf und auswärts, Stundenlohn 10 Mark.

Ist der Typ schwul?

Woher soll ich das wissen? Er braucht drei Leute. Nächsten Sonntag findet ein erstes Treffen in Oberkassel statt. Da werden die Termine bekannt gegeben.

Richie fischt eine Visitenkarte aus seiner Jackentasche und reicht sie mir. Sie ist schwarz und mit weißer Schrift bedruckt. For more fun and recreation take Babbelplast® products steht auf der einen Seite, auf der andern:

s.p.a.c.e.

systems for the productions of air and communication environments
contact: klaus göhling, düsseldorfer strasse 19, 4000 düsseldorf-
oberkassel, p.o.box 325, phone 578957

Robert und ich finden es sehr nett, dass Richie an uns gedacht hat. Er weiß, dass wir die Knete dringend nötig haben. Außerdem sind wir mit Ritzow schon in diversen Ausstellungen gewesen. Das ist sicher ein Vorteil, wenn es um moderne Kunst geht.

Was ist? sagt Richie und steckt sich bedächtig das dünne Papierröhrchen, aus dem vorne Tabakfasern heraushängen, zwischen die Lippen. Macht ihr mit?

Also ich hab Lust. Und du?

Ich auch.

Düsseldorfer Straße 19 ist eine freistehende Villa schräg gegenüber vom Sassafras. Nachdem Robert zum zweiten Mal auf die altmodische Klingel gedrückt hat, wird die Tür geöffnet. Dahinter steht eine Frau in einem Jeansanzug, die wegen ihrer langen braunen Haare ein bisschen wie Katja Ebstein aussieht. Noch bevor Richie sagen kann, dass wir zu Herrn Göhling wollen, begrüßt sie uns als Die Jungs aus dem Sassafras und lässt uns eintreten. Sie führt uns in eine Art Sprechzimmer mit merkwürdigen Sitzgelegenheiten und sagt, dass wir hier warten sollen: Der Göhling kommt gleich. Große Schwarzweiß-Fotografien hängen an den Wänden, mit Stecknadeln festgesteckt: Jugendliche, die barfuß auf einem achteckigen Riesenkissen herumhüpfen; andere Jugendliche, die auf einer Art Schlauchboot herumhängen, aber das Schlauchboot steht auf einer Wiese; Kinder und Erwachsene, die auf einer riesigen Plastikwurst reiten; eine Familie samt Oma, die auf einer Bank picknickt, und die Bank besteht aus Luftkissen in Wurstform. Dazwischen ein gerahmter Zettel, auf dem in einer eckigen Handschrift geschrieben steht: Das Stattfindende ist die Artikulation der Kommunikation. Den Satz muss ich mir merken.

Richie fläzt sich sofort in einen durchsichtigen Plastiksessel und wippt ein bisschen auf und ab, Robert und ich lassen uns auf einen großen Knautschsack fallen, der sich wie weicher Sand in jeder Lage unseren Körperformen anpasst, weil er bis in die Ecken mit kleinen weichen Kügelchen gefüllt ist. Auf einem Beistelltisch liegen Magazine und Comics, „Fritz the Cat“, „Barbarella“, eine versaute Version von „Blondie und Dankwart“, in dem Blondie einem Botenjungen, der ihr gerade ein Paket übergeben hat, in den Schritt greift, seinen Penis bewundernd in der Hand hält und danach sogar in den Mund nimmt, woraufhin der Junge in Panik die Flucht ergreift. Obwohl ich gern noch ein bisschen in den Heften herumgeblättert hätte, muss ich mich losreißen, weil Herr Göhling auf der Bildfläche erscheint, in einer orangenen Latzhose. Schwul sieht er nicht aus und auch nicht alt, hat aber vorne schon keine Haare mehr und den Rest hinten zu einem Zopf gebunden. Er gibt uns der Reihe nach die Hand und stellt sich als Klaus vor, woraus wir schließen, dass wir ihn duzen sollen.

Er führt uns eine Treppe tiefer in sein Büro, dessen eine Seite komplett von einer nierenförmigen weißen Schreibtischplatte eingenommen wird, die auf zwei Metallfüßen ruht. Durch ein großes Fenster kann man in den ziemlich verwilderten Garten sehen. Metallregale bis in Brusthöhe, vollgestopft mit Papier. Weiteres Papier

überflutet den Fußboden, dazwischen Inseln mit Katalog- und Zeitschriftenstapeln. An den Wänden hängen Plakate von der Olympiade in München, vom Altstadtfest in Hannover, von communication '70 in Rotterdam und von der Kölner Oper. Wir setzen uns auf Klappstühle, die um einen fleckigen Tapeziertisch herum stehen. Auf einem Metallstövchen köchelt eine Keramik-Teekanne vor sich hin, in einem gelben Ricard-Aschenbecher liegen ein paar abgeknickte filterlose Kippen.

Göhling schiebt sich hinter seinen Schreibtisch und blättert in einem Leitzordner herum. Er sagt, dass in den nächsten Monaten einige Aktionen mit Babbelplast anstehen und nennt ein paar Termine. Weil er von uns dreien der älteste ist und Göhling ein bisschen länger kennt als wir andern, meldet sich Richie als erster zu Wort.

Vielleicht kannst du nochmal erklären, was Babbelplast genau ist, Klaus. Ich mein, weil Robert und Jakob ja nicht dabei waren im Sassafras.

Ach so, ja. Also ihr müsst euch das vorstellen wie riesige Luftblasen, durchsichtig.

Aus Plastik?

Polyvinylchlorid, PVC. Es gibt Kugeln, Zylinder und Kissen. Die werden maschinell aufgeblasen. Und für den Auf- und Abbau brauchen wir Hilfskräfte.

Die Stichworte Plastik und Kissen animieren mich, mit meinem in zahlreichen Ausstellungsbesuchen unseres Kunstkurses erworbenen Wissen zu protzen, auch wenn ich damit vermutlich Roberts Widerspruch provoziere, der dem holländischen Künstler nichts abgewinnen kann.

So wie die soft sculptures von Claes Oldenburg?

Doch nicht wie der dämliche Oldenburg, blökt Robert prompt in meine Richtung. Hast du die Fotos oben nicht gesehen? Auf den Sachen vom Klaus kann man sitzen! Stimmt doch, oder? Er nickt Göhling kumpelhaft zu.

Göhling sieht uns einen Moment lang irritiert an. Mit so viel Kunstkenntnis hat er anscheinend nicht gerechnet.

Genau, sagt er dann. Keine Museumskunst. Babbelplast ist zum Mitmachen da. Das ist Material. Damit kann man spielen oder sich abreagieren, Kinder wie Erwachsene.

Wir nicken verständnisvoll.

Solche Gemeinschaftserlebnisse machen die Leute locker. Das ist unser Beitrag zur Entschärfung von Aggressionen.

Und dann sagt er wieder so einen Satz, den ich mir unbedingt merken will, weil man damit noch mehr Eindruck schinden kann als mit dem Aufzählen von Künstlernamen und Kunstobjekten: Babbelplast steht für mobile Gegenentwürfe zur monumentalen Starrheit der Architektur, die menschliche Individualität erdrückt.

Klar.

Okay.

Nachdem er uns die Babbelplast-Philosophie nahegebracht hat, werden wir mit der technischen Seite bekannt gemacht. Aufgeblasen wird das Babbelplast mit ganz normalen Staubsaugern; nur für die ganz großen, die Rekreationsfläche und die Schlange, braucht man ein Gebläse. Entsprechend schwer sind die Teile, das

größte wiegt zweihundert Kilo. Bei Bedarf wird das Zeug ins Auto gepackt und am Veranstaltungsort ausgeladen und aufgeblasen. Und nach der Aktion wird die Luft rausgelassen, alles schön zusammengelegt und wieder nach Düsseldorf transportiert.

Jetzt verstehe ich auch, warum Göhling Richie angesprochen hat. Mit seinen zwei Zentnern Lebendgewicht ist er genau der richtige Mann für solche Arbeiten. Sicher hat Göhling auf zwei weitere Richies gehofft; stattdessen hat der uns angeschleppt. Aber Mr. Babbelplast scheint nicht zu stören, dass wir nur zwei halbe Portionen sind. Sicher hat er das künstlerische Potential erkannt, das in uns schlummert.

Unser Job wäre zunächst mal das Be- und Entladen, dafür gibt es zehn Mark die Stunde. Manchmal werden nur zwei Leute gebraucht, manchmal drei, vielleicht auch mal vier. Wenn wir einen ganzen Tag oder ein Wochenende Zeit haben, können wir auch bei den Aktionen helfen. Die nächsten sind in Krefeld, Kiel, Amsterdam und Hannover. Dafür zahlt er dann ein Pauschalhonorar. Krefeld wäre ein ganzer Tag, dafür kann er schon mal hundert Mark versprechen. Woraufhin wir versprechen, dass wir dabei sind. Sollte mal ein Samstag mit drei Stunden Unterricht dabei draufgehen, ist das auch nicht schlimm. Andere machen Verkehrszählung und schwänzen dann sogar ganze Tage. Wenn ich das richtig verstehe, sind wir gerade in die Düsseldorfer Kunstszene aufgenommen worden. Und kriegen das auch noch bezahlt.

Zuhause zeigt mir Papa voller Stolz ein Stück von dem Silberstein, der ihm schon so lange Kummer gemacht hat. Aus lauter Sorge, dass ihnen jemand den Schatz noch vor der Nase wegschnappt, sind er und Paul heute wieder auf der alten Erzhalde in Breiningerberg gewesen. Diesmal haben sie den Brocken tatsächlich geschafft, wie es Papa geschworen hatte. Zerlegen konnten sie ihn zwar nicht, aber immerhin zwei große Stücke abschlagen. Irgendwo haben sie einen Riss entdeckt, den Meißel angesetzt und dann mit dem Vorschlaghammer draufgekloppt. Das andere Stück liegt im Kofferraum von Pauls grünem Käfer. Als nächstes soll der Reinheitsgrad fachmännisch bestimmt werden. Den großen Rest, den sie in der Erde lassen mussten, haben sie mit Gras und Ästen getarnt. Wenn es wirklich Silber ist, muss es sich um ein Vermögen handeln.

Chris Nickel aus der Oberprima braucht Statisten für seinen Autorenfilm über soziale Ungerechtigkeit und fragt mich, ob ich am Samstag nach der Schule mit in den Reuschenberger Busch kommen kann. Die meisten Aufnahmen sind schon im Kasten; was noch fehlt, sind ein paar Massenszenen, wo ausgemergelte Feldarbeiter mit der Peitsche zu besserer Leistung angetrieben werden. Ich soll die ältesten Klamotten mitbringen, die ich habe, gerne auch schon kaputt, und bloß nichts Modisches, weil sein Film eine zeitlose politische Parabel ist, im Stil von Buñuel.

Du kennst doch Buñuel?

Klar. „Der diskrete Charme der Bourgeoisie“.

Nee, das ist kommerzieller Scheiß...

„Ein andalusischer Hund“.

Nee, auch nicht wie die ganz frühen. Sondern wie die aus seinen mittleren Jahren. Zum Beispiel „El Bruto, der Starke“.

Ich zucke mit den Schultern.

Nee? Ja, die kennt hier kaum einer. Das sind aber die besten. Viel besser als Schlöndorff. Buñuel zeigt das Alltägliche. Eine ganz simple Geschichte: Hier der Hausbesitzer, da die Mieter, die mit roher Gewalt vertrieben werden. Und mittendrin El Bruto, der sich entscheiden muss, auf welcher Seite er steht. Auf der Seite des Ausbeuters? Oder auf der Seite der Unterdrückten? Das ist die Frage, die sich jeder stellen muss. Und genau das ist das Thema unseres Films. Aber kein Agitprop, verstehste? Sondern indirekte Agitation. Das Publikum soll sich hinterher fragen: Wie hätte ich mich wohl verhalten?

Wieder verständnisvolles Nicken meinerseits, und damit bin ich engagiert. Meine Aufgabe im Film wird sein, zusammen mit anderen Feldarbeitern ein bisschen herumzuhacken und dann zusammenzubrechen und wie tot liegen zu bleiben. Alles andere macht Nickel über den Schnitt.

Weil es arschkalt ist, sind es ziemlich wenig Leute, die sich am Samstagmittag im kleinen Wäldchen zwischen Pomona und Autobahn treffen. Für die Massenszene müssen deshalb auch Kalle und Birgit Heftrich vorübergehend ausgebeutete Landarbeiter mimen. Durchlöcherte Kartoffelsäcke über ihren kostbaren Gewändern und schäbige Kopfbedeckungen werden verhindern, dass irgendein Schlaumeier sie als das Tyrannenpaar identifiziert.

Für die Maske ist Nickels Freundin Gus zuständig. Eigentlich gehört sie mit ihrer Bronchitis ins Bett, aber das letzte, woran Chris Nickel denkt, ist die Gesundheit seiner Darsteller. Die Bronchitis hat sie sich als genotzüchtigte Bauerntochter im Lumpenkostüm geholt. Weil sich kein passender Drehort mit historischen Möbeln fand, musste die Vergewaltigung draußen stattfinden. Draußen lag Schnee, und seitdem hustet sie in einer Tour.

Gus schminkt uns bleich und blutig, und als ich an der Reihe bin und sie mein Kinn in die Hand nimmt, um meine Augenhöhlen dunkel auszumalen, fällt ihr nichts anderes ein als festzustellen, dass ich aber noch sehr jung bin für einen Feldarbeiter. Okay, öhö-chrr, korrigiert sie sich, damals gab es natürlich Kinderarbeit.

Übrigens bin ich siebzehn, ja?, protestierte ich kämpferisch, weil ich das nicht auf mir sitzen lassen will.

So, siebzehn, röchelt Gus schwindsüchtig und wühlt im Klamottenkoffer, für den anscheinend mehrere Vogelscheuchen das Material geliefert haben. Hoffentlich muss ich jetzt nicht meinen Pullover ausziehen und den Blick auf meinen fleckigen Hals freigeben. Zum Glück drapiert mich Gus nur zusätzlich mit einer zerlöchernten Strickweste und einem Strohhut, der auch schon bessere Tage gesehen hat. Anschließend drückt Chris Nickel jedem von uns ein langstieliges Gartengerät in die Hand, das nicht gerade sehr historisch aussieht, und dann schickt er uns für die Totale auf einen frisch eingesäten Acker, auf dem wir ein bisschen herumhacken

oder -graben sollen. Zwischen uns patrouilliert Wolle Müsch und schwingt wie angekündigt die Peitsche.

Nach der Totalen gibt es Großaufnahmen von schwer schuftenden, sich atemlos den Schweiß von der Stirn wischenden oder fast zusammenbrechenden Landarbeitern, und als ich an der Reihe bin, sinke ich wie verlangt zu Boden und tue keinen Mucks mehr, auch nicht, als mich Wolle Müsch mit dem Cowboystiefel in den Hintern tritt, meiner Ansicht nach sogar kräftiger, als es nötig gewesen wäre. Mein Auspeitschen wird mit subjektiver Kamera gedreht, das heißt, Wolle drischt auf die Kamera ein, wofür sich Chris Nickel aber unter ein Stück Wellblech legt.

Danach Auftritt des Landesherrn samt Gattin. Kalle mit seinem fuchsroten Kinnbart sieht aus wie King John im „Robin Hood“-Film, und Birgit Heftrich macht einen auf Lady Macbeth. Bei uns Untertanen löst ihr Erscheinen jedoch keine Rebellion aus, sondern mobilisiert im Gegenteil letzte Kraftreserven. Statt unsere Ausbeuter am nächsten Baum aufzuhängen, werfen wir uns (ich jetzt in Parka und auf links gedrehter Pudelmütze) demütig vor ihnen zu Boden, und damit wir danach schnell wieder hochkommen, lässt Wolle Müsch ein bisschen seine Peitsche knallen. Erst als die Sonne tief über den Häusern an der Bergheimer Straße steht, verkündet Chris Nickel Drehschluss.

Ich bin froh, endlich wieder meine normalen Klamotten anziehen zu können. Ohne mich abzuschminken, schwinge ich mich auf mein Mofa und fahre über Selikum nach Hause.

An der Bushaltestelle gegenüber von der Deutschen Bank steht ein beiger Mercedes mit halb geöffneter Beifahrertür. Gerade will ich in unsere Hauseinfahrt einbiegen, da steigt Mama aus dem Wagen. Ich halte an, um Hallo zu sagen, und dann sehe ich, dass Frau Ingenfeld, eingehüllt in einen kuscheligen Mantel mit Pelzkragen und mit Ohringen groß wie Zweimarkstücke, hinter dem Steuer sitzt. Vor ihrem Busen baumelt eine Brille mit halben Gläsern, deren Bügel an einer Kette um ihren Hals befestigt sind. Wahrscheinlich kommen sie gerade von der Zeugnis-Konferenz. Als ich meinen Kopf auf ihre Höhe bringe, fährt Frau Ingenfeld erschrocken zurück.

Mein Gott, Jakob – Was ist passiert?

Wie?

Du blutest ja... Hattest du einen Unfall?

Sie zupft Finger für Finger den Handschuh von der rechten Hand herunter und reicht sie mir durch das Seitenfenster.

Ach so, antworte ich, und drücke ihr vorsichtig die Hand, an deren Ende ein goldener Armreif schaukelt. Nö, das ist nur Schminke. Wir haben gerade einen Film gedreht.

Das muss aber ein sehr brutaler Film sein... Wenn man dich so zugerichtet hat.

Ja, es sollte eben echt aussehen. Eigentlich bin ich tot. Und ausgepeitscht worden bin ich auch.

Jakobs Freunde denken sich die unmöglichsten Sachen aus, mischt sich jetzt Mama ein. Anscheinend gefällt ihr nicht, dass ihre Chefin mitkriegt, was ich so in

meiner Freizeit treibe. Klar, als wir uns das letzte Mal sahen, war ich noch ein braver Junge mit langem Fassonschnitt und saß auf ihrem Schoß. Ewigkeiten ist das her.

Heute hat uns Arthur zum Geburtstag eingeladen. Nicht nach der Schule und zu sich nach Hause, sondern in der Freistunde nach der Dritten, und zu seinem Namensvetter in der Neustraße, der Kneipe mit dem unwirschen Kellner, der uns nur duldet, solange unser Glas noch ungefähr halbvoll ist. In Anbetracht von Arthurs Sparsamkeit ist die Einladung schon etwas Besonderes. Die Sache hat allerdings einen Haken: Es wird nur Schnaps serviert. Das lässt den Kreis der Interessenten stark schrumpfen. Für Arthur ist die Sache sonnenklar: Mit Schnaps kommt man einfach schneller ans Ziel. Das ist effektiver und deshalb billiger.

Nach der siebten Runde Korn schlägt Arthur vor, über Pfingsten gemeinsam nach Robertville zu fahren, ein winziges Kaff hinter der belgischen Grenze, wo er einen superbilligen Campingplatz kennt. Er will sogar zwei große Zelte zur Verfügung stellen, die sich bereits in mehreren Jugoslawien-Urlaube bewährt haben. Der Vorschlag wird allseits lautstark begrüßt, was mit einer weiteren Runde Korn gefeiert wird. Und wie sieht es mit der Verpflegung aus? Arthur rät, Proviant mitzunehmen, aber kein Campinggeschirr, weil er seine Kochausrüstung zuhause lässt. Er meint, die paar Tage können wir mal auf warmes Essen verzichten und uns mit Brot und Marmelade begnügen, was außerdem viel billiger ist. Niemand zweifelt an der Wahrheit dieser Aussage. Arthur ist zufrieden. Arthur, ruft er seinem Namensvetter zu, bringst du noch eine Runde?

Danach schwanken wir zum Schwann zurück. Stockbesoffen wie ich bin, folge ich Dagny aufs Damenklo, obwohl ich gar nicht muss. Leider ist die vierte Stunde noch nicht zu Ende, sonst hätte ich dort sicher noch andere Mädchen getroffen.

Anschließend Deutsch bei Bahlow. Heute setze ich mich mal auf den freien Platz neben Willy Brandt, dann bin ich schneller an der Tür, falls ich kotzen muss. Der Stuhl neben Stöpsel bleibt also leer, und prompt denkt Bahlow, ich mache mal wieder blau. Wütender Protest meinerseits. Bahlow wundert sich, sagt aber nichts. Willy grinst. Ich grinse zurück.

Thema heute: Politische Lyrik. Ich beschließe, aufgrund des wichtigen Themas die gesamte Stunde möglichst wörtlich zu protokollieren. Aus Versehen landet mein Ringbuch geräuschvoll auf dem Pult, was Bahlow auf sich bezieht, denn er dreht sich zu mir um. Zu Unrecht! brülle ich in seine Richtung, was ihn erneut zusammenzucken lässt. Dann muss ich feststellen, dass mein Kugelschreiber die Arbeit verweigert.

Hast du mal?

Bereitwillig tritt mir Willy einen angeknabberten Bleistift ab. Es geht um einen Text von Franz-Josef Degenhardt. Das ist mein Mann, verkünde ich gegenüber Willy und zähle über die lippenlähmende Wirkung der acht Schnäpse hinweg ungefähr zehn bis zwölf Lieder von ihm auf, die ich auswendig kann.

Mensch Thalrand, halt doch mal die Schnauze!

Das war Fürmanns Stimme. Die ruckartige Drehung zu ihm hin löst ein leichtes Schwindelgefühl bei mir aus. Trotzdem schleudere ich ihm einen wütenden Fluch entgegen, woraufhin er versucht, mit seinen Spargelbeinen hinter Willys Rücken gegen meinen Stuhl zu treten, was ihm aber nicht gelingt, weil ich seitlich ausweiche.

Bahlow liest aus einem Interview mit Degenhardt vor. Die Arbeiterklasse hat kritisches Bewusstsein genug. Es gilt, Situationen zu schaffen, in denen dieses Bewusstsein zur materiellen Gewalt wird. Die Sätze wabern an mir vorbei, aber es gelingt mir nicht, sie zu verschriftlichen, weil mir meine Finger nicht gehorchen. Die Buchstaben ähneln der endlosen Folge von ms, aus denen die Abenteuergeschichten bestanden, die ich in Freudenstadt auf dem roten Wollteppich schrieb. Es ist klüger, sich auf Stichworte zu beschränken.

E-n-g-a-v-a-m-p-i-r-e-n. Kein Zweifel, das habe ich gerade geschrieben. Oder vielmehr meine Hand. Was könnte das bedeuten? Schon das Fragezeichen steht meinen Gedanken im Weg.

Kaum habe ich die Buchstabenfolge aufs Papier gebracht, muss mein gelähmtes Gehirn unter höchster Anstrengung neue Informationen verarbeiten. Die DDR hat ihre Straftatbestände angepasst. Ja, und i hob a Raucherbein. N-e-u-e S-t-r-a-f-b-e-s-t-ä-n-d-e. S-t-r-a-f-t-a-t-b-e-s-t-ä-n-d-e muss es heißen, verdammt.

Auf einmal wird mir bewusst, dass ich ununterbrochen auf die nackten Beine von Ulrike Reuling starre, die mir genau gegenüber sitzt. Während ich mehr oder weniger unter der Bank liege. Wie spät ist es? Warum will ich das wissen? Wollte ich nicht alles protokollieren? Aber warum? Niemand wird diese Scheiße je lesen. Nicht einmal ich kann diese Sauklaue entziffern. E-x-e-k-u-t-i-e-r-e-n. Wie im Fall von Sacco und Vanzetti. Sakko & Wanzetti. Herrenmode aus 2. Hand. Ein Hammerlied von Degenhardt! Stimmts, Willy? Was?

Leider interessiert sich Willy nicht für deutsche Liedermacher. Wahrscheinlich kann er nicht darüber hinwegsehen, dass Degenhardt auch ein Lied gegen unpolitische Kiffer geschrieben hat. Quizfrage: Wie heißt die gleichnamige LP?

Zwischen Dressler und Stöpsel entwickelt sich ein Wortgefecht an der Frage, ob es in der DDR noch die Todesstrafe gibt oder nicht. Um ihnen folgen zu können, muss ich meinen Kopf von links nach rechts und wieder zurück schwenken, was mein Unwohlsein verstärkt. Bahlow erstickt die Diskussion, indem er zur Sachlichkeit auffordert.

Brechflüssigkeit steigt mir in die Kehle. Ich muss mal raus, habe aber Schwierigkeiten, die Tür zu finden.

Nachdem ich gekotzt habe, fühle ich mich gleich besser. Jedenfalls gut genug, um mit dem Mofa nach Hause zu fahren. Solange ich noch keinen Führerschein habe, kann man ihn mir auch nicht wegnehmen. Hinter Gnadental gibt es einen gepflasterten Radfahrweg mit einem grauen Begrenzungstreifen an der Kante. Wenn ich es schaffe, auf dem Streifen zu fahren, kann ich so besoffen nicht sein. Neben mir brausen die Autos vorbei. Weiter rechts wäre es natürlich sicherer. Aber ich habe es nicht mehr weit bis zu meinem Heimathafen.

Zum Glück ist niemand zu Hause. Ich feuere meine Kampftasche in die Ecke und lasse mich auf mein Bett plumpsen. Gott, was für ein Tag.

Als Papa erfährt, dass wir über Pfingsten nach Belgien fahren, schlägt er sofort in seinen geologischen Büchern nach, ob es in der Nähe nicht Steinbrüche oder alte Bergwerke gibt, wo er mich hinschicken kann. Aus einer alten Schwarte über die Erzlagerstätten der Eifel liest er mir vor, dass sich daselbst, nämlich zwischen Vielsalm und Robertville, in schnell fließenden Bächlein Gold und Platin in abgerundeten Körnchen von mikroskopischer Kleinheit bis zu Gerstenkorngröße finden lassen. Wahrscheinlich sieht er mich im Geist schon bis zum Knie im Fluss stehen und die Goldwaschpfanne schwenken. Das kann er sich abschminken.

Sein Traum vom Silberschatz ist jedenfalls geplatzt. Eine Begutachtung durch Dr. Boscheinen vom Lößbecke-Museum in Düsseldorf hat ergeben, dass es sich bei dem Brocken aus Breiningerberg um gewöhnliche Schlacke aus der Stolberger Bleihütte handelt, womöglich sogar giftig oder radioaktiv.

Chris Nickel lädt alle, die bei seinem Film mitgemacht haben, nach der sechsten Stunde in den Physikhörsaal ein. Es gibt aber kein Freibier als kleines Dankeschön, sondern es soll vor laufender Kamera ein Titel für den Film gesucht werden. Die Diskussion darüber wird Teil des Films werden, quasi als Epilog. Wir sind jetzt nicht mehr ausgebeutete Landarbeiter, sondern wir selbst, und wir dürfen sagen, was wir wollen. Unsere Titelvorschläge sollen an die große Schiebetafel geschrieben werden, wofür ein Freiwilliger gesucht wird, und dieser Freiwillige bin ich.

Es werden nur alberne Titeln wie „Tyrannen-Report“ oder „Wolle Müsch – Unerbittlich bis zum Tod“ genannt, die ich aber trotzdem alle in Großbuchstaben an die Tafel schreibe. Nickel ist sauer, weil die ganze Zeit die Kamera gelaufen ist und drei Minuten Film fast zehn Mark kosten; für'n Arsch, wie er meint.

Nochmal, damit ihr das kapiert, sagt er, während er eine neue Kassette einlegt: Dieser Film ist ein politisches Statement, Punkt. Indem er nämlich die Frage aufwirft, warum sich die Unterdrückten nicht gegen ihre Ausbeuter erheben. Wozu sie aufgrund ihrer Überzahl ja in der Lage wären. Wenn der Film aus ist und das Licht im Kino wieder angeht –

Was für 'n Kino? Gloria-Palast?

– Sollen die Zuschauer nicht zufrieden sein und dankbar für gute Unterhaltung. Aber auch nicht frustriert. Sondern wütend.

Über den Scheißfilm.

Obwohl er die Zwischenrufer am liebsten alle auf der Stelle erwürgen würde, lässt sich Nickel nichts anmerken.

Und diese Wut, kapiert?, diese revolutionäre Wut, sollen sie mit nach Hause tragen, in die Betriebe, in die Schulen und so weiter. Die Frage soll in ihnen kochen: Warum haben sich diese verdammten Arschlöcher nicht gewehrt?

Schweigen. Auch mir fällt nichts ein. „Rebellen im Reuschenberger Wald – ratlos“ liegt mir auf der Zunge, aber ich kann mich beherrschen. Doch dann meldet

sich Kalle zu Wort, der bisher noch keinen Piep gesagt hat, und sofort schaltet Nickel wieder die Kamera ein.

Dann nimm das doch als Titel!, sagt Kalle, der dafür extra aufgestanden ist.
Was?

Na, die Frage. Warum, ihr Arschlöcher und so weiter.

Sofort geht das Rumoren los: Was soll das denn? Das ist doch kein Titel!, und überall genervte Gesichter, die Nickel mit einem Kameraschwenk dankbar einfängt. Danach Großaufnahme Kalle, der jetzt begründen muss, warum das genau der richtige Titel für diesen Film ist. Anschließend muss ich die Tafel sauber wischen und kann mich wieder setzen. Kalle übernimmt die Kamera und filmt Nickel, wie er den Titel schwungvoll an die Tafel schreibt: „Warum habt ihr verdammten Arschlöcher nichts getan?“ lautet er jetzt. Und kaum hat er den Punkt unter das Fragezeichen gesetzt, kommt von mir auch schon der nasse Schwamm angefliegen und klatscht an die Tafel. Weil die Rebellion nämlich auch vor dem Filmemacher nicht Halt macht.

Kalle, eben noch als Tyrann in Chris Nickels Sozialdrama zu sehen, hat inzwischen selbst einen Film gedreht, einen Musikfilm mit Jimmy Fuchs als Darsteller. Die Kamera war eine Leihgabe von Bekannten seiner Eltern; die Musik hat er selbst komponiert und zuhause in seinem Musikkeller à la Paul McCartney auf sämtlichen Instrumenten ganz alleine eingespielt.

Ich habe große Lust, auch einen Film zu drehen. Keinen Ulk und auch nichts Experimentelles, sondern wie Nickel einen Spielfilm mit einer richtigen Geschichte. Am besten mit der ganzen Clique. Filmen ist überhaupt die Kunst der Stunde. Katja Mölders sieht das genauso. Deshalb hat sie mich auch gefragt, ob ich Lust habe, im Sommer mit ihr zusammen zur Berlinale nach Berlin zu fahren und die allerneuesten Filme anzugucken. Nebenbei würden wir uns auch besser kennenlernen.

Das mit dem Besserkennenlernen verstehe ich so, dass es eine Steigerung von dem sein wird, was bisher passiert ist, und allein schon deshalb fahre ich mit. Ich bin sogar geschmeichelt, denn Katja ist zwei Jahre älter und hält die meisten von uns für unterbelichtet, weil sie sich nicht adäquat über Literatur, Kunst und Politik mit ihnen unterhalten kann.

Klar, sage ich zu Katja. Berlinale, Filme, Diskussionen, find ich gut. Ich muss das bloß mit meinen Eltern klären.

Okay. Und dann überleg mal, ob du nicht irgendwelche Leute in Berlin kennst, bei denen wir pennen können.

Ach so.

Ja. Wir müssen ja nicht unbedingt in 'ne Jugendherberge gehen.

Nee. Das is ja langweilig, stimme ich ihr zu. Und außerdem ungemütlich, wegen der Doppelstockbetten, wie soll man sich da näherkommen.

Kenne ich Leute in Berlin? Manni sagt, dass sein Bruder in Kreuzberg in einer WG wohnt, wo ständig fremde Leute auftauchen. Wenn sie mal wieder miteinander telefonieren, will er ihn fragen, ob es mit der Übernachtung klappt. Sein Politologie-Studium hat Wolfgang abgebrochen, weil er das System nicht dadurch unterstützen will, dass er Karriere macht. Außerdem ist er politisch aktiv. Zurzeit arbeitet er beim Bauer-Verlag, wo zum Beispiel „Kicker“ und „Bravo“ erscheinen, aber nicht als

Journalist, sondern im Vertrieb. Wenn Ruelen wüsste, dass sein einstiger
Lieblingsschüler demnächst den Gabelstaplerschein macht, wäre er sicher schwer
enttäuscht. Wolfgang's Eltern sind es garantiert.

17 Wadenwickel

Moskau erwartet uns mit strahlendem Sonnenschein und Temperaturen um zehn Grad, aber die verharschten Schneehaufen überall verraten, dass es erst neulich noch kräftig geschneit haben muss.

Als der Bus vom Flughafen endlich vor unserem Hotel hält, ist es bereits stockdunkel. Die Gostiniza Tourist ist ein fünfstöckiger roter Backsteinbau, der von außen aussieht wie eine Kaserne. An der Rezeption werden wir mit Hilfe unserer russischen Reiseleiterin, die sich als Luzi vorgestellt hat, auf die einzelnen Zimmer verteilt. Alle haben den gleichen kleinen Schreibtisch, auf dem ein Aschenbecher, ein schwarzes Telefon und ein gleichfarbiger Radioempfänger stehen, und in jedem Zimmer gibt es ein weißgekacheltes Badekammerchen mit WC und Dusche, deren Armatur gleichzeitig das Waschbecken versorgt.

Abendbrot gibt es drei Treppen tiefer in der Kantine im ersten Stock. Wir müssen zu Fuß gehen, denn der Aufzug ist außer Betrieb, wie ein Schild signalisiert, das man sogar ohne Russischkenntnisse versteht.

Vor dem Speisesaal sitzt einsam und allein eine alte Frau mit Schürze und Kopftuch, die Hände im Schoß.

Eine дежурная, flüstert Künzel, ich lieg im Öl!

Ich halte ihn am Arm zurück. Was ist das?

Na ja... Wie der Name schon sagt... Deschurnaja.

Laaber nicht rum, worauf wartet die?

Die wartet doch nicht, kichert Künzel, das ist die die Wachhabende. Die passt hier auf.

Dieses Hutzelweib? Und worauf? Dass hier keine Nazis essen gehen? Dass es keine Schlägerei im Speisesaal gibt?

Keine Ahnung. Iss' halt so. Diese Großmütterchen sitzen auf jeder Etage als Aufsicht. Das sind Arbeitsplätze.

Schnell stellt sich heraus, dass man sich das Essen an der Theke holen muss, wo es verborgen ruht in dampfenden Kesseln, und das einzige, das man sich aussuchen kann, ist die Zahl der Portionen. Eine gute Gelegenheit, meine Sprachkenntnisse anzuwenden. Also sage ich an der ersten Station adin und an der zweiten dwa und lasse mir an der dritten eine Art Brötchen geben: Da, spasibo.

Als wir dann unserem Essen mit Messer und Gabel zu Leibe rücken, stellt sich heraus, dass die Würstchen mit einer zähen, groben Masse gefüllt sind und das Kartoffelpüree auch als Tapetenkleister gute Dienste tun würde. Sogar das Brötchen macht keine Freude, denn es zerbröselst beim Aufschneiden, was meinen Appetit auf null zurückfährt. Auch Robert und Künzel geben den Versuch, etwas zu essen, nach ein paar Bissen auf. Aber anstatt wie wir den Teller angewidert von sich zu schieben, stochert Robert kichernd in seinem Essen herum. Knor-pel-würst-chen, Kar-toffel-bapp, gluckst er eins ums andere Mal vor sich hin, ehe ihm ein Lachanfall Tränen in

die Augen treibt und endgültig die Sprache verschlägt. Alles sichere Anzeichen von Schlafmangel.

Auf dem Rückweg legen wir vor Weißenfels' Zimmer einen kurzen Halt ein. Bestimmt liegt er schon im Bett, von der langen Reise erschöpft. Vor allem von der nächtlichen Zugfahrt, zu der wir ihn per Abstimmung gezwungen haben. Robert möchte ihn gern noch ein bisschen quälen, setzt seine Nosferatu-Grimasse auf und fährt mit den Fingernägeln ein paar Mal über die Zimmertür. Ich will mich mit einem beidhändigen Fingerstakkato beteiligen, aber Künzel ist dagegen, weil er Weißenfels in Russisch hat.

So lasst den armen Mann doch schlafen, schimpft er und schiebt, zum ungefähr hundertsten Mal heute, mit dem Zeigefinger seine lila Hornbrille mit den schweren dicken Gläsern zurück Richtung Nasenwurzel. Und schon bugsiert er uns, wie eine Pute ihre Küken, mit ausgebreiteten Armen Richtung Treppenhaus.

Zum Frühstück gibt es Nudeln mit Fleischsoße. Das Hotel geht anscheinend von einem hohen Kalorienbedarf seiner Gäste aus. Danach besuchen wir die All-Unions-Ausstellung der Volkswirtschaftlichen Errungenschaften der UdSSR am Mira-Prospekt. Arthur ist als einziger ohne Jacke oder Mantel unterwegs. Vermutlich denkt er sich, wenn seine Mutter ihn schon mal mit einem anständigen Pullover aus einem Fachgeschäft ausstattet, muss er ihn nicht unter einem schäbigen Parka verstecken. Dabei ist es ganz egal, ob er eine Bluejeans von Levi's trägt oder eine kackbraune Kunstfaserhose von Aldi: An seinem Körper gewinnt noch der primitivste Fetzen an Wert. Er hat es eben drauf, das muss man neidlos anerkennen, und ich bin glücklich, dass wir Freunde sind.

Nicht, dass ich mich über seinen Erfolg bei den Frauen wundern würde. Muskulöse Schultern und Arme (Ferienjob im Imprägnierwerk!). Fremdländische Gesichtszüge, durch ausgeprägte Wangenknochen und schulterlanges, tiefdunkelbraunes Haar indianisch anmutend. Scharf geschnittener Mund. Haselnussbraune Augen unter langen Brauen, so schwarz und schnurgerade, als wären sie mit Kohlestift und Lineal gezogen. Und außerdem Besitzer eines Mercedes 180, 16 Jahre alt, handgemalte Aufschrift: Bis dass der TÜV uns scheidet. Aber dass dieser Erfolg so total ist, so auf der ganzen Linie... Das ist schon ein bisschen mysteriös. Arthur kann es sich selbst nicht genau erklären. Er meint, wahrscheinlich hätte es was mit dem Geruch zu tun. Natürlich wollte ich wissen: Geruch nach was? Unterarmschweiß, hat er gemeint. Da seien Lockstoffe drin, das sei medizinisch erwiesen. Man darf nur nicht stinken wie ein Schwein.

Hier und jetzt, in der schwefeldioxidgeschwängerten kalten Moskauer Frühlingsluft, kann Arthur seine Vorzüge ausnahmsweise nicht zur Geltung bringen. Nicht er, sondern Toby in seinem Kordsamtblazer erregt vor dem Brunnen der Völkerfreundschaft die Aufmerksamkeit einer russischen Mädchenklasse. Wahrscheinlich halten sie ihn für einen westlichen Popstar, der sich hinter seiner verspiegelten Sonnenbrille versteckt, für Jim Morrison, dessen Tod sich bestimmt noch nicht bis nach Kirgisien oder in die Mongolei herumgesprochen hat. Auch ohne

ausdrückliche Aufforderung tut Toby ihnen den Gefallen: nimmt seine blau getönte Brille im Pilotenstil ab, fährt sich durch die langen rotblonden Locken und wendet sein Gesicht zum Himmel, um es in der Moskauer Märzsonne zu baden.

Danach Stadtrundfahrt in Begleitung unserer Reiseleiterin mit Erläuterungen zur Stadtgeschichte. Als Luzi ihr Mikrofon mal beiseitelegt, versuche ich, sie mit einem brisanten Namen zu schocken: Rasputin. Doch Luzi tut so, als sei der Mönch mit den übernatürlichen Kräften ein völlig unbedeutender Mann gewesen.

Okay, dann versuche ich es eben mit Stalin. Auch so eine Unperson. Bevor sie behaupten kann, dass sich im heutigen Russland kein Mensch mehr für ihn interessiert, erinnere ich Luzi daran, dass er immerhin neben Lenin im Mausoleum liegt. Stimmt nicht, sagt sie, er hat ein ganz normales Grab an der Kremlmauer, und greift wieder zu ihrem Mikrofon.

Und dort, das große Gebäude am Ufer der Moskva, ist das Hotel Rossija, das größte Hotel Europas. Raten Sie mal, wie viele Zimmer es dort gibt.

Womit sie natürlich wieder die Aufmerksamkeit des ganzen Reisebusses auf ihrer Seite hat. Des Rätsels Lösung lautet dreitausend. Da wäre doch sicher auch Platz für uns gewesen. Stattdessen sind wir in einer Gostiniza untergebracht, und Gostiniza heißt Gästehaus.

Als wir am Abend wieder zurück sind und aufs Zimmer gehen wollen, um die eingekauften Getränke auszupacken, Wodka und Krimsekt, bemerken Richie und ich schräg gegenüber zwei Mädchen, die sich an der Tür von Zimmer 535 zu schaffen machen. Offenbar kommen sie mit ihrem Schlüssel nicht zurecht. Bereitwillig nehmen sie unser Hilfeangebot an.

Zu seiner Verblüffung muss Richie feststellen, dass hier mit Kraft nichts zu machen ist. Erst meine vorsichtige Fummelei bei gleichzeitigem Ziehen statt Drücken führt zum Erfolg. Sesam öffne dich, fällt mir gerade noch rechtzeitig ein, um für das Wunder die angemessenen Worte zu finden. Die beiden Mädchen bedanken sich artig mit Handschlag, was wir benutzen, um ihnen unsere Namen in Verbindung mit unseren Zimmernummern einzutrichern, woraufhin sie gar nicht anders können, als uns auch ihre Namen zu verraten, Isolde und Andrea. Sie kommen aus Gummersbach und sind ebenfalls auf Klassenfahrt. Als ich daraufhin mit der Nennung von Hansi Schmidt und Heiner Brand meine Verbundenheit mit der Stadt signalisiere, findet das erwartungsgemäß ihre Anerkennung. Es kann ja gar nicht anders sein, als dass ich bei den beiden jetzt einen Stein im Brett habe.

Dröhnende Marschmusik wirft mich aus dem Bett. Es ist stockfinster, und ich kapiere erstmal gar nichts. In meinem wodkaumnebelten Gehirn wabert das Bild eines Platzkonzerts, nicht vor dem Hotel, sondern mitten in unserem Zimmer. Ein ganzer Trupp russischer Musiker muss sich heimlich ins Zimmer geschlichen haben, Blechbläser, Pauken und ein Männerchor. Ich wälze mich aus dem Bett und torkle auf den Lichtschalter zu, den ich neben der Tür vermute.

Flackernd schaltet sich die Deckenleuchte ein. Blinzelnd erkenne ich, dass wir immer noch allein im Zimmer sind. Kein Blasorchester weit und breit. Aber der Höllenlärm hält an. Die Musik muss von woanders herkommen. Es ist die russische

Nationalhymne. Vielleicht ist heute ein Feiertag, und im Hof wird ein Platzkonzert veranstaltet. Benommen und halbblind schwanke ich zum Fenster, wo ich mit Robert zusammenstoße, der die gleiche Idee hat.

Was is'n das für 'ne Scheiße, brüllt er gegen die Musik an und reißt den Vorhang zur Seite.

Schon habe ich den korkenzieherförmigen Griff der Fensterverriegelung gepackt, als uns Künzel von hinten empört anschreit.

Was macht ihr denn da am Fenster? Das kommt doch nicht von draußen!

Halb aufgerichtet liegt er im Bett und schirmt seine ultrakurzichtigen Augen gegen das Neonlicht ab.

Verständnislos glotze ich Robert an.

Seid ihr doof? Das ist das Radio! Zieht den Stecker raus und gut is!

Und schon dreht er sich wieder auf den Bauch, die Decke über den Kopf gezogen.

Das Radio steht genau vor uns, auf dem Schreibtisch vor dem Fenster. Ich taste nach dem Lautstärkereglern und drehe ihn nach links bis zum Anschlag. Endlich wieder Stille.

Danke, grummelt Künzel in sein Kopfkissen. Und jetzt bitte Licht aus. Ich brauch meinen Schönheitsschlaf.

Danach noch ein paar halberstickte Geräusche und albernes Gekicher.

Also das Radio. Hat es sich von alleine eingeschaltet? Ist das der Weckruf des Hotels für die Gäste? Nein, wir sind selbst schuld, weil wir bis halb drei Uhr morgens Skat um unsere Einkäufe gespielt und dabei volle Pulle das Radio laufen gelassen haben. Um Mitternacht war wahrscheinlich Sendeschluss, was wir mit unseren zugesoffenen Köpfen aber nicht mitkriegten. Keiner hatte daran gedacht, das Radio auszuschalten, und deshalb plärrte es um Punkt fünf Uhr mit maximaler Lautstärke los, um die russische Arbeiter- und Bauernmacht zur Arbeit zu rufen.

Nach nur drei weiteren Stunden Schlaf wälzen wir uns aus dem Bett, machen uns fertig und gehen frühstücken. Ein Happen Kartoffelbrei mit Knorpelwürstchen gefällig? Danke, nicht auf nüchternen Magen.

Heute steht Besichtigung des Kreml auf dem Programm. Aber nicht nur bei uns. Hunderte, wenn nicht Tausende haben denselben Wunsch. Nach langem Anstehen werden wir endlich durch die Sehenswürdigkeiten geschleust. Den Rest des Tages haben wir zur freien Verfügung; für das Mittagessen sind Plätze im Café Lira am Puschkinplatz vorbestellt.

Mitten auf dem Roten Platz hakt sich Katja plötzlich bei Robert ein und zwingt ihm ausgreifende Tanzschritte auf, deren ansteckender Wirkung sich Dagny, Martina und Künzel in seinem knöchelumspielenden braunen Militärmantel nicht entziehen können. Nach Kasatschok sieht das Getrapse nicht gerade aus, eher nach Sirtaki. Trotzdem finden sich sofort Schaulustige ein, Touristen wie wir, die uns vermutlich mit einer russischen Folkloregruppe verwechseln, und weil die meisten in Reisegruppenstärke unterwegs sind, bildet sich in kurzer Zeit ein regelrechter Menschauflauf. Prompt ist ein Milizionär mit Pelzkappe zur Stelle und unterbindet die unangemeldete Versammlung im Angesicht des einbalsamierten Sowjetführers.

Nach dem Abendbrot findet bei Weißenfels ein Treffen auf seinem Zimmer statt. Sogar Morlock taucht auf und streckt sich wie selbstverständlich zwischen Martina und Arthur auf dem Fußboden aus. Es gibt Wodka und Cognac, den sich manche mit bulgarischem Fruchtsaft mischen, und Seitz, Blömertz und Winkels spenden ihren Einkauf von heute Nachmittag. Sie hatten etwas zum Knabbern kaufen wollen und in einem Feinkostgeschäft auf die Nüsse gezeigt, die im Schaufenster auslagen. Ein Kilo wollten sie davon haben und zerbrachen sich den Kopf, wie sie das verständlich machen könnten – überflüssigerweise, weil Kilogramm zum russischen Wortschatz gehört, wie Weißenfels im Nachhinein zu bedenken gibt. Als sie auf der Rückfahrt in der Metro etwas von ihrem Einkauf probieren wollten, stellte sich heraus, dass sie ein Kilo Sprotten gekauft hatten. Die Nüsse waren nur die Dekoration gewesen.

Kimmel, Schmidt-Sabais und Meves können auch ein Erlebnis beisteuern. Weil sie, wie wir alle, mit dem offiziellen Wechselkurs des Rubel nicht einverstanden sind, haben sie es, wie die meisten von uns, mit Schwarztausch versucht. In der Nähe des Bolschoi-Theaters wurde ihnen ein großartiges Angebot unterbreitet, eins zu eins. Kimmel und Meves legten zusammen und erhielten zwei rotbraune Fünfundzwanzig-Rubel-Scheine; Schmidt-Sabais tauschte seinen blauen Hunderter gegen einen prächtigen Hundert-Rubel-Schein. Sein Pech, dass man ihm Falschgeld angedreht hat, was er beim Bezahlen im Schnapsladen auf unerfreuliche Weise erfuhr. Jetzt macht er sich den Spaß, mit dem Schein ein Zigarillo anzuzünden, das ihm Morlock spendiert hat, und lässt sich dabei von Weißenfels fotografieren, bei welcher Gelegenheit Robert seinen Kopf wie einen Fußball zwischen die Finger nimmt und seine Lippen auf Weißenfels' Glatze drückt, die blank und rund ist wie eine Billardkugel. Er kann es sich leisten, weil er bei ihm keinen Unterricht hat. Zu einer richtigen Fete kommt es nicht, weil Weißenfels schon um halb elf erklärt, morgen würde ein anstrengender Tag werden, mit zwei Besichtigungen. Brav verziehen sich alle auf ihre Zimmer.

Noch während ich mir die Zähne putze, kommt mir die Idee, Andrea und Isolde einen Spontanbesuch abzustatten. Ich werde einfach behaupten, bei uns sei die Heizung ausgefallen, oder etwas anderes in der Art. Hoffentlich schlafen sie noch nicht. Im Pyjama taste ich mich über den dunklen Flur und klopfe vorsichtig an die Tür von Zimmer 535.

Hallo? Noch jemand wach aus Gummersbach?

Die Tür geht einen Spaltbreit auf, dahinter erscheint Andrea, barfuß in einem dunkelblauen Pyjama.

Oh, ein Schlafwandler. Oder hat dich der Kollege ausgesperrt?

Nee... Aber wir haben einen im Zimmer, der schnarcht wie ein Walross. Und da dachte ich, ich könnte vielleicht bei euch solange....

Wir wollten aber gerade ins Bett gehen.

Es ist ja nur vorübergehend, sage ich beschwichtigend. Bis der sich beruhigt hat.

Na meinetwegen, sagt Andrea und lässt mich eintreten. Dann klopft sie an die Badtür.

Unangemeldeter Besuch aus Neuß!

Komme gleich! lautet die Antwort. Immerhin keine Ablehnung.

Andrea legt sich in ihr Bett neben dem Fenster. Das Zimmer sieht haargenau aus wie unseres, nur dass es ein Bett weniger hat. Der gleiche kleine Schreibtisch mit dem Aschenbecher, dem Telefon und dem Radio. Dass nur die Nachttischlampe brennt, empfinde ich aufgrund meiner diversen kleinen Handikaps als Vorteil.

Gefährliches Ding, sage ich zu Andrea und zeige auf das Radio. Heute Morgen um fünf hat es uns mit der Nationalhymne geweckt. In voller Lautstärke.

Statt einer Antwort zieht sich Andrea die Bettdecke bis zum Kinn. Bei ihr werde ich todsicher nicht zum Zug kommen. Ich könnte mich auf den Schreibtischstuhl setzen, aber erstens würde ich dann quasi am Bett von Andrea sitzen, die sich offensichtlich nicht unterhalten will, und zweitens müsste ich erst ihre Klamotten runternehmen, mit der Unterwäsche obenauf, und die anzufassen verbietet mir meine Erziehung.

Im Bad geht die Toilettenspülung. Ich muss mich entscheiden. Ohne Andrea noch eines Blickes zu würdigen, schlüpfe ich ins leere Bett von Isolde. Wenn ich mich unter der Decke verstecke, kriegt sie vielleicht einen Schock und fängt an zu schreien. Besser, ich setze mich aufrecht hin und zeige, wer ich bin.

Die Badtür öffnet sich, Isolde erscheint, in einem rosa Nachthemd, das ihr bis an die Waden reicht und gerade durchsichtig genug ist, um zu verraten, dass sie darunter nur ein Höschen trägt. Besonders überrascht scheint sie nicht zu sein.

Je schöner der Abend, desto später die Gäste, sagt sie seufzend.

Ein Notfall, sage ich. Ein Schnarcher im Zimmer. Ich bitte um vorübergehendes Asyl.

Anstelle einer Antwort löscht sie das Licht und legt sich zu mir ins Bett. Wahrscheinlich ist sie es gewohnt, dass sich im Urlaub fremde junge Männer in ihr Bett schleichen.

Aber ich warn dich, sagt sie und schnieft zur Bekräftigung, ich bin krank, ich hab Fieber, 40 Grad. Fühl mal. – Da doch nicht, du Blödi! schimpft sie und stößt dabei odolparfümierten Atem aus. Sie nimmt meine Hand und legt sie sich auf die Stirn.

Kannst du Wadenwickel machen?

Klar, lüge ich unverfroren. Gut, dass es nicht um Krautwickel geht.

Wadenwickel, erkläre ich großspurig, sind meine Spezialität.

Dann darfst du auch noch ein bisschen bleiben.

Mittwoch. Besichtigung des Pionierpalasts in der Nähe der Universität. Ein Jugendlicher übernimmt die Führung, immerhin auf Deutsch. Es ist eine einstudierte Nummer. Auf Fragen ist er nicht eingestellt, sie führen zu einer Störung im mechanischen Ablauf seines Vortrags; um ihn wieder fortzusetzen, braucht er einen längeren Anlauf. Es ist, als ob er erst das Tonband zurückspulen müsste. Wir sind ziemlich empört.

Donnerstag. Busausflug nach Sagorsk. Vor den Holzhäusern sitzen vermummte alte Frauen in der Sonne. Als wir unsere Fotoapparate zücken, springen sie von ihren Bänken auf und bewerfen uns mit Schnee.

Freitag. Besuch der Lomonossow-Universität und des Neujungfrauenklosters. Die Uni besteht laut Luzi aus so vielen Räumen, dass man drei Jahre braucht, um jeden Raum für wenigstens eine halbe Stunde zu betreten. Aber warum sollte man das tun? Wieder keine Antwort. Luci wirkt von Tag zu Tag erschöpfter. Meinen Fragen und Kommentaren bringt sie nicht die erforderliche Aufmerksamkeit entgegen, und das kränkt mich. Obwohl ich einsehe, dass sie im Unterschied zu mir ja auch die doppelte Portion Gehirnzellen aktivieren muss, damit wir miteinander ins Gespräch kommen. Vor dem Hauptgebäude will ein junger Mann, wahrscheinlich ein Lockvogel vom KGB, von Hermann und Dagny Rauschgift kaufen, die damit aber nicht dienen können.

Am Nachmittag politische Diskussion mit Regierungsrat Dr. Heyken in der Deutschen Botschaft. Abends Fete auf Zimmer 213. Arthur zeigt sich die meiste Zeit oberkörpernackt, um den Hals einen folkloristischen Brustbeutel, von dem er sich auch nachts nicht trennt. In Kombination mit dem über die Brust reichenden langen Haar lässt ihn das noch mehr wie Winnetou aussehen.

Wir haben kaum zu feiern angefangen, als plötzlich die Tür aufgerissen wird und ein Uniformierter ins Zimmer tritt. Um auf sich aufmerksam zu machen, schreit er ein paar Worte, und augenblicklich herrscht Stille. Wir sitzen alle wie erstarrt. Der Milizionär sieht uns streng an. Dann verzieht sich sein Gesicht zu einem Grinsen und er bricht in Gelächter aus. Ein zweiter Milizionär erscheint im Türrahmen und schiebt den sichtlich weggetretenen Klaus Lepper ins Zimmer, der sich sofort auf eines der Betten fallen lässt. Und schon sind die beiden Ordnungskräfte wieder fort. Wie sich herausstellt, war Lepper stockbetrunken im Bus eingeschlafen und bis zur Endstation durchgefahren. Als er wieder zu sich kam, konnte er sich nicht verständlich machen. Die herbeigerufene Polizei ließ eine Dolmetscherin kommen. Zum Glück wusste er noch den Namen unserer Unterkunft. Weil er ein Einzelgänger ist, hatte niemand sein Verschwinden bemerkt.

Post für Papa aus Neuß, ein blauer Brief mit der Unterschrift von Dr. Brych und Bahlow: Müssen wir Ihnen hierdurch mitteilen, dass Ihrem Sohn Jakob, Schüler der Klasse Ulc, die Versetzung nicht zugesprochen werden konnte. Und bei drei Fünfen ohne Chance auf Nachprüfung.

Zuhause herrscht Weltuntergangsstimmung. Mama flippt regelrecht aus. Sauer ist sie nicht, dazu ist sie viel zu erschüttert, heult in einer Tour herum. Diese Schande, diese Schande... So geht es die ganze Zeit. Bei Paul hat sie sich nicht so angestellt. Sie kriegt sich gar nicht mehr ein. Wahrscheinlich sieht sie schon die Schlagzeile vor sich: MUTTER DES SITZENBLEIBERS IST LEHRERIN – VATER ERFOLGLOSER WESTERNAUTOR.

Kaum ist die Mittagsruhe vorbei, ruft sie bei Dr. Brych zuhause an. Zum Glück ist er nicht da oder zu beschäftigt, um mit der Mutter eines Sitzenbleibers zu

telefonieren. Aber seine Frau bekommt sie an die Strippe, bei der sie sich in aller Ausführlichkeit ausweinen darf. Von meinem Zimmer aus muss ich alles mit anhören.

Der Alte ist richtig stinkig. Als erstes hat er mir die Berlinfahrt gestrichen. Einfach so, obwohl ich schon die Zusage von Wolfgang hatte. Wenn ich das Katja beichte, wird sie mich todsicher für einen Schwächling halten, der sich gegen seine Eltern nicht durchsetzen kann.

Geld für den Sommerurlaub gibt es auch keins. Zum Glück habe ich durch die Arbeit für Göhling ein bisschen beiseitelegen können. Anfang Juli braucht er wieder zwei Leute, diesmal für Amsterdam. Richie ist dann schon in Thailand, also werden Robert und ich den Job übernehmen und uns von da aus mit dem Zug und per Anhalter bis an die französische Kanalküste durchschlagen, zum Cap Gris-Nez, wo es einen sehr schönen Sandstrand geben soll. Es ist zwar schon dreißig Jahre her, dass Papa da als Soldat war, stimmt aber wahrscheinlich immer noch. Und danach noch eine Woche Campingurlaub in Paris.

18 Avenue de Neuilly

Am Museumplein ist richtig was los. In kurzen Abständen treten immer neue Musikbands und Chöre auf, ein spitteliger bärtiger Guru bietet Yoga zum Mitmachen an, und Kinder und Jugendliche rollen unsere Babbelplast-Bälle über die Wiese. Es ist die Abschlussveranstaltung des Holland Festivals, das heute in Amsterdam zu Ende geht. Am Morgen, als wir mit Ausladen und Aufpumpen beschäftigt waren, schallte aus dem neueröffneten Van Gogh Museum passend Don McLeans „Vincent“-Song über den Platz. Einer der großen Unverstandenen, der für irgendwelche Sünden büßen musste und sich das Ohr absäbelte, weil er hoffte, dadurch Verzeihung zu erlangen.

You took your life, as lovers often do
But I could've told you Vincent
This world was never meant for
One as beautiful as you.

Jetzt, wo alles läuft, besteht unsere Arbeit nur noch darin, die Bälle im Auge zu behalten und, falls sie Luft verlieren, aus dem Verkehr zu ziehen und zu flicken. Dafür erwärmen wir das PVC mit einer Heißluftpistole, legen einen handtellergroßen Flicker auf und pressen beides mit einer Handwalze zusammen. Es ist so simpel wie die Reparatur eines Fahrradschlauchs.

Als die Sonne hinter den Bäumen im Vondelpark versinkt, können wir daran denken, Schluss zu machen: Bälle einsammeln, mit Hilfe der Staubsauger die Luft abpumpen, Folien möglichst platzsparend zusammenfalten und im Transporter verstauen. Gegen Mitternacht sind die beiden VW-Busse endlich abfahrbereit. Beim Bezahlen rundet Göhling großzügig auf, wahrscheinlich auch aus schlechtem Gewissen, weil er schon seit Mittag zugekiffert und zu keiner praktischen Arbeit mehr zu gebrauchen gewesen ist.

Es ist eine laue Sommernacht. Wir schnappen uns unsere Rucksäcke und marschieren zum Bahnhof, wo wir in den nächsten Zug nach Belgien steigen wollen. Aber der fährt, wie wir feststellen müssen, erst um halb sieben. Die Centraal Station ist seit null Uhr geschlossen, und wir kommen nicht einmal ins Gebäude rein, um uns auszuruhen oder aufs Klo zu gehen. Wir sind stinksauer.

Die Nacht in einem Hotel zu verbringen kommt nicht in Frage, dafür ist unser Budget zu schmal. Also zurück in die Stadt, zum Hauptplatz. Am Nationalmonument gegenüber vom Königspalast haben sich tagsüber immer Dutzende von Leuten herumgetrieben. Jetzt ist der Platz wie leergefegt. Im Café gegenüber halten wir uns über eine halbe Stunde an einem Bier fest, aber um zwei werden wir rausgeschmissen, und vier Gulden sind weg. Eine Snackbar hat noch geöffnet, und wir stellen übereinstimmend fest, dass wir Appetit auf eine Frikandel Speciaal

haben. Gegessen wird in Zeitlupe, aber nach zwanzig Minuten ist kein Krümel mehr übrig und zwei Gulden sind außerdem weg. Aus Mitleid lädt mich Robert zu einer Tüte Fritten ein, die wir brüderlich teilen.

Zwei Uhr fünfzig. Wir bestellen Kaffee und rauchen dazu eine Zigarette. Noch ein Gulden weg. Danach treten wir den Rückweg an. Robert schlägt vor, dass wir uns in eine der Telefonzellen vor dem Bahnhof setzen, wo wir wenigstens gegen die Nachtkälte geschützt sind. Aber diese gute Idee hatten schon andere Rucksacktouristen vor uns, die ebenfalls hier gestrandet sind. Wieder andere haben sich auf einer Treppe, die zu einem Nebeneingang führt, eingerichtet; zu ihnen setzten wir uns. Hoffentlich quatscht uns niemand an oder versucht uns zu beklauen.

Robert gibt sein dunkelroter Cowboyhut, ein Reiseandenken seines Vaters aus Ibiza, ein verwegenes Aussehen. Ich ziehe mir meine Lenin-Mütze, ein Original aus dem Moskauer Kaufhaus GUM, tief ins Gesicht. Wir wickeln uns in unsere Parka und versuchen zu schlafen, was aber nicht richtig gelingt. Da ist auch ein Mann mit einem Gipskorsett; beide Arme sind steif wie bei einer Schaufensterpuppe. Für ihn ist es auf der Treppe besonders ungemütlich, weil er keine rechte Schlafposition findet. Bis Robert ihm einen Ziegelstein unter den Kopf schiebt, wofür sich der Eingegipste freundlich bedankt. Zwei Stunden später wandert die Sonne über das Bahnhofsdach, und um Punkt sechs Uhr wird endlich aufgeschlossen.

Die Fahrt bis Antwerpen verschlafen wir fast komplett. Mit dem anschließenden Trampen haben wir kein Glück und müssen mit dem Zug nach Calais fahren. Am Cap Gris-Nez finden wir zwar einen Campingplatz direkt am Strand, aber im Städtchen ist nichts los und auf dem Campingplatz erst recht nicht, weshalb wir unsere Pläne ändern und uns am nächsten Vormittag in Boulogne-sur-Mer an die Ausfallstraße Richtung Paris stellen.

Geschlagene zwei Stunden dauert es, bis uns eine junge Frau in einem R5 bis nach Montreuil mitnimmt. Gerade mal vierzig Kilometer sind damit geschafft. Nach langem Fußmarsch auf einer wenig befahrenen Landstraße hält endlich wieder ein Auto an. Der Typ fährt aber nur elf Kilometer weit. Also weiter zu Fuß, auf einer noch kleineren Landstraße. Inzwischen dämmt es bereits, und damit sinken unsere Chancen, es heute noch bis in die nächste größere Stadt zu schaffen.

Die spinnen, die Franzosen, grummelt Robert.

Ein einäugiger Lkw überholt uns und hält an. Für einen kurzen Moment denken wir, er will uns mitnehmen. Stattdessen manövriert sich der Fahrer rückwärts auf dem Seitenstreifen unter einen hohen Baum, stellt den Motor ab und schaltet die Innenbeleuchtung ein. Feierabend. Sollten wir vielleicht auch machen. Ein Stück weiter breitet sich oberhalb der Straße ein Maisfeld aus. Wir verzichten darauf, unser Zelt aufzubauen, pusten stattdessen bloß die Luftmatratzen auf, kriechen tief in unsere Schlafsäcke und hoffen, dass wir in der Nacht keinen ungebetenen Besuch von Wildschweinen kriegen oder der Bauer im Morgenrauen über sein Feld patrouilliert und mit der Schrotflinte auf alles ballert, was hier nicht hingehört. *„He!“ tönt es plötzlich durch die Nacht. „Ihr seid völlig umstellt. Versucht nicht, zu fliehen. Wir sind entschlossen und schießen.“ Und kaum sind die Worte gefallen, da*

tauchen überall aus dem Dunkeln Männer hervor, die ein Gewehr tragen. Andere eine Fackel. Und jetzt werden diese Fackeln angezündet. Der Ring um sie ist geschlossen.

Auch am Donnerstagmorgen haben wir mit dem Trampen kein Glück. Nach dreistündigem Marsch erreichen wir endlich den Bahnhof von Rue. Wir lösen zwei Fahrkarten nach Paris mit Umstieg in Amiens und vertreiben uns die Zeit bis zur Abfahrt mit Biertrinken und Flippern.

Am Gare du Nord tauschen wir jeder hundert Mark gegen 167 Francs und kaufen uns ein Zehnerticket für die Metro. Auf dem Übersichtsplan erscheint der Bois de Boulogne als riesiger grüner Fleck. Die nächstgelegene Station scheint Pont de Neuilly zu sein, Endpunkt der Linie 1. Vor Jahren habe ich in der „Bravo“ gelesen, dass Pierre Brice in Neuilly wohnt. Bestimmt sieht er ohne Langhaarperücke und Indianerkostüm wie ein Geschäftsmann aus. Werde ich ihn trotzdem erkennen, falls er uns über den Weg läuft? Diese Frage beschäftigt mich noch, als wir die letzten Häuser von Neuilly längst im Rücken haben und von einem Park immer noch nichts zu sehen ist, erst recht nicht von einem Campingplatz im Park. Wenigstens entdecken wir ein Hinweisschild zum Terrain de Camping, aber bis wir endlich vor der Schranke stehen, die den Haupteingang markiert, dauert es eine weitere halbe Stunde. Direkt am Seineufer, wo eine ganze Reihe von Zweimann-Zelten steht, finden wir einen geeigneten Platz. Zum Essen gehen wir in das Schnellrestaurant, das zum Campingplatz gehört. Ein Omelett kostet stolze achtzehn Francs, aber wir sind zu erschöpft, um uns darüber aufzuregen. Im Supermarkt nebenan kaufen wir eine Literflasche Rotwein, saufen sie zu zwei Dritteln leer und hauen uns dann aufs Ohr.

Am Freitag fahren wir mit dem Pendelbus zur Metrostation und mit der Linie 1 zum Louvre, wo wir uns auf die Spuren von Belphegor begeben. Planlos laufen wir durch die Abteilungen, immer auf der Suche nach den Mumien. Aber es sind keine da. Bloß die Venus von Milo, die in der Serie auch vorkam und von einem geilen Wärter mit einem nassen Wischlappen intensiv gereinigt wurde. Bestimmt war es nur eine billige Gipskopie.

Samstag. Statt eines Frühstücks nur ein bitterer schwarzer Kaffee an der Seine. Mit der Metro zur Station Saint-Germain-des-Pres, von dort zu Fuß weiter: Boulevard Saint-Germain, Notre Dame, Jardin du Luxembourg, Montparnasse. Mit der Metro zum Hallenviertel, wo es noch ziemlich urtümlich sein soll. Im erstbesten Bistro trinken wir ein Bier, als Punkt zwölf Uhr plötzlich ein Dutzend Männer in blaugestreiften Jacken und blutigen Schürzen hereinstürzen, sich zu Tisch setzen und kurze Zeit später schon ihr Essen vorgesetzt kriegen. Kombiniere, wie Nick Knatterton sagen würde, hier kann man gut und preiswert essen. Wir lassen es drauf ankommen und ordern nach ihrem Vorbild die Plat du jour. Nacheinander werden zwei Omeletts, ein Sandwich, zwei Steaks mit Brot und ein Stück Käse, wieder mit Brot, aufgefahren. Dazu lassen wir uns ein Zahnputzglas Rotwein schmecken, und zur Verdauungszigarette noch einen Cognac, alles ganz genau so, wie es die Schlachter gemacht haben. Lächerliche dreiunddreißig Francs sollen wir dafür zahlen, die wir im Überschwang des Glücksgefühls auf fünfunddreißig aufrunden.

Anschließend nach Pigalle. Vor der Kirche betätigt sich gerade ein Feuerschlucker, aber bevor er das Publikum zur Kasse bitten kann, tauchen zwei Gendarmen auf und vertreiben ihn. Der Montmartre ist übervoll mit Malern, die blöden Touristen ihre schnell hingeschmierten Bilder unterjubeln wollen. Weiter zum Moulin Rouge. Wie winzig der Laden ist. Ein Bier kostet hier 3,20 Francs. Das trinken wir lieber nebenan.

Für heute reicht es uns. Mit der Linie 2 fahren wir von Place de Clichy nach Étoile und von dort mit der Eins bis zur Endstation Pont de Neuilly. Erschöpft stapfen wir die Treppen hoch, da winken uns am Ausgang zwei Mädchen zu, ganz so, als würden sie uns erwarten, die eine mit langem, dunkelbraunem Haar, die andere mit langen blonden Locken in einer hüftlangen Folklorebluse und barfuß.

Hello!

Wir winken aus Spaß zurück, rufen Salut!, gehen aber zügig weiter, doch die Mädchen kommen hinter uns hergelaufen.

Hello! Where do you come from?

Bereitwillig geben wir Auskunft.

And now, where are you going to?

To the camping site at Bois de Boulogne.

Would you like to come home with us and listen to some music with us?

Ich schaue Robert an, dem der Fotoapparat um den Hals baumelt, Robert schaut mich an, gemeinsam schauen wir die beiden Mädchen an.

Where do you live?

Right here. Die dunkelbraune zeigt auf die Prachtfassade hinter sich mit der Hausnummer 209 am Portal.

Ja, geht es denn?, flüstere ich Robert mit verschwörerischem Grinsen zu. Es ist unser Standardspruch, der immer zur Anwendung kommt, wenn etwas schier Unglaubliches passiert. Und genau das geschieht ja gerade.

Ja, geddees? echot Robert und pufft mich dazu ein paar Mal spielerisch in die Seite. Während wir den beiden ins Treppenhaus folgen und kichernd und glucksend hinter ihnen Stufe um Stufe höher schreiten, erfahren wir die Namen der beiden, Pascale und Desirée, woraufhin auch wir uns kurz vorstellen.

Noch bevor Pascale die Wohnungstür aufgeschlossen hat, verrät sie uns, dass sie hier mit ihrer Familie wohnt und zurzeit aber weder ihre Eltern noch ihr Bruder zuhause sind, was uns sehr recht ist. Sie führt uns in ihr Zimmer und lässt uns auf ihrem großen Bett Platz nehmen, und ehe sie sich wie Desirée im Schneidersitz vor uns auf den Boden hockt, zündet sie noch einen Kerzenstumpf an und setzt den Schallplattenspieler in Gang. Der Saphir knackt und knistert in der Startrille; nach Zimmerlautstärke klingt das nicht. Und schon geht es los, mit „The Dark Side of the Moon“, wozu wir uns eine Zigarette drehen. Was soll man auch sonst mit seinen Händen anfangen. Und weil wir nicht so lange Arme haben, krabbeln wir runter vom Bett, um mit den beiden einen Kreis um den Aschenbecher zu bilden.

Bis auf die Saphirnadel, die eine Rille nach der andern abfährt, tut sich wenig. Ab und zu steht Pascale auf, wirft ihr langes Haar mit einem Ruck nach hinten und dreht die Platte um oder legt eine neue auf, nach Pink Floyd Steppenwolf und nach

Steppenwolf John Mayall, und wir sitzen bloß da und hören mit geschlossenen Augen zu und rauchen, *let the music talk*, und dann sind die Doors dran mit „L. A. Woman“, und beim Schlusstück fällt mir zum ersten Mal auf, dass es ja von einem Trammer handelt, der Leute umbringt.

There's a killer on the road
His brain is squirming like a toad
Take a long holiday
Let your children play
If you give this man a ride
Sweet family will die
Killer on the road

Wenn alle Franzosen „Riders on the Storm“ hören, müssen wir uns nicht wundern, dass auf der Strecke nach Paris nur ganze zwei Leute für uns angehalten haben. Diese Theorie würde ich gern den beiden mitteilen, aber dann müsste ich sie ihnen ins Ohr schreien, also lasse ich mir von Pascale Stift und Papier geben und skizziere unseren Reiseverlauf. Pascale nickt anerkennend und reicht die Zeichnung an Desirée weiter, und das wird zum Ausgangspunkt einer intensiven Unterhaltung, die ausschließlich auf Papier stattfindet, parallel zu einem Live-Konzert von Crosby, Stills, Nash & Young. Auch Namen, Adressen und Alter werden ausgetauscht, aber die brennendste Frage für mich ist eine andere.

How long will your parents be gone?

My mother comes back, this evening for an hour, and after she goes out until tomorrow morning.

Das sind ja merkwürdige Verhältnisse. Wenn die Mutter schon aufkreuzt, wieso übernachtet sie dann nicht auch hier? Verbringen ihre Eltern vielleicht den Sommer auf dem Land, und die Mutter kommt nur, um mal nach dem Rechten zu sehen? Egal. Diese Nacht und der halbe nächste Tag gehören uns allein. Nächste Frage.

Where do we sleep?

Keine Antwort. Offenbar brauchen sie keinen Schlaf.

What would you both like to do today?

Keine Antwort. Offenbar brauchen sie auch keine frische Luft. Und wie ist es mit Essen? Keine Ahnung, wie es die Franzosen halten, aber in Deutschland nehmen wir pro Tag mindestens drei Mahlzeiten zu uns, morgens, mittags und abends.

Robert und ich könnten durchaus mal wieder einen Happen vertragen.

Is there a store here to buy something to eat?

Die gleiche scheinheilige Frage pflegen wir auch Richie zu stellen, wenn wir bei ihm zu Besuch sind und uns der Hunger übermannt: Sag mal, gibt's hier in der Nähe eine Frittenbude? Bei Richie klappt das immer: Schon schwirrt er ab in die Küche und kommt mit einem Stapel belegter Brote und einer Tüte Milch zurück; schlimmstenfalls zuckt er bedauernd mit den Schultern und führt uns dann zu einer jugoslawischen Grillstube um die Ecke. Er selber haut dann am meisten rein, so als

wäre ihm gerade eben eingefallen, dass er auch Hunger hat. Unter einer Portion Cevapcici mit Fritten, Reis und Krautsalat macht er es nie.

Aber von den Pariserinnen kriegen wir darauf keine Antwort. Vielleicht gilt es in Frankreich als unhöflich, wenn man Leuten, die man erst vier Stunden kennt, konkrete Fragen stellt. Vielleicht redet man stattdessen diplomatisch um den heißen Brei herum. Was ja nicht meine Art ist. Oder das Schweigen bedeutet, dass wir so lange Musik hören werden, bis wir in einen wunderbaren Rauschzustand geraten, in dem alle anderen Bedürfnisse vergehen.

Sehr viel später komme ich auf die dumme Idee, Ev'rybody's sleeping? auf den Zettel zu kritzeln und herumzureichen. Aber die erhoffte Reaktion bleibt aus, auch nachdem Robert meinen Text zu Sleep in? verbessert hat, woraus ich wiederum Bed in! geformt habe.

Weißt du was, sagt Robert in meine Richtung und blickt dabei starr auf das Zigarettenpapier in seinen Fingern, aus dem er sich gerade eine Fluppe dreht.

Nee, was denn?

Die sind noch grün hinter den Ohren.

Total grün.

Geddees?

Ja, geht es denn?

Jetzt lässt sich Pascale doch den Stift geben. Schtroumpf malt sie in kräftigen Buchstaben neben unseren Vorschlag, und dann noch Crotte de bique. Keine Ahnung, was das bedeutet. Nach Zustimmung sieht es jedenfalls nicht aus.

Nach „4 Way Street“ hören wir noch „Blonde on Blonde“ und „Bookends“, aber nur die erste Seite, weil Pascale sich inzwischen auf dem Bett ausgestreckt hat, wohin sich jetzt auch Robert begibt, damit Desirée und ich mehr Platz auf dem Teppich haben. Zwei kleine Kissen wirft er uns auch noch zu. Dass ich die Decke mit den Troddeln über uns ziehe, die vorher einen Sessel geschmückt hat, liegt aber nicht daran, dass mir etwa kalt wäre. Beim Einschlafen hilft sie auch nicht.

Drei Uhr vorbei. Halb vier. Vier. Rascheln und Flüsterton.

Jakob!

Yes?

Shhhh! Mais tu ne dira rien à Pascale...

What?

But you must not tell Pascale!

What we are doing?

No.

Yes. No. I mean, okay. Never! I sware!

Am Vormittag müssen wir für ein paar Stunden verschwinden, weil Pascale außer Haus ist, irgendwo arbeiten. Wo und was, bleibt ihr Geheimnis. Wir machen deshalb eine Visite auf dem Zeltplatz, wo wir feststellen, dass die Klamotten, die wir gestern früh zum Trocknen über die Zeltschnüre gehängt hatten, in der Nacht eingeregnet sind. Also auswringen und wieder aufhängen. Dann zurück zu Pascale, wo wir ein bisschen vom versäumten Schlaf der vergangenen Nacht nachholen.

Am Nachmittag mit der Metro zum Eiffelturm. Aus der Nähe betrachtet bloß ein hässliches Gusseisengerüst. Spaziergang an der Seine. Es ist schwül, am Himmel bilden sich dicke Wolken. Für eine volle Stunde lassen wir uns auf einer Rasenfläche nieder, aber Gelegenheit zum Knutschen gibt es nicht.

Weil mir meine Leninmütze im Zug nach Belgien geklaut wurde, als wir wehrlos schliefen, bin ich an einem Ersatz interessiert. Diesmal soll es eine original französische Baskenmütze sein, Kennzeichen der Künstler (Picasso), Schriftsteller (Böll) und Helden (Che Guevara). Pascale kennt in Neuilly ein günstiges Geschäft für Kopfbedeckungen und führt uns hin. Die einfachsten kosten unter zehn Francs. Ich probiere ein paar Größen und Farben aus und reiche sie an Robert weiter, dem die Idee ebenfalls gefällt. Wir betrachten uns im Spiegel und geben uns französische Vornamen, Jean-Jacques und Frédéric-Robert. Mit den Mützen auf dem Kopf bummeln wir durch das Stadtviertel rund um die Place Charles de Gaulle, dann bringen wir Desirée zum Gare du Nord. Mit Übernachten bei Pascale ist nichts mehr. Vielleicht haben ihre Eltern Lunte gerochen, vielleicht hat sie sich verplappert. Zum Abschied verteilt sie Küsschen auf die Wange. Das ist schon mal ein Anfang.

Bei Pascale gibt es zu unserer Überraschung sogar etwas zu essen, Tomatensalat und grüne Bohnen aus der Dose. Von ihrer Familie lässt sich weiterhin niemand blicken. Wieder spielen wir fast alle Schallplatten durch. Von Annäherungsversuchen nehmen wir Abstand. Deshalb dürfen wir diesmal auch zusammen mit ihr auf dem Bett schlafen.

An den nächsten Tagen das gleiche Spiel. Vormittags müssen wir uns selbst beschäftigen, den Nachmittag verbringen wir zu viert, abends und nachts sind wir bei Pascale, wo wir am letzten Tag erstmals auch Pascales Eltern und ihrem Bruder begegnen. Antoine schenkt uns zur Erinnerung ein Metallschild mit dem Straßennamen Avenue de Neuilly, blaue Großbuchstaben auf weißem Grund. Er hat mehrere davon. Bis vor zwei Jahren hieß ihre Straße noch so, aber dann starb de Gaulle, und zu seinen Ehren wurde die Straße umbenannt.

Wir essen zusammen zu Abend, helfen Pascale beim Abwasch, diskutieren mit den Eltern über Politik und spielen anschließend mit Pascale und Antoine Malefiz, das hier Barricade heißt. Um ein Uhr legen wir uns schlafen; weil die Familie zuhause ist, auf der Luftmatratze.

Am nächsten Morgen reißt uns Pascales Wecker aus dem Schlaf, aber als ich mit der flachen Hand draufhau, stelle ich fest, dass es erst Viertel nach sechs ist, zwei Stunden zu früh. Ohne weitere Störung ratzen wir durch, und zwar gleich bis Viertel nach neun. Die Familie ist schon wieder ausgeflogen, wahrscheinlich zurück in ihre Villa auf dem Land. Kein Wunder, dass sie Willy Brandt nicht leiden können. Als Sozi könnte er ja auf die Idee kommen, Landhausbesitzer zu enteignen. Im Muggel in Oberkassel hängt ein Plakat von Klaus Staeck in altdeutscher Schrift, das solche Absichten bekundet: Deutsche Arbeiter! Die SPD will euch eure Villen im Tessin wegnehmen!

Viel zu gemächlich trinken wir noch Kaffee, mit dem Ergebnis, dass wir zu spät am Gare du Nord ankommen und unseren Zug knapp verpassen; der nächste fährt erst in fünf Stunden. Mist! Wir rufen Pascale an. Weil sie und Desirée sich um drei

sowieso am Bahnhof treffen, wollen sie uns dann auf unserem Abfahrtbahnsteig besuchen kommen.

In einer Nische neben der Gepäckaufbewahrung richten wir uns ein provisorisches Lager ein; Papas grüner Seesack, mit dem er 1947 aus der Kriegsgefangenschaft nach Hause gekommen ist, gibt eine gute Sitzgelegenheit ab. Aber die Zeit vergeht quälend langsam. Vor lauter Langeweile fange ich an, Robert aus meinem Reisetagebuch vorzulesen:

Mittwoch, 11. Juli. Mit dem Bus n. Boulogne. Nach 2 Std. Warterei mit Frau n. Montreuil. Von da zu Fuß 4 km, dann mit Auto 11 km. Noch 29 km bis Abbeville. Übernachten im Maisfeld. Beide haben Schiss. Morgens um 7 Uhr aufgestanden, wieder versucht zu trampen. Sauärsche halten nicht an. Dann per pedes n. Vron. Kaffee und Limo. Pläne geändert. Nicht mehr n. Abbeville, sondern weiter n. Rue. Noch 9 km.

Übrigens, sagt Robert. Er nimmt einen tiefen Zug aus seiner Selbstgedrehten, formt seinen Mund zu einer kreisrunden Öffnung und stößt rasch nacheinander drei perfekte Rauchkringel aus. Wie er das bloß macht? Er muss heimlich vor dem Spiegel geübt haben.

Ja?

In der ersten Nacht... Als du mit Desirée auf dem Boden geblieben bist... Da haben wir... Pascale ist doch nicht so grün hinter den Ohren. Wie wir gedacht haben.

Nee?

Nö. Wir haben da – rumgeknutscht und so.

Da hab ich nix von gemerkt.

Nee, klar. Sie wollte nicht, dass Desirée das mitkriegt. Ich musste ihr versprechen –

Sag bloß.

Ja. Anscheinend hatten die 'ne Abmachung getroffen.

Ich kann zwar keine Rauchkringel ausstoßen, aber ich kann mein Gesicht zu einem Pokerface verziehen. Genau das tue ich jetzt. Robert soll sich ruhig noch ein paar Sekunden auf meine Kosten in seinem Casanova-Sologefühl sonnen. Ich bringe ihn schon wieder runter auf den Teppich.

Weißt du was? sage ich nach einer angemessenen Pause. Ich musste Desirée dasselbe versprechen.

Robert schaut mich ungläubig an.

Du hast auch –

Ja. Wir haben auch rumgemacht.

Gibt's doch nicht.

Doch. Erst bestimmt 'ne halbe Stunde steif nebeneinander gelegen, und dann... But don't tell Pascale what we are doing!

Genau das gleiche hat –

Ja geht es denn?

Kurz nach drei tauchen die beiden bei uns auf. Unser Zug steht schon auf Fernbahnsteig 19 bereit. Im vorletzten Wagen suchen wir uns ein leeres Abteil und machen uns da zu viert breit. Wir erfahren, dass die beiden in den Herbstferien in einem Plattenladen arbeiten wollen, um sich so das Geld für einen Besuch zusammenzusparen. Ich behaupte, dass sie dann bei uns wohnen können und denke dabei an mein Bett und das große rote Sofa und den Vorhang dazwischen.

Fünf nach vier. In drei Minuten fährt der Zug ab. Zum Abschied bekommt jeder zwei bisous auf die Wange und noch einmal das Versprechen, uns zu besuchen. Salut und à la prochaine. Jetzt aber nichts wie raus. Das schrille Signal zur Abfahrt, schon setzt sich der Zug in Bewegung. Die Mädchen laufen den Bahnsteig entlang, winken uns zu und schicken uns Luftküsschen. Doch keine hundert Meter weiter kommt der Zug wieder zum Stehen. Ob jemand die Notbremse gezogen hat? Wir zerran das Abteifenster herunter.

Geddees?

Ja, geht es denn?

19 Alles Fleisch ist Gras

Meine Eltern sind auch in Urlaub gewesen, in der Lüneburger Heide und an der Nordsee, aber jeweils nur ein paar Tage. Zu meinem Erstaunen haben sie von da gar keine Taschen und Beutel mit nach Hause geschleppt, prallgefüllt mit Steinen und Versteinerungen. Doch am Nachmittag klingelt der Fahrer einer Spedition bei uns, der im Auftrag der Bundesbahn unterwegs ist, und lädt eine Palette bei uns ab, die jetzt in der Garage steht. Also doch. Alle Steine sind schön in Papier eingewickelt und in ungefähr einem Dutzend Tomatenkisten verstaut. Welche Kisten Mama gefüllt hat, ist leicht zu erkennen: Geschliffene Glasscherben, Blech, Lehm, Flechten, Vogelknochen, Teerklumpen – alles, was irgendwie interessant aussieht, ist ihrem Sammeleifer zum Opfer gefallen; insbesondere alles, was auch nur die Spur eines Verdachts erweckt, es könnte sich um Bernstein handeln. Ich glaub, mein Schwein pfeift.

Post aus Paris.

Robert, Jacques. We hope you had a good journey. Desirée and I are really unhappy you left Paris. Home looks empty without you. Please write us. We also hope you send to us the pictures you took from us and the one we took from you. Goodbye as soon as possible maybe at christmas time.

Pascale Desirée.

P.S. Geddess?

Und schon fängt die Schule wieder an. Bis auf Thomas Dückerhoff und Dieter Kubitschek sind nur neue Gesichter in meiner Klasse. Ein paar Mädchen waren vorher auf dem Nelly Sachs, alle andern haben vorher Neußer Haupt- und Realschulen besucht und sind deshalb stark in Naturwissenschaften, mittelmäßig in Deutsch und Geschichte, und schwach in Englisch. Gut für mich, denn unter den Blinden ist der Einäugige König.

Weil Kunst aufgrund zu weniger Anmeldungen nicht zustande gekommen ist, muss ich auf ein anderes erstes Kursfach umsteigen. Zum Glück gibt es seit letztem Jahr zusätzlich einen pädagogischen Zweig. Der neue Leistungskurs Erziehungswissenschaften ist das Sammelbecken der zukünftigen Mütter, der Sitzenbleiber, der Ratlosen und der Garnichtsköner. Mindestens zwei Kriterien treffen auf mich zu.

Als zweite Kursfächer wähle ich Deutsch und Geschichte bei Ruelen. Gut dass er nicht ahnt, dass ich damals zu denen gehörte, die gegen ihn gestimmt haben. Und statt Biologie bei Kilian, der doch nicht der kleine Ganove war, für den ich ihn hielt, sondern ein eiskalter Killer, der mir die dritte Fünf auf dem Zeugnis verpasst hat, als drittes naturwissenschaftliches Kursfach Chemie. Damit kehre ich reumütig zu Leopold zurück, der in mir fairerweise nicht den Rädelsführer unseres legendären

Nullte-Stunde-Frühstücks sieht, sondern einen alten Vertrauten. Im Unterricht tut er so, als wären wir alte Kriegskameraden, die zusammen manches Abenteuer bestanden haben.

Lieutenant Heigh schiebt wortlos seinen Colt ins Futteral und kommt heran. Einen Moment lang sehen sich die beiden seltsam ernst an. Dann grinst Joe Clary. „Es ist Zufall, Lieutenant“, sagt er fast fröhlich. „Du kannst es glauben oder nicht. Der Abschied wäre mir schwer gefallen. Das sollst du wissen, damit das klar ist zwischen uns. Bist schon in Ordnung.“ „Nonsens“, stöhnt Heigh. „Kann einfach nicht mehr. Bin restlos fertig, Joe.“ Und dann wird es Zeit, dass sie beide nach vorn sehen. Da kommen sie angestürmt, eine Horde Cheyennes auf kleinen schnellen Pferden.

Außerdem belege ich Kunst bei Merkle, einer mageren, zähen Gestalt, die einen Großteil ihres Gesichts hinter einem fusseligen, mausgrauen Bart versteckt. Merkle ist der Multimediemann an der Schule, hat für die Anschaffung eines tragbaren Tonbandgeräts und einer Filmkamera gesorgt. Allerdings keine Beaulieu Doppel-8 Zoomkamera, wie Nickel eine besitzt, sondern nur eine Bauer. Aber wenn er sie mir leiht und ich damit meinen geplanten Film drehen kann, könnte das der Beginn einer wunderbaren Freundschaft werden.

Gerissen wie er ist, spannt uns Merkle gleich für sein aktuelles Theaterprojekt ein. Aus Kaninchendraht müssen wir Röhren formen, die dann zu Bäumen und Gestrüpp verarbeitet werden. Wir haben zwar Zangen als Hilfsmittel, die Finger ruiniert man sich aber trotzdem. Die Drahröhren werden anschließend mit Nesselstoff überzogen, der zuvor in Knochenleim getaucht wird, und später weiß angestrichen. Den Knochenleim kocht Merkle selbst, weshalb sich an diesen Tagen ein scheußlicher Gestank im Kunstkeller ausbreitet. Als Wolfgang Wiemeyer und ich behaupten, als Vegetarier müssten wir leider den Umgang mit solchem Material ablehnen, was wenigstens für Wolfgang stimmt, hält Merkle dagegen, dass sein Nachbar in Büttgen, ein Bauer, seine toten Hühner regelmäßig unterpflügt, als Dünger für seine Feldfrüchte. Totes Hühnerfleisch verwandelt sich auf diese Weise in Getreide, Mais und Zuckerrüben; wir sollen uns nicht so anstellen. Außerdem steht es schon in der Bibel: Alles Fleisch ist Gras.

Die Vorstellung untergepflügter Kadaver ist ekelhaft, aber Merkle hat ein Faible für das Scheußliche. Stöpsel und ich haben uns mal eine Ausstellung von ihm im Rathaus Büttgen angeguckt; nicht ganz freiwillig, weil er seine Einladung speziell uns unterbreitet hat, als wäre es eine besondere Auszeichnung. Es waren ausschließlich Kleinplastiken: Kinder, Versehrte, Kriegsoffer, alle fingergroß und aus Zinn. Als Vorlagen benutzt er Fotos aus Vietnam oder Biafra, von Contergan-Kindern oder vom Buback-Mord; alles, was irgendwie nur schockiert.

Schockierend war heute die Schlagzeile in den „Düsseldorfer Nachrichten“:
MILITÄR-JUNTA HAT IN CHILE DIE MACHT ÜBERNOMMEN / ALLENDE ERGAB SICH
PUTSCHENDER ARMEE / ALLE VERBINDUNGEN ZUM AUSLAND SIND UNTERBROCHEN.
Stöpsel, der wie ich hängengeblieben ist, und zwar schon zum zweiten Mal, meint, dass die USA hinter dem Aufstand gegen Allende stecken und die CIA ihre Finger im Spiel hatte, genau wie bei Ches Ermordung. Er bezieht sein Wissen von den Versammlungen der SDAJ, die er neuerdings besucht, ohne Mitglied zu sein. In

Pädagogik teilen wir uns eine Bank. Kürzlich hat er mich zuhause besucht und in der Sporttasche seine mobile HiFi-Anlage mitgeschleppt, um mir „Close to the Edge“ vorzuspielen. Er dachte wohl, bei uns könnte man laut aufdrehen und dazu ein Pfeifchen Gras rauchen. Aber da hatte er die Rechnung ohne meine Mutter gemacht, die sofort aus ihrem Zimmer geschossen kam und verlangte, dass wir die Platte bei Zimmerlautstärke hören. Woraufhin Stöpsel seine Anlage beleidigt einpackte und mit dem nächsten Bus nach Hause fuhr, nach Kaarst, wo seine richtigen Freunde wohnen, die in seinem Alter sind, also achtzehn, oder sogar älter. Von ihnen hat er einige versaute Sprüche wie Mach breit, ich hab' hart! und wahrscheinlich auch seine Weisheiten über Frauen. Dazu gehört, dass man Frauen als Mann auf keinen Fall auf den Busen schauen soll, weil sie es nämlich darauf anlegen.

Nein, schau ihnen auf den Schritt. Damit rechnen sie nicht, und das macht sie unsicher. Außerdem sendest du damit ein selbstbewusstes Signal aus: Du kannst dich anstrengen wie du willst, deine Titten interessieren mich nicht. Titten werden sowieso überbewertet.

Finde ich auch, sage ich und denke dabei an die flachen Teller von Steffi Groß.

Und wenn du wissen willst, fährt er fort, welche Farbe die Haare an ihrer Möse haben, musst du dir die Augenbrauen anschauen.

Okay, mach ich.

Welche von denen da gefällt dir am besten? fragt Stöpsel und zeigt auf einen ganzen Pulk Mädchen, die mit ihren Sporttaschen vor uns die Treppe hinuntergehen.

Ich deute auf Claudia Schimmler, weil sie ein kleines bisschen aussieht wie Brigitte Bardot. Stöpsel macht eine wegwerfende Handbewegung.

Das ist 'ne Pipimöse. Nein, die hier. Die hat Klasse. Er zeigt auf Marina Schwarz.

Marina? Ich bin verblüfft. Auf sie wäre ich nie gekommen. Aber ihr Vater ist Chefchirurg am Etienne-Krankenhaus, und das macht sie in Stöpsels Augen wahrscheinlich zu einer guten Partie.

Okay, sage ich zu Stöpsel, einverstanden. Aber sie hat Pickel... Und fettige Haare.

Ach was, sagt Stöpsel mit einer Sicherheit, die keinen Zweifel duldet, das sind alles Kinkerlitzchen. Sieh mal genau hin. Beine, Becken, Schultern – einfach perfekt. Es geht um die Gesamterscheinung. Verstehste?

Klar.

Also das meint er. Trotzdem fällt es mir schwer, Marina so zu sehen. Schon weil sie ihren Oberkörper gern unter unförmigen Pullovern versteckt. Außerdem ist sie superschlau.

Von der Gesamterscheinung her spricht alles für Veronika Fahrenheit, neben der ich in Deutsch sitze. Als ehemalige Bodenturnerin, die es bis zur Gaumeisterin in ihrer Altersklasse gebracht hat, besitzt sie nicht nur eine gute Figur, sondern auch eine gewisse Geschmeidigkeit, eine unaufdringliche Eleganz und Lässigkeit. Wahrscheinlich ist das mit dem Begriff „anmutig“ gemeint, den man häufig in

Romanen mit altdeutscher Schrift findet. Wenn sie von Dr. Brych aufgerufen wird, um an der Tafel eine Aufgabe zu lösen, tapst sie nicht plump herum, sondern scheint zu schweben. Und wie sie dann dasteht! Als würde sie gleich in den Handstand gehen: das Standbein gestreckt, das Spielbein leicht gebeugt davorgeschieben, so dass Hüfte und Oberschenkel eine langgezogene Kurve bilden. Harmonisch ist auch ihre Handschrift: schöner und gleichmäßiger als das kindliche Gekrakel der meisten anderen. Obendrein ist sie mit einer angenehmen Stimme gesegnet: Sie kräht nicht, sie piepst nicht, sie spricht ganz normal. Manchmal müssen die Lehrer sie auffordern, etwas lauter zu sprechen, dabei ist sie keineswegs schüchtern. Mich blickt sie meistens herausfordernd an, vielleicht sogar ein bisschen spöttisch. Ab und zu knufft sie mich auch.

In fast allen Fächern sind wir zusammen, nur in Sport nicht und in Naturwissenschaften, weil sie als Leistungskurs Bio belegt hat. Einmal hat sie in der Pause ihr Lehrbuch auf der Bank liegen gehabt, „Der Organismus“. Während sie sich mit Dieter Kubitschek unterhielt, habe ich mit Bleistift zwei Buchstaben ausgemalt; die übrigen bildeten danach ein neues Wort. Das sieht dir ähnlich, meinte sie bloß. Trotzdem glaube ich, dass sie irgendwie Gefallen an mir findet. Es kann ihr ja auch nicht egal sein, dass jemand für sie schwärmt. Gerade ihre Gelassenheit und scheinbare Gleichgültigkeit sind es, die mich reizen.

Leider hat sie, wie ich von Kubitschek weiß, einen älteren Freund, der bei Mercedes in Düsseldorf arbeitet. Ich bin aber trotzdem verliebt in sie. Weil einfach alles an ihr bewunderungswürdig ist. Außerdem weiß ich offiziell gar nicht, dass es einen andern gibt, und deshalb kann ich guten Gewissens mit ihr flirten. Was ich nie tun würde, wenn sie mir ihren Macker schon mal vorgeführt hätte. Und ich werde auch meinerseits nichts unternehmen, was sie dazu bringen könnte, die bittere Wahrheit auszusprechen. Wer sich vorwagt, riskiert Zurückweisung, wer auf der Lauer liegt, aber dabei in Deckung bleibt, dem kann so schnell nichts passieren. Natürlich kann er Pech haben, indem seine Bewunderung unbemerkt bleibt, seine Begierde nicht wahrgenommen wird. Es ist eine Gratwanderung.

Gern würde ich mich mal nach der Schule mit ihr treffen. Doch sie weicht mir immer aus. Aber warum zeichnet sie in Kunst aus Langeweile verlängerte Rauten, und zwar so, dass ich es sehen kann? Laut Stöpsel, meinem Berater in Frauenfragen, sind es Vaginasymbole. Ihr Unterbewusstsein sendet damit das Signal, dass sie bereit ist: Ich öffne mich für dich. Aber gilt das Signal wirklich mir? Oder denkt sie, wenn sie unbewusst vor sich hin kritzelt, an den Mercedes-Typen?

In Englisch sitze ich neben Nicole Kielblock, die auch in Norf wohnt, zusammen mit ihrer holländischen Mutter und einem schwarzen Zwergpudel. Sie gehören gewissermaßen zum erweiterten Haushalt von Pfarrer Busses Amtsnachfolger Erasmus, der mit Nicoles älterer Schwester verheiratet ist. Nicole ist scharf auf meine Baskenmütze, an die ich mir nach einem bekannten Vorbild einen fünfzackigen Stern genäht habe, ausgeschnitten aus einem roten Halstuch, das mal zu einem Piratenkostüm gehörte – mein Bekenntnis zum demokratischen

Sozialismus, für den Allende sein Leben geopfert hat. Außer Ruelen hat mich noch niemand drauf angesprochen. Als wir bei ihm über revolutionäre Tendenzen im Sturm und Drang diskutierten, meinte er, Schiller sei nur ein Pseudorevolutionär gewesen, ungefähr so wie ich mit meinem roten Stern an der Mütze, und dazu lächelte er sarkastisch. Er findet ihn wohl anmaßend.

Nicole will die Baskenmütze trotzdem geliehen haben. Um mir ihre Sympathie zu beweisen, schlägt sie mir vor, dass wir am Montag nicht den Bus nehmen, der unterwegs ungefähr zehnmal hält, sondern zusammen zur Schule trampen. Dann können wir eine Viertelstunde später aus dem Haus gehen und sind trotzdem schneller am Ziel.

Am Montag haben wir in der ersten Stunde Deutsch bei Ruelen. Man kann so früh in den Unterrichtsraum kommen wie man will, Peter Storz ist schon da, isst zwei belegte Brötchen, trinkt eine kleine Cola und liest dazu die „Bild“-Zeitung. Wenn man ihn auf seine Lektüre anspricht, pflegt er sich mit den Worten zu entschuldigen, dass „Bild“ zwar scheiße ist, aber für ihn zum Frühstück dazugehört. Warum frühstückt er nicht zuhause? Weil er am Wochenende als Nachtportier arbeitet.

Storz war schon mal auf dem Schwann. Als er hängenblieb, nahm ihn seine enttäuschte Mutter runter und steckte ihn auf die Realschule. Inzwischen ist er volljährig und will unbedingt Abitur machen. Aber das Geld für seine Extrawünsche, zum Beispiel seine lila Knautschlacklederjacke, muss er sich mit eigener Hände Arbeit verdienen. Dadurch fühlt er sich jetzt sowohl der intellektuellen Oberschicht als auch dem Proletariat verbunden und zum Lesen des Arbeiterblatts „Bild“-Zeitung berechtigt. Außerdem hat er ein Alibi, denn er ist bei den Jusos.

Sobald Ruelen den Unterrichtsraum betritt, pflegt Storz seine Zeitung zusammenzufalten, aber im Zeitlupentempo, so dass Ruelen noch erkennen kann, um welches Blatt es sich dabei handelt. Völlig zu Recht geht er davon aus, dass wir alle wissen, wie sehr er die Springer-Presse und insbesondere „Bild“ als Hetz- und Manipulationsinstrument verachtet. Wie seinerzeit im Fall von Manni und Willy glaubt er auch bei Storz, dass er ihn provozieren will und macht ihm deshalb das Leben schwer. Von seinen nächtlichen proletarischen Aktivitäten und seiner Juso-Mitgliedschaft ahnt er natürlich nichts.

Montag früh klingele ich wie abgemacht um Viertel vor acht bei Kielblocks. Kaum hat ihre Mutter, die dem Aussehen nach auch ihre Oma sein könnte, die Tür geöffnet, stürmt auch schon der Köter auf mich zu, klammert sich mit allen vier Pfoten an mein Hosenbein und reibt in einer Art Begattungstanz seinen Pudelpenis an meiner Jeans, woraufhin ich ihn mit einer ruckartigen Bewegung zur Seite schleudere. Nicole ist noch im Bad, kämmt ihr goldenes Haar und bepflastert ihren blassen Teint mit Bräunungscreme, aber ihre Mutter macht ihr Dampf und fünf Minuten später stehen wir wirklich gegenüber der Friedenskirche an der Ausfallstraße nach Neuß und halten, wie es im Song heißt, unsern Daumen in den Wind.

Es ist toll, mit Nicole zu trampen, auch wenn alle Autos an uns vorbeifahren. In ihrem luftigen Sommerkleid sieht sie aus wie ein Hippiemädchen aus „Konkret“, dünn wie Spargel und mit langen blonden Haaren bis über die Schultern. Mit einem

Minirock und Stiefeln bis hoch zu den Oberschenkeln gäbe sie ein prima Go-Go-Girl ab. Sollte uns jemand für ein Paar halten, ist mir das sehr recht. Tatsächlich hat sie längst einen Freund, Benny Hilgenfeld, der aufs Humboldt geht, nächstes Jahr Abitur macht und so tut, als hätte er in jeder Hinsicht den Durchblick, egal ob es sich um Kunst (Warhol), Musik (Zappa), Literatur (Handke) oder Politik (Marx) handelt. Äußerlich scheint er sich an Dennis Hopper in „Easy Rider“ zu orientieren. Dafür spricht, dass er laut Stöpsel, der ihn aus Kaarst kennt, früher, bevor er sich den roten 2CV zugelegt hat, ein Mofa mit extra hohem Lenker gefahren hat. Samstags, wenn er bei Nicole übernachtet, trifft man ihn öfter beim Sir, wo er im Kreis seiner Verehrer über Gott und die Welt schwadroniert und ein Gatzweiler Alt nach dem andern in sich reinschüttet, das er bei Hans-Heinrich mit den Worten zu ordern pflegt: Sir, machst du mir noch ein Tässchen?

Ein weißer Opel hält an. Ich reiße die Beifahrertür auf. Fahren Sie nach Neuß?

Statt einer Antwort nur eine Kopfbewegung. Wir steigen ein, im Radio läuft das Morgenmagazin auf WDR 2. Von der Nievenheimer Straße auf den Berghäuschensweg, an Selikum vorbei, durch Gnadental. Am Alexianerplatz hätten wir links fahren müssen. Stattdessen fahren wir jetzt auf dem Hammfelddamm Richtung Hafen.

Entschuldigung, fahren Sie nicht in die Stadt rein?

Ihr wolltet doch nach Neuß, oder? Ich fahre nach Neuß, sagt der Mann hinter dem Lenkrad mit teilnahmsloser Miene.

Ja, aber das ist nicht unsere Richtung. Können wir bitte aussteigen?

Hier kann ich nicht anhalten.

Am Ende der Langemarckstraße, zwischen Rennbahn und Kirmesplatz, hält der Wagen endlich an und wir steigen aus. Ich bedanke mich fürs Mitnehmen und möchte dem Herrn in weißen Hemd noch sagen, dass sein Ziel für uns etwas zu abseits liegt, aber er lässt mich nicht ausreden.

Mach die Tür zu!

Und schon braust er davon und lässt Nicole und mich mitten im Industriegebiet zurück.

Was war das denn?

Der hat uns verarscht. Das war Absicht, todsicher.

Klar war das Absicht. Der hat was gegen Trumper. Tut so, als sei er ein barmherziger Samariter –

Und lacht sich heimlich ins Fäustchen, wenn er uns in der Wüste aussetzen kann.

Und was jetzt? In zehn Minuten fängt der Unterricht an.

Na ja, wieder trampen.

Was, hier? Hier hält erst recht niemand an.

Wenn du dich da hinstellst, bestimmt.

Blödian, kichert Nicole und blickt auf ihre Fußspitzen, flache offene Sandalen mit einem Riemen zwischen dem zweiten und dritten Zeh.

In der Hoffnung, dadurch herausfinden zu können, welcher Art das Geheimnis ist, das sich darunter verbirgt, zupfe ich spielerisch am Saum von Nicoles luftigem

Sommerkleid, das ihre graziilen langen Beine bis knapp über die Oberschenkel verhüllt.

Lass das sein, blafft sie mich durch den Vorhang ihrer Blumenkind-Haare an.

Okay, sie ist eben die treue Gefährtin ihres Benny, auch wenn sie sich erst kürzlich weinend bei mir beklagt hat, wie gemein er wieder zu ihr gewesen ist, dabei hatte das Wochenende in Egmont so schön angefangen. Außerdem darf ich nicht vergessen, dass ich ja bereits vergeben bin. Es spielt keine Rolle, dass meine Zuneigung von Veronika nicht mit gleicher Leidenschaft erwidert wird. Man muss nicht immer knutschen und fummeln. Hat man sich erst mit der Aussichtslosigkeit abgefunden, schafft man Platz in seinem Herzen für die wahre Liebe, Liebe ohne Besitzstreben.

Ich kenne mehrere Romane, in denen genau das dargestellt wird. Frédéric Moreau zum Beispiel himmelt seine Madame fast dreißig Jahre an und ist damit zufrieden. Natürlich gibt es auch Liebende, die richtig leiden und sich dann opfern. Nydia will Glaukus und Ione nicht im Weg stehen und springt ins Meer, Werther erschießt sich. So weit sollte man es nicht kommen lassen. Man kann eine großartige Frau auch aus der Nähe bewundern und verehren, ohne sich deswegen vor Liebeskummer umzubringen.

Aber wenn Stöpsel meint, ich treibe einen Kult um sie, irrt er sich gewaltig. Trauern ohne Verlust trifft es besser. Ein süßer Schmerz. Um sich in die Stimmung zu bringen, Liebeslieder auf der Gitarre zu spielen oder Liebesgedichte zu schreiben, ist es sogar ein sehr gutes Mittel. Und waren es nicht schon immer Illusionen, die die Menschheit vorangebracht haben?

Noch immer hält kein Schwein an. Höchste Zeit, dass ich mich bei einer Fahrschule anmelde. Habe ich erst den Lappen, habe ich sicher auch bald ein Auto.

Endlich hält ein dunkelgrüner VW Käfer neben uns an. Aber nicht wegen Nicole, sondern wegen mir. Roberts Schwager Helmut ist auf dem Weg zur Arbeit und hat mich erkannt.

Hallo Jakob! Wo wollt ihr denn hin?

Helmut! Du bist die Rettung. Wir müssen zur Schule. Fährst du zufällig Richtung Niedertor?

Die Babbelplast-Aktionen auf dem letzten Altstadtfest in Hannover haben die Leute in der Nachbarstadt Barsinghausen so beeindruckt, dass sie für ihr diesjähriges Stadtfest bei Göhling das große Babbelplast-Kissen und fünf Bälle bestellt haben. Zusätzlich hat Göhling den Barsinghausener Stadtvätern noch zwei weitere Düsseldorfer Künstler untergejubelt. Der eine ist Peter Rübsam. Er ist eigentlich Bildhauer, genau wie sein Vater, aber er ist auch Musiker, spielt ungefähr zehn Instrumente, darunter schottischen Dudelsack, und hat letztes Jahr mit seiner Band sogar eine LP aufgenommen. Der andere ist ein Beuys-Schüler namens Knitz, der die technischen Vorgänge erkenntnistheoretisch vermitteln soll. So steht es jedenfalls in seinem Manifest, und zwar in Kleinbuchstaben:

1. geburt der bälle, auseinanderfalten und aufblasen
2. bewegen der bälle durch menschen und natur (wind z. b.)
3. tod der bälle im spielbezirk durch destruktion und deflation
4. wiedergeburt der bälle durch reparatur, zusammenlegen, transportieren, auseinanderfalten und aufblasen
5. der ball löst sich als heißluftballon von der erde

Für die Punkte 1 und 4 sind wir zuständig. Bevor es jedoch zur Ausführung von Punkt 5 durch Knitz kommt, ereignet sich ein bedauerlicher Unfall. Ein Babbelplast-Ball, angetrieben von einer Meute Jugendlicher, überrollt einen kleinen Jungen, der sich dabei den Arm bricht. Wir kriegen das nur am Rande mit, weil ein Krankenwagen auf die Wiese fährt und sich ein kleiner Menschauflauf bildet. Aber wenig später kreuzt in unserem Info-Zelt, das wir neben den beiden VW-Bussen aufgebaut haben, ein Bulle auf, der nicht so aussieht, als wäre er an der erkenntnistheoretischen Vermittlung der technischen Vorgänge interessiert. In Wirklichkeit ist er gekommen, um die Aktion mit den Bällen zu beenden.

Ein paar Leute, die sich in unserem Zelt gerade über Babbelplast im allgemeinen und die Aktion im Besonderen informieren, äußern ihr Bedauern, weil im Straßenverkehr ja auch ständig Unfälle passieren und Autofahren trotzdem nicht verboten wird. Dem Bullen sind diese Sympathiebekundungen aber wurstegal, weil er langhaarige Künstlertypen bestimmt nicht ausstehen kann und hier eine gute Gelegenheit sieht, sich ein bisschen aufzuspielen.

Von uns will er nichts wissen, sondern mit dem Verantwortlichen sprechen, und das ist Göhling. Mr. Babbelplast steht aber mit dem Rücken zu ihm, weil er gerade an einem Schlauch herumbastelt, der nachher für das Aufblasen des Heißluftballons gebraucht wird, und erklärt, momentan keine Zeit zu haben. Er hebt nicht mal den Kopf, so beschäftigt ist er.

Dann fordere ich Sie auf, sich auszuweisen, sagt der Bulle.

Dazu habe ich aber gerade keine Lust, antwortet Göhling über die Schulter.

Daraufhin dreht der Bulle durch. Mit den Worten Dann erkläre ich Sie hiermit für vorläufig festgenommen, packt er ihn von hinten und dreht ihm einen Arm auf den Rücken, woraufhin Göhling sofort laut anfängt zu schreien. Wir andern stehen wie gelähmt, nur Göhlings Frau Anna stürzt sich sofort auf den Bullen und schimpft los, er soll den Mann in Ruhe lassen, weil für diese Aktion zehn Leute verantwortlich sind und er die dann gefälligst auch festnehmen muss.

Einer von den Zeltbesuchern, ein Herr in einem Leinenjackett und mit einer Schultertasche, die er sich eben noch mit Babbelplast-Info-Material vollgestopft hat, mischt sich ebenfalls ein.

Das sind ja Ostzonen-Methoden!

Der Bulle ist irritiert. Das hört er anscheinend nicht gerne. Augenblicklich gibt er Göhling frei, der stöhnend seine Schulterblätter kreisen lässt, und dreht sich zu dem Mann im Leinenjackett, als hätte der ihm gerade ins Pistolenhalfter gepisst.

Was sagen Sie da?

Das kennt man aus der DDR. Die Volkspolizei, die macht es ganz genauso.

Zustimmendes Gemurmel von den Umstehenden. Der Bulle stemmt die Arme in die Hüften und mustert sein Gegenüber, der aus einer Gruppe heraus zu ihm spricht. Er begreift, dass es sich bei diesen Leuten nicht um Aktionskünstler, sondern um ganz normale Bürger mittleren Alters handelt, anständig angezogen und frisiert. Er lässt sich auf eine Diskussion ein, die damit endet, dass Göhling seine Personalien zu Protokoll geben muss. Auf dem Kissen darf weitergehopt werden, aber die Bälle müssen wir einsammeln und die Luft rauslassen. Genau wie es im Manifest von Knitz steht: tod der bälle im spielbezirk.

Heute habe ich die Möbel in meinem Zimmer umgestellt. Als ich den Kleiderschrank von der Wand abrückte, um ihn weiter nach links zu schieben, fiel etwas hinter dem Schrank zu Boden. Es war ein Zebrafink, ein Jungvogel aus meiner Nachzucht, in der Totenstarre von zwei Seiten eckig geformt wie eine Streichholzschachtel. Die Oberseite mausgrau, nur an den Außenrändern der Flügel ins Bräunliche übergehend, der Schwanz schmutzigweiß gebändert, Hals und Wangen fahles Grau, neben den Augen ein weißer, schwarz eingefasster Fleck. Armer Kerl. Bei leichtsinnigem Hüpfen oder einer tolpatschigen Landung muss er in den Spalt zwischen Schrank und Wand gerutscht sein. Bewegungsunfähig und offenbar auch außerstande, aus seinem schwarzen Schnäbelchen Geräusche hervorzubringen, die mich aufmerksam hätten werden lassen, ist er wahrscheinlich verdurstet. Verwest ist er nicht, sondern regelrecht mumifiziert. Wieder eine Vogelleiche, und irgendwie bin ich auch daran schuld. Das Sündengepäck auf meinem Rücken wird von Jahr zu Jahr schwerer. GYMNASIUM VERWEIGERT TIERQUÄLER ABITUR – DR. HOLLMANN HÄLT BLATTERNERKRANKUNG FÜR AUSLÖSER. Hätte ich die Vögel jeden Abend durchgezählt, wäre das nicht passiert. Ich glaube, ich muss sie abgeben. Bis auf Pürie natürlich, der zur Familie gehört. Sonst passieren noch mehr solche Unglücke.

Meine Briefschulden gegenüber Eberswalde habe ich durch einen zweiseitigen Brief getilgt. Die Tutta hat zwar nicht den geringsten Anspruch auf eine Erklärung; trotzdem soll sie mir nicht nachsagen können, ich sei aus Feigheit verstummt. Die Wahrheit konnte ich ihr natürlich nicht schreiben, weil sie dann garantiert im Schnulzensänger-Stil behauptet hätte, ihr Herz könne man nicht kaufen. Also habe ich drei Gründe für mein Nichtschreiben genannt, von denen sie sich einen aussuchen sollte.

Bei Merkle arbeiten wir jetzt mit Ton; was dabei herauskommt, ist ihm wurst. Das ist das Stichwort für mich. Ich forme einen Teller und darauf eine Currywurst mit Fritten. Das ist mein Verständnis von Eat Art. Merkle lässt sich tatsächlich bluffen und gibt mir dafür eine Zwei. Und weil er einen vielversprechenden Künstler in mir wittert, will er mir die Bauer-Filmkamera zur Verfügung stellen. Ton kann sie allerdings nicht aufnehmen, und das bedeutet, dass meine Story auf langatmige Dialoge verzichten muss. Also drehe ich am besten gleich einen Stummfilm, wie „Panzerkreuzer Potemkin“ oder „Metropolis“. Oder wie „Goldrausch“. Ich glaube, ein Film in Chaplin-Stil lässt sich am ehesten realisieren. Natürlich in Schwarz-Weiß, dann sieht von vornherein alles 70 Jahre älter aus. Goldsuche wäre ein gutes

Thema, wegen der vielen Außenaufnahmen. Ich weiß auch schon, wo wir drehen können, damit es nach Alaska aussieht: in der Rosellerheider Kiesgrube. Da gibt es eine Stelle mit einer zehn oder zwölf Meter hohen Abbruchkante.

Post aus Eberswalde.

Lieber Jakob! Vielen Dank für Deinen Brief, aus dem ich leider nicht schlau geworden bin. Weißt Du an so supermoderne Briefstile sind wir hier nicht gewöhnt. Soll ich mir nun die beste Variante aussuchen oder wie? Schwamm drüber! Ich will davon nicht mehr hören. Jetzt besteht die Frage was aus unserer fast neu geknüpften Brieffreundschaft werden soll. Mein Freund hat mir zwar das dumme Theater mit Peter verziehen, aber er möchte nicht, dass ich mich mit Jungen schreibe, die er nicht kennt. Mit der Pause wegen Peter bin ich schon über drei Jahre mit Rolf befreundet und wir haben auch nicht die Absicht uns wegen eines Dritten zu trennen oder sonstigen blöden Sachen. Wenn wir uns weiterschreiben sollen, dann nur wenn Du an uns beide schreibst. Versteh' das bitte nicht falsch, aber das ist bestimmt die beste Lösung.

Viele Grüße

Karin

PS: Grüße auch von Rolf! Ich wette, dass Du ihn duftest, würdest Du ihn kennen.

Das Drehbuch ist fertig. 1. Szene (Totale). Goldsucher (Kalle, Thomas, Manni, Rainer, Harry, Künzel, Richie, Robert) bei der Arbeit. 2. Szene. Jerry (Robert) macht den Fund seines Lebens. Während seine Kollegen mehr oder weniger planlos drauflosbuddeln, benutzt er neben seinem Köpfchen auch Augenlupe, Mineralwaage und Zahnarztbesteck. 3. Szene. Jerry besorgt sich eine Konzession und steckt seinen Claim ab. 4. Szene. Fat Fanzel (Richie) versucht, ihm den Schatz abzujagen. Massenschlägerei. 5. Szene. Fat Fanzel trifft sich im Golden Nugget Saloon mit Fucking „Tooth“ Jane (Martina). 6. Szene. Für einen Beutel Goldstaub verführt Jane Jerry und stiehlt ihm bei dieser Gelegenheit die Konzession. 7. Szene. Aus Verzweiflung will Jerry sich im Wald erhängen. 8. Szene mit Traumsequenzen und Schwarzfilm zur Irritation der Zuschauer. 9. Szene. Der Selbstmordversuch ist missglückt; als Jerry aus seiner Ohnmacht erwacht, steht ein armes Waisenmädchen (Nicole) vor ihm, das ihm neuen Lebensmut gibt. 10. Szene. Wiederbegegnung mit Fat Fanzel, der sich in betrunkenem Zustand auf das Waisenmädchen stürzt. 11. Szene. Rauferei, bei der Jerry entdeckt, dass Fat Fanzel im Besitz seiner Konzession ist. 12. Szene. Große Verfolgungsjagd. Jerry kann Fat Fanzel überwältigen und die Urkunde wieder an sich nehmen. 13. Szene. Das Waisenmädchen weist Jerry zurück, weil sie seinem Reichtum misstraut. 14. Szene.

Jerry zerreißt die Urkunde und entscheidet sich für ein Leben an der Seite des Waisenmädchens. 15. Szene, Schlussbild: Jerry und das Waisenmädchen Arm in Arm, dem Horizont entgegen, immer kleiner werdend.

Spätestens im Oktober fangen wir mit dem Außendreh in der Kiesgrube an.

Pascale schreibt, dass beide Eltern ihnen erlaubt haben, uns an Weihnachten zu besuchen, und kurz darauf trudelt ein Brief von Desirée bei mir ein. Beim Öffnen reiße ich vor Aufregung den Umschlag in Fetzen.

We'll start on December 23, and we'll arrive at Dusseldorf at 7. I hope you're very well. Pascale and I are very well. So goodbyes at christmas. I kiss you.

Weihnachten ist gut, weil wir dann Ferien haben. Aber wohin mit den beiden? Bei Robert zuhause ist kein Platz. Bei uns wäre Platz, aber bis in die Morgenstunden könnten wir da sicher nicht Musik hören und anschließend bis in die Puppen schlafen. Von den anderen Dingen ganz zu schweigen. Außerdem müssen wir den beiden Frauen aus der Weltstadt Paris etwas bieten, und dafür kommt nur Düsseldorf in Frage. Da gibt es immerhin die Altstadt mit Ratinger Hof, Einhorn und Uel. Hutter & Schranz, Muggel und Sassafras in Oberkassel. Den Rhein. Die Kunsthalle.

Robert meint, wir sollten Göhling fragen, ob wir, für den Fall, dass er über Weihnachten wieder in Bayern ist, bei ihm wohnen können. Die alte Villa würde den beiden Frauen ganz sicher imponieren. Wenn wir versprechen, dass wir nicht nur das Haus hüten, sondern auch gegebenenfalls Schnee schippen, damit sich niemand vor dem Haus die Knochen bricht und ihn verklagt, dann sagt er nach dem, was in Barsinghausen passiert ist, vielleicht Ja.

Drehtag Drei. Heute ist die Massenschlägerei in Szene 4 dran. Eigentlich klappt alles, von einem Unfall abgesehen, den Künzel dabei erleidet. Die Regieanweisung lautet, sich einen Partner zu suchen und sich mit ihm auf originelle Weise zu prügeln. Künzel in seinem Gummimantel, ein Erbstück seines Opas, hat gerade von Rainer einen Schlag auf den Hut verpasst bekommen, wodurch ihm dieser halb über die Augen gerutscht ist. Beim Dreh seine dicke Brille zu tragen, haben wir ihm verboten; jetzt bahnt er sich halbbblind mit ausgestreckten Armen einen Fluchtweg, gerät aber auf dem von Planieraugen zerfurchten Untergrund in eine Art Tänzelschritt und stolpert geradewegs auf Richie zu, der sich ihm einfach nur mit seiner schrankartigen Körpermasse in den Weg stellt. Beim Zusammenprall verliert Künzel sein Gleichgewicht und fällt auf so unglückliche Weise auf den Rücken, dass wir im ersten Moment denken, er ist querschnittsgelähmt. Die Kamera lassen wir aber trotzdem laufen, weil uns jeder zu dem Stunt beglückwünschen wird, der nicht nur aussieht wie echt, sondern auch echt ist.

Am besten sind die Szenen beim Sir geworden. Hans-Heinrich hatte erlaubt, dass wir sie an einem Sonntagnachmittag, wo er normalerweise geschlossen hat, bei ihm drehen. Als wir dann zu zwölf antanzten, war er von unserem Team, den ausgefallenen Kostümen und den mitgebrachten Requisiten so beeindruckt, dass er alle Getränke auf Rechnung des Hauses gehen ließ. Aus Dankbarkeit schenken wir ihm einen Gastauftritt als Spelunkenwirt, wofür der Sir extra sein Revolverhalfter umschnallte. Sein Colt war dieselbe Waffe, mit der er einmal kurz vor Mitternacht seiner uralten Mutter vor der Nase rumschaltete, die sich daraufhin bitterlich bei mir über ihren ungeratenen Sohn beklagte. Ob die Waffe scharf oder ob es nur ein Jux war, weiß ich bis heute nicht.

Die Pokerszene, in der Hans-Heinrich sein Schauspielerdebüt gibt, haben wir, wie vorher schon die Billardszene, im gleißenden Scheinwerferlicht von zwei 1000 Watt starken Filmleuchten gedreht. Im fertigen Film sieht es aus, als würde der Pokertisch nur von den beiden Kerzen erleuchtet, die ihr flackerndes Licht auf die durch Schminke entstellten Visagen von Künzel und Clason und die Rückseiten von Kalle und Martina werfen. Für den Regisseur ein Moment großen Glücks.

Am Samstag nach der Schule fahren Robert und ich mit der Straßenbahn nach Oberkassel und latschen zu Göhling, der uns sogar empfängt, obwohl er eigentlich keine Zeit hat, denn nächste Woche fährt die ganze Familie tatsächlich wie vermutet nach Bayern. Aber als wir vorsichtig fragen, ob wir über Weihnachten vielleicht auf seine Wohnung aufpassen dürfen, weil wir doch Frauenbesuch aus Paris kriegen, macht er ein ernstes Gesicht und sagt glatt Nein. Die Idee mit dem Schneeschippen beeindruckt ihn auch nicht, weil dafür sein Assistent Wolfgang Duve zuständig ist, der ansonsten mietfrei bei ihm wohnt. Aber er meint, dass wir mal Knitz fragen sollen, weil der Knitz und die Gabi nämlich über Weihnachten bei ihm in Bayern zu Besuch sind und außerdem sehr sozial eingestellt, und bestimmt nichts dagegen haben, und schon gibt er uns seine Adresse. Telefon hat der Knitz nicht.

Wir bedanken uns bei Mr. Babbelplast und wünschen ihm schöne Feiertage und fahren sofort mit der Straßenbahn nach Hamm. Als wir vor der angegebenen Adresse stehen, ist es ein ehemaliges Ladenlokal mit einem großen Schaufenster bis knapp über dem Bürgersteig. Was sich dahinter abspielt, kann man nicht sehen, denn das Schaufenster ist komplett mit kleinen Holzkästchen zugebaut, die mit Pergamentpapier verkleidet sind. Aber über der gläsernen Eingangstür, die ebenfalls komplett abgeklebt ist, hängt ein Schild Knitz-Akademie, und deshalb wissen wir, dass wir richtig sind.

Wir haben kaum geklingelt, da geht auch schon die Tür auf. Weil wir im Sommer zusammen in Barsinghausen waren, erkennt Knitz uns sofort und wundert sich kein bisschen, dass wir ohne Anmeldung plötzlich bei ihm auftauchen. Irgendwie scheint er anzunehmen, dass wir uns für seine Kunst interessieren. Er lässt uns an dem großen Tisch Platz nehmen, der mitten im Raum steht und auf dem lauter Kinderzeichnungen von Pferden ausgebreitet sind.

Ich muss Noten geben, sagt er entschuldigend, und am liebsten würde ich allen eine Eins geben. Sind die nicht alle toll?

Wir heucheln Zustimmung. Knitz meint, dass Kinder sowieso die besten Künstler sind. Picasso hätte das auch gewusst und deshalb versucht, der Naivität von Kindern so nahe wie möglich zu kommen. Ob wir vielleicht das große Bild „Frau vor Spiegel“ in der Kunstsammlung kennen. Ob wir überhaupt schon mal in einer Ausstellung gewesen sind. Knitz staunt, als wir aufzählen, wen wir allein schon in der Kunsthalle gesehen haben, nämlich Roy Lichtenstein, Claes Oldenburg, Bridget Riley, Edward Kienholz, von den Ausstellungen in Köln ganz zu schweigen, Eat-Art, Happenings und so weiter. Nachdem wir dann noch in groben Zügen das Programm von Ritzows Kunstleistungskurs seit der Obertertia geschildert haben, kommen wir zu unserem eigentlichen Anliegen, und dass Göhling gemeint hat, dass wir ihn fragen sollten, ob wir vielleicht über Weihnachten mit unseren beiden Pariserinnen bei ihm wohnen könnten.

Weil der Klaus meinte, dass du verreist bist, sage ich.

Und du vielleicht jemand brauchst, der auf die Wohnung aufpasst, sagt Robert.

Und dann, sagt Knitz trocken, wollt ihr mit denen ficken.

Ja. – Nein! rufen Robert und ich fast gleichzeitig. Ich kriege einen heißen Kopf und hefte meinen Blick an die Decke.

Es geht doch nur darum, sage ich heiser, um überhaupt die Möglichkeit zu schaffen.

Genau, springt mir Robert bei. Wir wissen doch gar nicht, ob die das auch wollen.

Klar wollt ihr die ficken, wiederholt Knitz. Na gut, von mir aus. Ficken ist gesund. Und zuhause geht das natürlich nicht. Wegen euern Eltern. Und deshalb wollt ihr das hier bei uns machen. Na ja, wär nicht ganz dumm, wenn die Wohnung über Weihnachten nicht so auskühlt. Wie lange wollt ihr euch denn hier einnisten?

Also... da richten wir uns ganz nach dir, sagt Robert schnell.

Gabi und ich sind vom 21.12. bis zum 3.1. weg.

Dann kommen wir am 22. Und bleiben maximal bis Neujahr.

Maximal.

Okay. Aber das Bettzeug müsst ihr selber mitbringen.

Klar.

Federbetten, Bezüge, Leintücher und so weiter.

Das wollten wir sowieso. Handtücher bringen wir auch mit.

Dann ist ja alles geklärt. Unsern Zweitschlüssel könnt ihr heute schon mitnehmen. Wenn ihr geht, schließt ihr zweimal ab und werft ihn in den Briefkasten.

Okay.

Und noch was. Wir haben hier Ölofen. Ihr könnt euch am Kanister im Keller bedienen. Der Liter kostet fünfundzwanzig Pfennige. Schreibt einfach auf, wie viele Kannen ihr verbraucht habt. Bevor ihr geht, legt ihr das Geld dafür auf den Tisch. – So, und jetzt hab ich Hunger.

O ja, ich auch, denke ich, weil ich seit dem Pausenbrot nichts mehr gegessen habe.

Heute gibt's Speckpfannkuchen.

Kaum ausgesprochen, regt die Vorstellung von saftigen Pfannkuchen, großzügig belegt mit kross gebratenem Speck, wie sie bei Küppers in Heerdt serviert werden, sogleich meinen Speichelfluss an.

Und deshalb schmeiß' ich euch jetzt raus.

20 Künstlerpech

Seit heute Nachmittag wohnen wir in Düsseldorf. Mit Arthurs Hilfe haben wir von zuhause Bettwäsche und Handtücher für vier Personen und ein bisschen Proviant zu Knitz gekarrt und uns eingerichtet. Neben dem Doppelbett im Schlafzimmer gibt es in dem Zimmer mit dem Schreibtisch noch eine Couch zum Ausklappen. Wer wo schläft, müssen wir noch ausknobeln. Wir sind ein bisschen enttäuscht, weil die Wohnung so klein ist. Andererseits hat das auch wieder sein gutes, weil wir dann alle vier eng aufeinander hocken. I kiss you. Ob das nur eine Redensart ist oder ein Versprechen?

Die Betten sind bezogen, die Handtücher aufgehängt. Nur noch etwas mehr als zwölf Stunden bis zur Ankunft der beiden. Was tun? Einen Fernseher gibt es nicht, nur einen Telefunken-Plattenspieler und einen Karton mit Schallplatten; alter Scheiß, wie Robert gleich mit Kennerblick feststellt. Trotzdem lässt er zu, dass ich „Revolver“ auflege. In der Küche entdecken wir einen ganzen Stoß Bastelanleitungen für eine Knitz-Möwe, einen Papiersegler. Den bauen wir am großen Arbeitstisch gleich nach und schicken ihn mit Schwung auf die Reise. Leider erleidet meiner gleich nach dem Start eine Bruchlandung, indem er nämlich mit dem Schnabel in einem von Knitz' pergamentbezogenen Schaufensterkästchen steckenbleibt. Zum Glück weit genug unten, sodass es kaum auffällt.

Jetzt Bob Dylan, „Greatest Hits“. Beim Stöbern in den Bücherregalen stoße ich auf einen japanischen Bildband, der sich mit der Kunst des Papierfaltens beschäftigt. Unter anderem wird gezeigt, wie man allerlei Tiere bastelt. Wahrscheinlich hat sich Knitz da die Anregung für seine Möwe geholt. Eine Fledermaus gefällt uns besonders gut. Sogar ohne Japanischkenntnisse gelingt es uns, sie nachzubauen. Das Tolle ist, dass sie nicht nur fliegt, sondern dass ihre Flügel dabei zittern. Wir können gar nicht genug davon kriegen, sie fliegen zu sehen. Zack, landet auch sie in der Schaufensterverkleidung, und zwar in Augenhöhe. Diesmal ist der Kasten richtig demoliert. Warum hat Knitz auch bloß so scheiddünn Papier genommen. Wir versuchen, den Schaden mit Spucke zu reparieren, was aber nicht richtig gelingt. Zum Glück ist die ganze Konstruktion nicht fest miteinander verbunden. Wir ziehen den Kasten vorsichtig heraus und vertauschen ihn mit einem von weiter unten.

Nachdem wir noch etwas gegessen haben, stellen wir durch dreimaligen Münzwurf fest, wer welche Schlafstätte bekommt. Ich gewinne und ziehe ins Schlafzimmer, weshalb ich auch dafür verantwortlich bin, dass wir um 5:45 aufstehen, um rechtzeitig am Bahnhof zu sein.

Das Aufstehen hätten wir uns sparen können. In diesem Zug sind sie jedenfalls nicht. Die einzige Erklärung ist, dass sie erst heute Nacht losfahren und dann natürlich erst morgen um Sieben in Düsseldorf sind. Warum haben sie uns nicht geschrieben, dass sie den Nachtzug nehmen? Egal, der Gedanke an I kiss you hält uns aufrecht.

Also wieder zurück und noch ein bisschen gepennt. Zum Mittagessen gibt es eine Dose Ravioli mit Brot. Danach große Langeweile. Beim weiteren Durchwühlen von Knitz' Schränken entdecken wir Material zu seinen früheren Kunstaktionen. Damals hieß er noch Werner Meßmer und war Kunststudent. Einmal hat er sich in der Mannheimer Fußgängerzone wie Kafkas Hungerkünstler in einen Käfig gesperrt und die Publikumsreaktionen mit Tonband aufgenommen. KÄFIGMENSCH ANTWORTET NICHT – KUNSTAKTION IN DER PLANKEN LÖST RÄTSEL RATEN AUS, stand am nächsten Tag in der Zeitung.

In einer Zigarrenkiste liegen auf Holzwolle drei Milchflaschen, aber statt mit Milch sind sie mit einem Stück Papier gefüllt, auf dem Inhalt steht, in Großbuchstaben. Ich bin beruhigt, dass es sich dabei um Kunst handelt, denn das macht auch mich zu einem Künstler. Hängt doch unter der Decke in meinem Zimmer seit kurzem ein trocknes Brötchen neben einer fettgedruckten Schlagzeile aus dem „Stern“: Aufruf. Wer meint, das hätte irgendwas mit „Brot für die Welt“ zu tun, der irrt. Auch an moderner Malerei habe ich mich versucht. Jackson Pollock wurde dadurch berühmt, dass er Farbe auf Leinwand tropfte. Ich ging noch einen Schritt weiter und setzte mit Uhu Klebepunkte auf Papier, bestreute sie mit Vogelsand und besprühte sie anschließend mit Wasserfarbe. Immer auf der Suche nach neuen, aufregenden Materialien schnitt ich mir ein paar Zentimeter Haare ab, klebte sie mit Tapetenkleister auf Zeichenblockpapier und bestrich sie nach dem Trocknen mit Deckweiß. Sah schön eklig aus.

Am Abend gibt es Kartoffelsalat, den Roberts Mutter gestiftet hat, und dazu hören wir die „Pardon“-LP „Heinrich Lübke redet für Deutschland“. Wir sind schon fast betteif, da klingelt es plötzlich, und als wir aufmachen, steht eine Frau vor der Tür und sagt, sie ist die Uschi und ob der Knitz zu sprechen ist. Wir erklären ihr, wer wir sind und dass Knitz verreist ist, woraufhin Uschi ziemlich bedröppelt aus der Wäsche schaut, weil er versprochen hat, ihr beim Umzug zu helfen.

Wir kennen uns nämlich von der Kunstakademie, der Knitz und ich.

Tja, tut uns leid.

Könnt ihr mir vielleicht helfen? Es sind nur ein paar Kleinigkeiten. Die Sachen stehen schon im Treppenhaus und müssen bloß noch in die Wohnung getragen werden. Aber alleine schaff ich das nicht. Es ist nur um die Ecke.

Robert und ich sehen uns an. Können wir uns dieser Bitte verschließen? Nein. Egal, ob uns Uschi anschließend zu einer Künstlerorgie einlädt oder nicht. Denn genau diese Möglichkeit geht Robert garantiert gerade durch den Kopf. Und mir jetzt auch.

Die Wohnung ist tatsächlich nur ein paar Minuten Fußweg entfernt. Es ist eines von den schönen alten Wohnhäusern in der Erftstraße, die den Krieg überstanden haben. Uschi schließt die Haustür auf, und da stehen auch schon ihre Sachen: ein

Herd, eine Waschmaschine, eine Kommode ohne Schubladen, eine Matratze, ein Esstisch, ein Ohrensessel.

Und wo soll das hin?

Nach oben. Ganz oben. Vierter Stock.

Ach so.

Mit dem Ohrensessel fangen wir an. Er ist ziemlich ausladend und wegen der dicken Polsterung schwerer, als er aussieht. Robert packt ihn an den Füßen und ich an der Lehne, aber sehr bequem ist das nicht, schon gar nicht, wenn man damit rückwärts eine Holztreppe hochsteigt und plötzlich das Licht ausgeht.

Stopp!

Wir bleiben wie erstarrt stehen, während Uschi den Lichtschalter sucht.

Endlich wieder Licht. Trotzdem rutscht mir der Sessel im dritten Stock aus den Händen und landet krachend auf dem Treppenabsatz, woraufhin Robert schon wieder einen seiner Lachanfänge mit ansteckender Wirkung kriegt. Trotzdem schaffen wir es irgendwie nach oben, wo Uschi uns in ihre Wohnung dirigiert, die schon mit einer Stehlampe, ein paar Stühlen und anderen Kleinmöbeln ausgestattet ist.

Danach tragen wir den Esstisch, die Kommode und die Matratze hoch, was uns ohne Schwierigkeiten gelingt. Der Herd ist trotz Uschis anfeuernder Kommentare schon schwieriger zu bewältigen, auf jedem Treppenabsatz brauchen wir eine Pause. Inzwischen sind wir schweißgebadet, das hölzerne Geländer wackelt, und dazu knarzt die Treppe fast bei jedem Schritt.

Jetzt kommt die Waschmaschine an die Reihe. Ach, würde Uschi doch, wie andere Leute auch, ihre Wäsche in den Waschsalon bringen. Dann müssten wir jetzt nicht so leiden.

Im dritten Stock ist erstmal Feierabend. Wir sind beide fix und fertig. Ich lehne schweratmend an der Wand, Robert liegt gekrümmt über der Waschmaschine, aber statt wie ich vor Erschöpfung in Stillschweigen zu verfallen, gluckst und kichert er vor sich hin.

Auf einmal geht gegenüber eine Tür auf und eine alte Frau in Nachthemd und Häubchen steht vor uns wie ein Gespenst.

Ich will jetzt schlafen! Hören Sie! Es ist nach zehn Uhr! Unerhört ist das!

Das gibt Robert den Rest. Kaum hat sich die Tür wieder geschlossen, rutscht er von der Waschmaschine und sackt zusammen. Tränen laufen ihm über das Gesicht und wimmernde Geräusche entringen sich seiner Brust. Und von oben ruft Uschi.

Könnt ihr noch?

Nee, wir können grad nicht mehr.

Der große Tag ist da, Heiligabend. Wieder quälen wir uns um 5:45 Uhr aus den Betten, machen uns frisch, essen ein Marmeladenbrot und trinken eine Tasse Tee. Und wieder machen wir noch schnell die Betten, bevor wir aus dem Haus gehen, und legen unsere Pyjamas oben drauf, damit die beiden gleich Bescheid wissen,

dass jeder von uns sein eigenes Zimmer und Bett hat, jeweils mit Platz für einen Gast. I kiss you.

Gottseidank sind sie diesmal im Zug. Großes Hallo und allerlei Küsschen links und rechts. Wir bieten einen Bummel auf der weihnachtlich geschmückten Königsallee an, aber sie wollen als erstes ihre Reisetaschen loswerden und dann zur Post und ihren Eltern ein Telegramm schicken, dass sie gut angekommen sind. Warum nicht anrufen? Wollen sie nicht. Lieber telegrafieren. Also gut. Schräg gegenüber von unserer Wohnung ist ein Postamt, da brauchen wir nicht einmal einen Umweg zu machen. Wir nehmen die nächste Straßenbahn Richtung Neuß, steigen an der Bilker Kirche aus und gehen von da zu Fuß.

Wegen Heiligabend ist auf der Post mächtig viel los, Pakete werden über den Schalter geschoben, Geld wird eingezahlt. Nachdem wir endlich das Telegrammformular ausgehändigt bekommen haben, ziehen sich die beiden zurück und wir rauchen vor der Tür eine Zigarette.

In unserem Liebesnest angekommen, sind sie weder überrascht, dass wir hier mutterseelenallein wohnen, noch dass es ein ehemaliges Geschäft ist. Sie wollen wissen, wo sie schlafen, und als wir antworten, egal, as you like, und auf die beiden Zimmer deuten, verschwinden sie im Schlafzimmer. Gleich darauf kommt Pascale zurück und überreicht mir meinen Schlafanzug: I think this is yours. Das fängt ja gut an.

Mittags gibt es Mirácoli, die große Portion. Danach spazieren wir zum Rhein, aber die Kälte treibt uns schnell wieder nach Hause. Der Rest des Tages vergeht mit Musikhören, Rauchen und dem Falten von Papierseglern. Schon lange vor Mitternacht erklären die beiden, müde zu sein und ziehen sich zurück. Robert und ich gucken doof aus der Wäsche.

Als wir am nächsten Morgen am Frühstückstisch sitzen, versuchen wir, uns unsere Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. Zwischen zwei Tassen Nescafé, womit wir ihre Bedürfnisse liebevoll zu befriedigen suchten, überraschen sie uns mit der Nachricht, dass sie nach Köln weiterfahren wollen. Weil sie da Freunde haben.

Ihr wollt nach Köln?

Yes.

Wann? Jetzt?

Yes.

Aus der Traum von einer erotischen Weihnachtswoche in künstlerischer Umgebung. Robert blickt apathisch auf sein Marmeladenbrot. Wie ich ihn kenne, probiert er gerade, ob er nicht eine Träne herausquetschen kann. Auch ich bin wie vor den Kopf geschlagen. Freunde in Köln? Der ganze Aufwand soll umsonst gewesen sein? Ich hatte schon mal mit einem Kölner zu tun, der mir meine Freundin, die mir mittlerweile gestohlen bleiben kann, weggeschnappt hat. Aber bloß nichts anmerken lassen.

Okay... Wir bringen euch zum Bahnhof.

That's not necessary. We will hitchhike. Just take us to a road that leads to Cologne.

Keine Stunde später stehen wir zu viert an der Kreuzung Völklinger Straße/Südring. Das Pappschild Köln, das Pascale in der ausgestreckten Hand hält, hat Robert gemalt, und dafür musste ein Zeichenblock von Knitz daran glauben. Es waren aber sowieso nur noch zwei Blätter drauf. Ein letzter Beweis unserer Zuneigung, der ebenfalls nicht die gebührende Anerkennung findet.

Entzückend wie die beiden aussehen, müssen sie keine fünf Minuten warten, bis ein Wagen anhält. Außerdem ist Weihnachten, das Fest der Liebe. We'll stay in touch, ruft uns Pascale zum Abschied zu, obwohl mir das weder sehr wahrscheinlich noch im geringsten wünschenswert erscheint. Noch ein bisschen winke, winke in unsere Richtung, und schon sind sie verschwunden. Kopfschüttelnd schauen wir ihnen nach.

Also das sind ja zwei...

Früchtchen.

Das haben die ja raffiniert angestellt. Tun so, als würden sie zu uns fahren...

Weil die Eltern uns kennen und uns vertrauen...

Und dann fahren sie einfach woanders hin.

Die Kölner haben sie bestimmt auf die gleiche Weise kennengelernt wie uns.

Hi! Wanna listen to music with us? Schwupp, ab nach oben.

Wer weiß, was das für Typen sind.

Genau.

Und was die mit denen vorhaben.

Komm, vergiss es. Es sollte eben nicht sein.

Zurück in der Wohnung räumen wir auf und machen überall ein bisschen sauber. Wir sind gerade dabei, das Bettzeug einzupacken, als es an der Tür schellt. Pascale und Desirée, schießt es mir durch den Kopf. Sie haben beim Trampen Schlimmes erlebt, sind nur knapp der Vergewaltigung entkommen und kehren jetzt mit zerrissenen Kleidern reumütig zu uns zurück. Stattdessen ist es ein unbekannter Mann mit Anzug und Krawatte, der sich als Hausbesitzer vorstellt und Knitz sprechen möchte. Irgendwie scheint er zu glauben, dass sich Knitz aus dem Staub gemacht hat und wir jetzt hier wohnen. Bestimmt hat ihn einer der Nachbarn auf uns gehetzt. Wir fertigen ihn frech ab, dann packen wir unsere Sachen und legen Knitz wie abgemacht das abgezählte Geld für das Heizöl auf den Tisch, zusammen mit einer besonders schönen Papierfledermaus. Das wars.

Bevor ich die Tür hinter uns schließe, geht Robert noch einmal durch alle Räume und sieht nach, ob wir nichts vergessen haben. Als er zurückkommt, schwenkt er ein zerknittertes Stück Papier in der Hand.

Das Telegramm! War im Abfalleimer in der Küche!

Gemeinsam beugen wir uns über den Text, der in Druckbuchstaben verfasst ist. Mit la mère de Robert fängt es an und mit *dépression nerveuse* geht es weiter, und nachher ist noch von l'Hôpital, Cologne und l'Auberge de Jeunesse die Rede. Um das zu verstehen, muss man nicht Französisch können. Wir schauen uns entgeistert an.

Die haben uns verarscht!

Und wir dachten, die seien grün hinter den Ohren.

Nee, nee, nee...

Lupo lädt zu einer Retrospektive seines filmischen Schaffens auf Super-8 ein, die aber bei Thomas stattfindet, weil der heute und morgen sturmfreie Bude hat.

Unter diesen Umständen hängen wir üblicherweise im Keller rum, hören laut Musik und kiffen ein bisschen. Unsere drei Nicht-Instrumentalisten Harry, Robert und Lupo nutzen dann die Gelegenheit, um im Keller-Vorraum, der gleichzeitig der Probenraum von Phatamana ist, Krach zu machen. Es sind Spontan-Sessions von musikalisch unverbrauchten Künstlern, die unter dem Namen Velvet Underground II agieren. Während andere Bands für ihre Auftritte stundenlang proben müssen, schnappen sich diese Herren gänzlich unvorbereitet Bass, E-Gitarre und Schlagzeug, Instrumente, die ihnen weder gehören noch gehorchen, und legen los. Die Besetzung erfolgt nach dem Zufallsprinzip. Den Gesang steuert Lupo bei, eine Art Sprechgesang, meistens auf Deutsch, manchmal auch in einem Pseudoenglisch. Ein einziges Mal hat sich Harry als Sänger versucht. Das war, nachdem er im Fernsehen eine Redewendung aufgeschnappt hatte, die ihm so gut gefiel, dass er daraus ein Lied machen wollte. Geschafft hat er aber nur die ersten beiden Zeilen: Wann d'mi ned mogst, geh doch heim. Darauf ritt er nun rum, während er sinnlos mit dem Daumen auf den Bass einschlug, bis Robert endlich den erlösenden Reim fand: Denn i hob a Raucherbein. Ein Vier-Zeilen-Song, der noch seiner Veröffentlichung harrt.

Voraussetzung für einen Auftritt von Velvet Underground II ist natürlich, dass Thomas' Alter nicht da ist. Und das ist meistens der Fall. Wenn man ihn doch mal antrifft, sitzt er meistens rauchend in einer Ecke des Wohnzimmers und hat einen sitzen. Nur wenn Pia Besuch von ihren Freundinnen hat, kann man ihn mal richtig aufgeräumt erleben. Die Frauen, alle kurz vor dem Abitur, duzen ihn, und er ist heiterer Stimmung. Aber Pia ist ebenfalls selten da, und wenn, dann ist sie bestimmt mit Wolle Müsch beschäftigt, ihrem derzeitigen Galan, für den ich schon mal auf dem Klo vom Norfer Krug eine Packung Pariser ziehen musste. Wolle selbst darf sich in der Kneipe nicht blicken lassen, weil er sonst von den Rockern paar auf die Fresse kriegt. Mir dagegen passiert nichts, weil ich immer noch der Sohn von der Lehrerin bin.

Wegen der beengten Räumlichkeiten im Keller wird die Retrospektive ins Wohnzimmer verlegt. Eine Leinwand hat Lupo nicht mitgebracht, weil er meinte, die Filme auf eine kahle weiße Wand projizieren zu können. Im Wohnzimmer gibt es aber keine kahlen weißen Wände, sondern ein riesiges Fenster samt Terrassentür, eine klotzige Schrankwand und eine Schmalseite mit Fernseher, Plattenspieler und eingebauter Bar. Außerdem ist es noch viel zu hell, und deshalb wird die Filmvorführung erst einmal verschoben.

Inzwischen stöbern Harry und Lupo, die sich hier wie zuhause fühlen, in den Schränken herum. Harry hat auf dem Sideboard ein Kästchen mit Familienfotos gefunden. Triumphierend schwenkt er ein Bild, das Thomas als Säugling zeigt und hört nicht auf, sich über den Gesichtsausdruck von Baby Thomas zu bekringeln.

Lupo fördert aus dem Barschrank eine Flasche Sandeman-Sherry zutage. Nachdem er einen kräftigen Schluck genommen hat, bietet er sie uns an. Den Einwand von Thomas, sein Alter würde merken, wenn da plötzlich weniger drin ist, weist er als spießig zurück.

Um ihn von der Flasche abzulenken, schlägt Thomas vor, jetzt doch die Filme zu gucken und stellt dafür ein gebügeltes Bettlaken zur Verfügung, worauf Lupo sich auch einlässt, aber die Flasche kreist trotzdem unter uns, und nach der dritten Runde ist sie leer, woraufhin Lupo versprechen muss, sie übers Wochenende wieder zu ersetzen.

Künstlerisch sind die Filme alle sehr wertvoll, allerdings wirken die Darsteller etwas gehemmt, wie befangen, was auch kein Wunder ist, denn als Schauspieler hat Lupo uns verpflichtet, außerdem für seine Nibelungen-Version als Rheintöchter die drei Niedermeier-Schwwestern aus der Nachbarschaft. Nur mich hat er nicht vor die Kamera geholt, weil ich selber Filmemacher bin und daher ein Rivale.

Mittlerweile laufen Zeichentrickfilme, die uns aber nur ein müdes Gähnen entlocken, woraufhin Lupo, vom Sherry enthemmt, seinen Hintern entblößt und als Projektionsfläche zur Verfügung stellt, und jetzt liefern sich Tom und Jerry auf Lupos bleichen Arschbacken eine Verfolgungsjagd.

Hermann hat Robert und mich spontan zu einem Besäufnis eingeladen, vielleicht dem letzten, bevor er zum Bund muss. Das Bier müssen wir allerdings mitbringen. Robert meint, anstatt unterwegs am Kiosk ein paar Flaschen zu kaufen, sollten wir bei Hans-Heinrich vorbeifahren, bei dem wir seit unseren Dreharbeiten einen Stein im Brett haben, und ihn um ein kleines Fass bitten.

Hans-Heinrich zögert tatsächlich keinen Augenblick und holt uns ein gut gekühltes Zehn-Liter-Fässchen Gatzweiler aus dem Keller. Als wir unser Portemonnaie zücken, winkt er ab: Beim nächsten Mal!

Bei Hermann sitzen wir in seinem Dachzimmer, pokern um Pfennige, essen dazu die belegten Brote, die uns seine Mutter hingestellt hat, und trinken das Fässchen leer.

Von Robert erfahre ich, dass Hängenbleiben auch sein Gutes hat, denn sonst hätte ich jetzt wahrscheinlich Geschichte bei Heinrich. Kein Zuckerschlecken, wenn man Robert glauben darf. Schon der Name entlockt ihm ein Stöhnen. Erst bei ihm hat er gelernt, was tödliche Langeweile bedeutet.

Der Mann mit der Kladde. Er hat sie in seiner Referendarzeit angelegt und benutzt sie seit Jahrzehnten. Er macht keinen Unterricht, sondern hält einen Monolog, mit Momenten großer Stille. Roland Richter schneidet vor Langeweile sein Uhrenarmband in kleine Stücke, Kalle verschafft sich durch Kippeln eine bequeme Schlafposition, aus der er erst erwacht, als er mit seinem Stuhl nach hinten umfällt. Aber dann greift Willy, eher zufällig, in seine zerfetzte Parktasche und ruft plötzlich in die Stille hinein: Ooh, weil er ganz unerwartet einen Krümel Shit gefunden hat, und daraufhin erwacht auch sein Nachbar Öttermann aus seiner Totenstarre. Und ich krieg 'nen Lachkrampf, beschließt er seine Erzählung.

Apropos Totenstarre. Gestern, erzählt Hermann, hab ich Fernsehen gesehen, wie Gesichtsmasken hergestellt werden.

Ach ja.

Die gibt's auch für Lebende.

Sag bloß.

Man braucht dazu nur Gips und Gesichtscreme. Und man muss einen Rahmen basteln, damit der Gips auf dem Gesicht bleibt und nicht danebenläuft.

Und wie wird verhindert, dass man erstickt?

Die Nasenlöcher bleiben frei. Dazu steckt man Röhrchen in die Nase.

Okay.

Wenn der Gips hart ist, wird er abgenommen. Dann hat man schon mal eine Negativform. Und wenn man die mit Gips ausgießt –

Hat man eine Totenmaske von einem Lebenden.

Genau. So was hätte ich auch gerne. Können wir das nicht mal versuchen? Ich stelle mich freiwillig als Objekt zur Verfügung.

Kaum haben wir Ja gesagt, ist Hermann auch schon unterwegs, um die nötigen Materialien zusammenzusuchen. An den Biervorrat seines Vaters darf er nicht ran, aber an seinen Gips schon.

Das Anmischen übernimmt er selbst, nach Gebrauchsanweisung. Dann fläzt er sich in seinen Couchsessel, schließt die Augen und überlässt den Rest uns. Erst fetten wir sein Gesicht dick mit Nivea-Creme ein und vergessen auch sein Oberlippenbärtchen nicht. Danach schneiden wir aus Pappe einen Kragen zurecht, den wir so um sein Gesicht legen, dass Schläfen, Stirn und Kinn eng umschlossen werden. Man könnte meinen, er solle wie ein Hund durch einen Schutzkragen vom Wundkratzen abgehalten werden.

Bevor wir den Gips auf seinem Gesicht verteilen, stecken wir ihm zwei Röhrchen in die Nase, die wir schnell aus einem Stückchen Pappe geformt haben. Weil der Gips zu unserer Überraschung nicht ausreicht, rühren wir noch ein bisschen an, bis alles fingerdick bedeckt ist. Danach zapfen wir uns erst einmal ein frisches Gatzweiler.

Alles klar, Hermann?

Mmh.

Nach ein paar Minuten wird Hermann unruhig und fängt an, unter der Maske zu grummeln. Wir verstehen kein Wort. Er macht mit der rechten Hand Bewegungen, als wenn er schreiben will. Wir drücken ihm einen Kuli in die Hand und schieben ihm ein Blatt darunter. Hastig kritzelt er ein paar Worte hin: Der Gips wird heiß!

Wir fühlen vorsichtig am Gips und stellen fest, dass er recht hat.

Heif, heif grummelt Hermann und trommelt dazu mit beiden Füßen auf den Boden. Obwohl er uns leidtut, fangen wir an zu kichern.

Halt durch, rufen wir, bis der Gips hart ist! Nur noch ein paar Minuten!

Aber Hermann will nicht mehr warten, er fasst unter den Pappkragen, um die Maske anzuheben, und dazu jault er und bewegt sich unruhig in seinem Sessel; alles Anzeichen für eine Panik. Robert kann sich vor Lachen kaum noch halten, denn die Situation erinnert ihn an einen Sketch von Loriot.

Nimm die Maske ab!, blafft er Hermann an. Oder ist es zu kompliziert, die Maske abzunehmen?

Weil Hermann die Antwort versagt ist, übernimmt er seine Rolle gleich mit: Wie – was – abnehmen? Was für eine Maske?

Wir grölen, während Hermann wütend mit den Füßen strampelt.

Okay, okay, sie kommt runter!

Als wir den Kragen ablösen, stellen wir fest, dass sehr viel Gips einen Weg in Hermanns Haare gefunden hat, von dort auf den Sessel gelaufen und verklumpt ist. Von Gelächter geschüttelt, versuchen wir, den Gips mit den Fingern von den Haaren zu lösen, aber das ist nicht so einfach. Hermann macht durch heftige Körperbewegungen deutlich, dass wir uns beeilen sollen, weshalb wir den Gipsklumpen kurzerhand aus seinen Haaren herausschneiden. Wenn er zum Bund kommt, muss eh alles runter. Aber noch immer lässt sich die Maske nicht in einem Stück abnehmen. Wir müssen sie in Stücke brechen. Das Gesicht, das dabei zum Vorschein kommt, ist ziemlich rot, und um das letzte Stück von seiner Stirn zu lösen, müssen wir zur Nagelschere greifen. Diesmal sind wir besonders vorsichtig. Auf diese Weise bekommt Hermann nicht nur eine kostenlose Überarbeitung seiner Frisur, sondern auch einen Rückschnitt seiner Augenbrauen. Trotzdem schmolzt er uns erst noch ein bisschen. Richtig böse kann er uns nicht sein, weil wir ihm schließlich ein 5-Liter-Fässchen gratis ins Haus geliefert haben.

Pascale hat Robert einen Neujahrsgruß geschickt: Well arrived in Paris. Bestimmt musste sie das auf Anweisung ihrer Eltern tun. Ich glaube nicht, dass wir von den beiden noch jemals etwas hören werden. Und ich selbst habe auch nicht das Bedürfnis. I kiss you am Arsch.

21 Kolbenfresser

Seit neuestem bin ich Besitzer eines zehn Jahre alten blauen VW 1500, eines Viertürers mit 54 PS. Den Freundschaftspreis von dreihundert Mark habe ich Nicole zu verdanken, die das Geschäft vermittelt hat, denn der Wagen kommt von ihrem Schwager, Pfarrer Erasmus. Er hat zwar schon 94.000 km auf dem Tacho, soll aber bis zuletzt einwandfrei gelaufen sein. Ich vertraue dem Mann Gottes.

Für die Jungfernfahrt nach Venlo, wo wir Samson, Drum und prima Zigarettenpapier der Marke Mascotte kaufen wollen, habe ich Robert, Mani und Thomas eingeladen. Es ist früher Samstagmittag, die Sonne scheint, wir sind kurz vor der Grenze, als Robert plötzlich von hinten aufgeregt schreit: Das Auto brennt! Jakob, halt an! Schnell!

Ich drehe mich um und sehe, wie sich Qualm im Wageninneren ausbreitet, von Robert mit rudernden Handbewegungen unter Gelächter verscheucht.

Bäh! Los, halt an!

Kaum habe ich den Wagen auf dem Seitenstreifen zum Stehen gebracht, springen wir alle schnell raus und bringen uns in Sicherheit. Bestimmt schlagen gleich Flammen aus dem Motor, und dann explodiert als nächstes der Tank. Im Fernsehen ist das so.

Der Qualm kommt aus dem Motorraum. Jetzt, wo der Wagen steht, verzieht er sich schnell.

So ein Mist.

Warum musst du auch so heizen?

Heizen? Maximal hundertzwanzig, mehr schafft die Schrottkarre gar nicht!

Ich öffne die Heckklappe, und alle vier werfen wir fachmännische Blicke auf den Motor. Äußerlich ist ihm kein Schaden anzusehen.

Vielleicht geht er jetzt wieder, meint Robert.

Ich betätige den Anlasser, aber nach ein paar schwachen Umdrehungen gibt er den Geist auf.

Könnte Kolbenfresser sein, meint Mani.

So kurz vor dem Ziel, und dann das. Immerhin, die holländische Grenze ist in Sichtweite. Auf unseren Einkauf brauchen wir also nicht zu verzichten. Einen Schnellimbiss gibt es da auch, und sogar Telefonzellen. Aber wer hilft uns? Wir gehen der Reihe nach unsere Möglichkeiten durch. Auf Paul brauche ich nicht zu zählen. Dass sein Vater sich für uns hinters Steuer klemmt, hält Mani für sehr unwahrscheinlich. Thomas meint, wenn Pia zuhause ist, kommt sie bestimmt und holt uns. Aber Pia ist nicht da, wie ein Anruf von Thomas ergibt. Und sein Alter kann auch nicht kommen, weil er schon etwas getrunken hat. Immerhin kann Thomas ihn überreden, dass er sein Auto zur Verfügung stellt, für den Fall, dass Thomas anschließend Lupo erreicht und der bereit ist, von Dormagen nach Norf zu fahren,

sich in die Thiemeyersche Familienkutsche zu setzen und hierher zu kommen, ins Niemandsland zwischen Deutschland und den Niederlanden. Das würde nicht jeder tun. Aber Lupo macht es. Es wird nur etwas dauern, sagt er. Und dann muss ihm Thomas noch genau beschreiben, wo wir sind, nämlich hinter Kaldenkirchen, kurz vor der Grenze, und wie mein Auto aussieht und welches Kennzeichen es hat.

Es dauert Stunden, bis Lupo auftaucht. Längst ist es stockfinster und obendrein kalt. Wir hocken im Dunkeln im Auto, an dem nur das Standlicht brennt, mit nichts beschäftigt als Rauchen und Quatschen und Die-Straße-Beobachten, und weil Lupo uns trotz des Warndreiecks zu spät sieht, fährt er erst einmal an uns vorbei. Großes Gefluhe unsererseits, weil wir uns ausmalen, wie er jetzt bis Venlo fahren muss, von da die ganze Strecke auf der Gegenseite bis Kaldenkirchen und dann wieder zurück. Aber wir sind im Irrtum. Lupo hat nämlich keine Lust, noch einmal eine komplette Runde zu drehen. Stattdessen kommt er uns auf dem Standstreifen rückwärts entgegen, wie einer von diesen Geisterfahrern, vor denen im Radio ständig gewarnt wird. Wir packen alles zusammen, steigen in Papa Thiemeyers Auto und lassen uns nach Hause fahren. Gerettet.

Meine Schrottkarre kann natürlich nicht an der Autobahn stehenbleiben. Gleich am nächsten Morgen rufe ich Arthur an. Seine Mutter sagt am Telefon, dass er krank ist und im Bett liegt, aber ich kann ja mal mit ihm sprechen.

Was gibt's, Kleiner?

Seine Stimme klingt rau und verschnupft. Ich schildere ihm die Sachlage. Zum Glück weiß er sofort, was zu tun ist. Als erstes beschließt er, nicht mehr krank zu sein. Als nächstes will er seinen Freund Edu anrufen und ihn überreden, seinen freien Sonntag zu opfern. Edu, gebürtig aus Norderney, ist eigentlich Richies Freund, wurde aber dadurch mit Arthur näher bekannt, dass seine Freundin Christiane die Zwillingsschwester von Arthurs Freundin Steffi ist, wodurch beide quasi zu Schwippschwagern wurden.

Zwei Stunden später treffen wir uns bei Arthur in Reuschenberg. Jetzt weiß ich auch, warum Edu gebraucht wird. Wir fahren nämlich nicht mit Arthurs Diesel-Benz, sondern mit Edus VW Käfer. Warum, stellt sich heraus, als wir am Ziel sind und Arthur einen langen durchsichtigen Plastikschlauch aus dem Kofferraum holt. Deshalb also hatte er sich erkundigt, wie viel Benzin ich noch im Tank hätte. Das eine Ende schiebt er tief in den Tank meiner Schrottkarre, das andere Ende nimmt er in den Mund und saugt. Als das Benzin seinem Mund bedrohlich nahe gekommen ist, verschließt er das Schlauchende mit dem Daumen und steckt es in den VW-Tank, der sich auf diese Weise gratis bis zum Anschlag füllt – eine kleine Entschädigung für Edu. Danach nehmen wir meinen Wagen ans Abschleppseil und schleichen, um so wenig Benzin wie möglich zu verbrauchen, mit sechzig bis achtzig Stundenkilometern nach Hause, wo wir das Pannengefährte auf dem Parkplatz hinter unserem Haus abstellen. Als nächstes wird sich Arthur um einen passenden Ersatzmotor vom Schrottplatz kümmern, und den will er mir dann, wenn sein Kumpel Keeseberg ihm dabei hilft, auch noch einbauen.

Mr. Babbelplast hat uns zu seiner Geburtstagsparty eingeladen, was wir sehr anständig von ihm finden, weil damit unsere Aufnahme in die Düsseldorfer Künstlerszene endgültig besiegelt sein dürfte. Deshalb habe ich auch ein entsprechendes Geschenk mitgebracht, das mich null Mark gekostet hat und trotzdem von großem Wert ist, nämlich einen verkohlten Kieferzapfen aus dem Pleistozän (selbstgefunden, als ich mal wieder mit Papa und Paul unterwegs war), und als Draufgabe meine zehn besten Gedichte auf DIN-A-5-Blättern, gelocht und mit einem roten Wollfaden zusammengebunden, alle im makellosen Druckbild der Schreibmaschine und natürlich in Kleinschreibung. Auf dem Titelblatt eine hockende Taube mit gesträubten Schwanzfedern von Picasso, aber nicht das übliche Peace-Symbol, sondern im Stil der Zeichnungen, die in ihrem eleganten Schwung an Matisse erinnern. Die Schrift ganz professionell mit Abreibebuchstaben gestaltet, die noch von meinem Film übrig sind, dessen Vorspann ich damit gestaltet habe, und signiert. Den Begleittext hätte Knitz auch nicht besser hingekriegt:

1. schöpferisches schaffen ist ein-, zwei- oder dreidimensionale absurdität
2. empfundene absurdität ist halluzination
3. artikulation der subjektiven absurdität ist emotion
4. intension des schöpfers ist bewusst- oder unbewusstwerdung
5. einseitige interaktion ist unakzeptabel

Göhling soll das Heft bloß sorgfältig aufbewahren, denn wenn ich später berühmt bin, kann er von sich behaupten, dass er mein Erstlingswerk besitzt.

Als Auftaktgedicht habe ich „Buch-Messe“ gewählt. Das Spiel mit der Doppeldeutigkeit ist Absicht. Das ist aber auch der einzige Hinweis, den ich bereit bin zu geben. Im Übrigen soll Göhling nicht zu lange dran rumrätseln. Das Gedicht bedeutet nichts anderes als das, was da steht. Wenn ich irgendwas erklären müsste, wäre das schon falsch. So ähnlich hat es Enzensberger mal ausgedrückt.

federschritte schauend nach
dosenobst
moospapier, herbstzeitloses:
sodom & gomorrha
stahlblauer vogel spiegelt sich
im gesicht
schrittweise verwesung

Die Gäste sind zahlreich und verteilen sich im ganzen Haus. Von den Hausbewohnern und dem Japaner mit den arschlangen Haaren abgesehen, den Tilo und Robert sofort als Sänger von Can erkannt haben, alles fremde Gesichter. Dalí, Beuys oder Klaus Staeck sind jedenfalls nicht darunter.

Aus der Küche quillt Zigarettenrauch, vermischt mit einem weiteren, süßlich schweren Duft. Einer nach dem andern lassen wir uns auf der Terrasse von

Wolfgang Duve ein Alt zapfen, während ihm einer der Gäste, der schon ziemlich einen sitzen hat, weismachen will, dass er sich an Peter Rübsams Sandsteinkissen im Garten beinahe den Zeh gebrochen hätte, weil er es für echt gehalten hat.

Mit dem Glas in der Hand arbeiten wir uns durch das Gedränge in Richtung Wohnzimmer vor, von wo Mick Jagers Stimme herüberdröhnt, wozu man vielleicht mit einer der vielen tollen Frauen tanzen könnte. Aber das Zimmer ist leer, bis auf einen Typen im lila T-Shirt mit langen Locken, der sich an Göhlings Plattensammlung zu schaffen macht und anscheinend für die heutige Musikauswahl verantwortlich ist. Tilo und ich drehen schon wieder ab Richtung Küche, da reißt uns Robert zurück.

Guckt mal, was der macht! Der Kerl ist bekloppt!

Wir drehen uns um und sehen gerade noch, wie der Typ, den wir für Göhlings Discjockey hielten, die beiden Hälften einer LP zurück in die Hülle stopft und wieder zu den andern auf den Boden stellt, die zusammen eine Reihe von ungefähr zwei Metern bilden.

Auf dem Knie mitten durchgebrochen! Die Kraftwerk-LP mit dem Absperrhütchen! Wenn das der Göhling sieht, dreht er durch!

Aber es ist ganz allein Robert, der sich gar nicht mehr einkriegt. Bestimmt ärgert er sich, dass er selbst noch nicht auf die Idee gekommen ist, LPs, die man scheiße findet, einfach zu zerbrechen.

Ich dagegen bedaure nur, dass keiner von uns auf die Idee gekommen ist, anlässlich von Göhlings Geburtstag Velvet Underground II einen Kurzauftritt zu verschaffen. Das wäre die große Gelegenheit gewesen. Drei musikalische Scharlatane für den großen Kunstscharlatan.

Mein Film ist fertig. Premiere ist heute Abend beim Sir, diesmal zur regulären Öffnungszeit und vor vollbesetztem Haus. Fast alle, die mitgemacht haben, sind gekommen, dazu jede Menge Stammgäste, die sich Hans-Heinrich in seiner Rolle als Barkeeper des Golden Nugget nicht entgehen lassen wollen. Der Projektor ist eine Leihgabe vom Schwann, und weil mein Film keine Tonspur hat, kommt die Filmmusik, die ich mit Hilfe unserer Plattensammlung zusammengestellt habe, vom Tonband: Rachmaninow, 2. Sinfonie, eine von mehreren Schallplatten, die ich in Moskau zum Schwarzmarktwechselkurs billig erstanden habe.

Leider passiert gleich an der ersten Klebestelle eine Panne. Über den Filmtitel „Gauener, Gold und Leidenschaften“ mit dem Foto vom Monumental Valley im Hintergrund zucken blitzschnell kleine goldene Flammen, das Bild platzt auf, brodeln wie flüssige Lava und erstarrt. Schnell drehe ich die Filmspule mit der Hand weiter, aber an der nächsten Klebestelle bleibt der Film wieder hängen, und die Hitze der Projektionslampe lässt die schöne Totale von der Kiesgrube in Sekundenbruchteilen aufglühen, sich kräuseln und in eine goldbraune, blubbernde Blase verwandeln. Die nächsten fünfundzwanzig Minuten verbringe ich damit, den Lauf der Filmspule mit dem Zeigefinger zu unterstützen, damit der Film nicht noch einmal im Projektor festklemmt.

Als Hans-Heinrich nach acht Minuten seinen Blitzauftritt hat, geht das Gegröle los. Auch er selbst kriegt sich vor Begeisterung kaum noch ein und entblößt ein paar Mal sein problematisches Gebiss. Ich glaube, heute muss ich meinen Deckel nicht zahlen.

Ein frühlingshafter Mittwochnachmittag. Gerade haben Arthur und Keeseberg die letzten vier Befestigungsschrauben meines Ersatzmotors angezogen, und jetzt rauchen sie erst einmal eine Zigarette. Der silbrig glänzende Motor hat lumpige hundertachtzig Mark gekostet und angeblich erst 40.000 Kilometer auf dem Buckel, und weil Pfarrer Erasmus mir durch Nicole die kompletten dreihundert Mark zurückgegeben hat, was sehr anständig von ihm war, habe ich an der ganzen Aktion sozusagen hundertzwanzig Mark verdient, die ich aber mit Arthur und Keeseberg teile, weil sie mir das Ding quasi frei Haus geliefert und auch eingebaut haben, mit meiner unbedeutenden Unterstützung.

Ob die Maschine hält, was der Schrotthändler versprochen hat, wird ein Motortest erweisen, für den ich auf Arthurs Anweisung bei getretener Kupplung Vollgas geben soll. Infolgedessen produziert er große Schwaden von Benzol und diversen Oxiden, die vom Wind durch die Betonsäulenreihe an die Hauswand getrieben werden. Von dort ziehen sie durch die wegen des schönen Wetters weit offenstehenden Türen ins Innere der Deutschen Bank, wo sie die verbrauchte Füllluft ersetzen. Der unerwartete Luftaustausch bringt sogleich Herrn Daub auf die Palme. Vor fünf Jahren habe ich auf sein Anraten eine wenig profitable Inrenta-Aktie erworben; jetzt kommt er angeschossen, tut so, als kennten wir uns nicht und fordert uns auf, die rücksichtslose Produktion von Lärm und Gestank augenblicklich zu unterlassen. Jaja, ist ja gut.

Heute Morgen musste ich nach Mönchengladbach zur Musterung. Die ärztliche Untersuchung durch Dr. Thissen hat Tauglichkeitsgrad 2 ergeben, und damit bin ich leider wehrdienstfähig. Ich hätte vielleicht doch auf Zamek hören und mich kurz vor der Untersuchung mit viel Kaffee und Zigaretten vergiften oder, meine Idee, wie Papillon Zahnpasta essen sollen. Der kam daraufhin mit hohem Fieber in die Sanitätsbaracke und konnte schließlich von der Teufelsinsel fliehen. Ein Vorbild für unsereins.

Von solchen Tipps kursieren eine ganze Menge. Und auch Geschichten wie die von dem Schlaumeier, der sich schwerhörig stellte, auf keine Aufforderung reagierte und schon glaubte, er hätte es überstanden, als plötzlich ganz leise über Lautsprecher die Ansage kam, er könne jetzt gehen. Er stand auf, erzählt Stöpsel, und wusste in derselben Sekunde, dass er verloren hatte.

Meine Hoffnungen beruhten hauptsächlich darauf, dass ich mit dem bloßen rechten Auge nichts entziffern kann, was weiter als zwanzig Zentimeter entfernt ist. Aber als ich beim Augentest, mit zugehaltenem linken Auge, langsam auf eine Tafel zugehen und stehen bleiben sollte, sobald ich einen Buchstaben lesen könnte,

nahmen mir die Sadisten vom Musterungsausschuss nicht ab, dass ich dafür bis ganz nach vorne marschieren musste, wo ich beinahe mit der Nase an die Tafel stieß. Das reicht, riefen sie mir schon zu, als ich noch drei Schritte entfernt war.

Der ganze Test war im Grunde nur Show. Sie wollten mich, und sie kriegten mich. Und dabei hat keine Rolle gespielt, dass ich die Sonderanforderung Auge nicht erfülle und somit auch nicht die meisten Voraussetzungen für die Verwendung bei der Luftwaffe. Auch für den Hochgebirgseinsatz, den Elektronikinstandsetzungsdienst, den militärischen Kraftfahrdienst und den ABC-Abwehrdienst komme ich nicht in Frage. Für alles andere sehr wohl. Ich habe sogar schon eine PK-Nummer bekommen, die ich geheim halten muss, warum auch immer: 251055T32211. Geheim ist sogar der beschissene Musterungsbescheid. Auf Reisen, egal ob im In- oder im Ausland, darf ich ihn nicht bei mir führen. Auf die Idee käme ich sowieso nicht.

Weil ich noch zur Schule gehe, bin ich bis Ende Juni nächsten Jahres zurückgestellt. In der Zwischenzeit könnte ich natürlich verweigern. Aber ich habe Angst, das könnte meiner Karriere schaden. Dass meine Eltern auch dieser Meinung sind, hat mit meiner Entscheidung übrigens nichts zu tun. Gar nichts. Im Gegenteil wäre das eher ein Grund, doch noch zu verweigern.

Viele meiner Freunde denken so, auch Robert und Hermann. Bei Hermann verstehe ich das nicht, denn seine Mutter ist unbedingt dafür, dass er verweigert.

Künzel ist ausgemustert. Als Belohnung für das Abitur hat er von seinem Vater ein Flugticket für die Strecke Düsseldorf-Okinawa geschenkt bekommen, das drei Monate gültig ist. Wenn er von seiner Weltumrundung zurück ist, studiert er Russisch und Geschichte auf Lehramt.

Richie hatte ebenfalls das Glück, ausgemustert zu werden und will Jura studieren, aber vorher noch ein paar Wochen mit Arthur nach Thailand. Arthur hat verweigert, wurde aber nicht anerkannt. Um dem Bund doch noch zu entgehen, hat er sich bei der Schutzpolizei beworben. Ich weiß nicht, was schlimmer ist. Vorsichtshalber hat er sich schon mal von einem Großteil seiner Indianermähne getrennt. Als ich ihn gefragt habe, wieso er auf die andere Seite wechselt, hat er mich irritiert angeguckt: Andere Seite?

Na ja – du hast doch zusammen mit Keeseberg mal nachts Baustellenschilder geklaut –

Keine Schilder, sondern Warnleuchten. Und ein paar von diesen Dings, diesen Baken. Weil die da tagelang rumstanden.

Okay, aber du bist auch schon ab und zu besoffen Auto gefahren –

Ich bin nie besoffen Auto gefahren, Kleiner! Ich hatte vielleicht hin und wieder zu viel Blut im Alkohol quatsch Alkohol im Blut. Vielleicht! Aber betrunken war ich nie. Ich hab oft genug die Karre stehen lassen und bei Charlotte gepennt.

Oder Marianne. Oder Petra, ergänze ich geflissentlich.

Arthur grinst. Das war auch die Begründung: Ich kann nicht mehr fahren, kann ich bei euch übernachten?

Okay. Aber ein paar Dinger hast du schon gedreht, oder?

Kann schon sein. Aber das kommt mir doch als Bulle zugute. Da muss man denken können, wie der Gangster denkt. Umgekehrt tun die das ja auch. Der Unterschied ist nur, dass der eine rechts und der andere links von der Trennlinie steht.

Soweit Arthur, demnächst Wachtmeister bei der Schutzpolizei.

Besonders schlau hat es Clason angestellt. Er hatte von Anfang an keinen Bock auf Bundeswehr, rechnete sich wegen seiner schlechten Augen sogar Chancen aus, nicht genommen zu werden. Aber um ganz sicher zu gehen, meldete er sich freiwillig für zwei Jahre als Sanitäter. Mit dem Ergebnis, dass er so lange untersucht wurde, bis man ihn für wehrdienstunfähig befand. Im Herbst beginnt er sein Mikrobiologiestudium in Kiel.

Das verfluchte Auto will nicht anspringen. Weil ich ausnahmsweise gegenüber vom Schwann einen Parkplatz gefunden habe, kriegt Frank Teufel aus der Parallelklasse meine vergeblichen Startversuche mit und bietet seine Hilfe an. Irgendwie findet er heraus, dass es an der Benzinpumpe liegt und bringt den Wagen tatsächlich wieder ans Laufen. Zum Dank beschließe ich, ihn künftig Fritz zu nennen und fahre ihn nach Hause.

Er wohnt in einer Neubausiedlung in Frimmersdorf-Neurath, wo sein Vater bei Rheinbraun arbeitet. Von dort kommen auch die Briketts, mit denen das Haus geheizt wird. Wenn sie im Sommer angeliefert werden, muss Fritz sie vom Bürgersteig zum Kellerfenster karren, über eine Rutsche in den Keller schütten und dort säuberlich aufstapeln: schmutzige Schwerstarbeit, die er früher mit seinem Bruder zusammen gemacht hat und jetzt ganz allein. Ich verspreche, ihm das nächste Mal dabei zu helfen.

Obwohl alle Rheinbraun-Mitarbeiter kostenlos mit Kohle versorgt werden, ist es im Haus eiskalt, denn der Vorrat muss für das ganze Jahr reichen. Bei Teufels geht es überhaupt ziemlich sparsam zu, was man auch an seiner Kleidung sieht. Sie stammt garantiert von Allkauf, einschließlich der Schuhe. Zamek hat neulich, als wir vor dem Chemiesaal auf Leupold warteten, versucht, ihn deswegen aufzuziehen, konnte damit aber keinen Erfolg erzielen. Wer Teufel heißt, hat früh lernen müssen, mit spöttischen Bemerkungen umzugehen. Zum Beispiel am Telefon. Die Welt ist voll mit Irren, die sich am Telefon austoben. Längst haben die Teufels aufgehört, sich mit ihrem Namen zu melden. Stattdessen ein Hallo oder Ja bitte. Wenn es ein Scherzanruf ist, kommt nämlich als nächstes die Frage, meistens schon mit halbersticktem Lachen: Spreche ich mit dem Teufel persönlich?, gefolgt von hysterischem Gelächter. Wenn Fritz am Apparat ist, legt er nicht wütend oder entnervt auf, sondern fertigt die Anrufer meistens ganz kalt ab, zum Beispiel indem er fragt, ob die Leute darüber hinaus noch irgendwelche Probleme haben, er wäre ihnen gern bei der Lösung behilflich.

So cool war er auch schon bei seinem allerersten Auftritt im Schwann. Es war eine Veranstaltung in der Aula zur Begrüßung der neuen Unterprimaner, die von andern Schulen ans Schwann gekommen sind. Alle wurden von Dr. Brych

namentlich aufgerufen und nach vorn gebeten. Allgemeines Gelächter, als der Name Teufel fällt. Sogar Brych zeigt, ganz gegen seine Gewohnheit, den Anflug eines Lächelns. Aber Fritz ließ sich nichts anmerken. Mit geradeaus gerichtetem Blick und durchgedrücktem Rücken ging er nach vorn und holte sich seine Unterlagen ab.

Sein Zimmer ist ziemlich klein und nur spärlich eingerichtet, so als wäre er hier bloß vorübergehend zu Gast. Auf dem Kleiderschrank liegt seine Gitarre. Er spielt, ohne die Namen der Akkorde zu kennen, greift einfach das, was er sich von der Aufnahme rausgehört hat. Eigentlich kann er nur zwei Stücke spielen, und auch die nur halb, weil er nicht dazu singt, nämlich „Light my fire“ in der Version von José Feliciano und „A Horse with No Name“, aber die Akkorde sind dafür der Hammer.

Über seinem kleinen Schreibtisch hängt die Ehrenurkunde, die er für den dritten Platz bei einem Modellauto-Wettbewerb der Firma Opel bekommen hat, zusammen mit einer Schreibmaschine und einem blauen Opel-Anzug. Den trug er dann bei der Preisverleihung in Rüsselsheim. Vor ihm hatte schon sein Bruder zweimal an dem Wettbewerb teilgenommen und einmal sogar den zweiten Platz belegt.

Bevor ich wieder nach Hause fahre, zeigt mir Fritz noch, wie er mit einem Blasrohr Stubenfliegen erlegt. Er benutzt dafür einen Strohhalm und als Munition eine Nadel, die in einem Stückchen Knetgummi steckt. Damit vertreibt er sich die Langeweile.

Auf der Fete von Teufels Klasse, zu der sie mich netterweise eingeladen hatten, habe ich mich von Sigrid Wismuth anmachen lassen und jetzt gehe ich mit ihr, obwohl sie gar nicht mein Typ ist. Deswegen halte ich die Sache auch ziemlich geheim. Ab und zu besuche ich sie abends zuhause. Genau genommen komme ich auf telefonische Bestellung. Sie wohnt Schulstraße 3, und in drei Minuten bin ich bei ihr. Sie kriegt es immer hin, dass ihre Eltern nicht da sind, wenn ich komme. Ich klinge, sie macht die Tür auf, von oben schreit ihre Oma Es hat geschellt!, Sigrid schreit zurück Ma, das ist für mich, und weil die Oma schlecht hört, noch einmal: Das ist Besuch für mich, Ma! Dadurch wird ihr kleiner Bruder angelockt, der mich frech anstarrt und sich sehr dafür interessiert, was wir beide jetzt in ihrem Zimmer im Keller anstellen, woraufhin sie ihm irgendeine Drohung entgegenschleudert und die Zimmertür vor seiner neugierigen Nase zuknallt. Danach legen wir uns auf ihr Bett, ziehen uns aus und machen miteinander rum, und zwar relativ heiß.

Trockenschwimmen ist wohl das Pendant dazu. Obwohl der Fachbegriff dafür Petting lautet. So nah dran war ich noch nie.

Zu mir kommt Sigrid nicht mehr, seit meine Mutter mal unverhofft in meinem Zimmer aufgetaucht ist, obwohl sie genau wusste, dass ich Besuch habe. Wir lagen splitterfasernackt auf dem Bett hinter dem Vorhang, machten rum. Keine Lampe brannte. Wir hörten, wie meine Zimmertür geöffnet wurde, und dann tauchte sie auch schon vor uns auf, wie ein Schreckgespenst: Na, ihr Dunkelmunkler! Was Bekloppteres fiel ihr anscheinend nicht ein. Sigrid rief spontan Oh nein! und versteckte sich unter der Decke.

Mir verschlug es in dem Augenblick zwar die Sprache, aber dafür stellte ich sie hinterher zur Rede. Was ihr einfiel, uns einfach zu überraschen. Das sei Verletzung der Intimsphäre. Natürlich redete sie sich raus, wie sie sich immer rausredet, weil sie immer Recht haben muss und nie zugeben kann, dass sie mal was Falsches gemacht hat.

Sigrid ist mit Weißenfels in Wassenberg auf Klassenfahrt und kommt erst am Wochenende zurück. Deshalb haben wir ausgemacht, dass ich sie am Samstag besuche. Arthur, Richie und Keeseberg sind auch da, als Gäste, und weil Keeseberg keine Lust hatte, wie die andern mit dem Zug zu fahren, hat er sich mein Auto ausgeliehen, als Gegenleistung für die Reparatur, was ich ihm schlecht abschlagen konnte.

Sigrids brieflichem Bericht zufolge geht es fast rund um die Uhr hoch her. Wenn Arthur, Richie und Keeseberg nicht gerade um die riesige Feuerstelle herum sitzen und saufen, spielen sie Fußball, mit meinem Auto als Tor und Weißenfels im Trainingsanzug als viertem Mann.

Außer ihnen hat sich auch eine Gruppe der Jungen Union in der ehemaligen Mühle eingemietet, die aber weitgehend mit gerechter Verachtung gestraft wird, außer von Sigrids Freundin Judith, die sich letzte Nacht, ganz gegen ihre politische Einstellung, mit einem von den Jungschnöseln den Schlafsack geteilt hat.

Normalerweise hat Judith kein Faible für politische Karrieristen, sondern für Batikblusen, Buddhismus, Jasmintee und indische Musik. Beim Sprechen pflegt sie mit den Händen herum zu rudern, wodurch die Zipfel ihres selbstgebatikten Seidenschals, der an beiden Seiten bis auf ihre Hüften herabhängt, in Bewegung geraten und sie wie ein lebendiges Abbild vom vielarmigen Gott Shiva aussehen lassen. Ich dachte jedenfalls, dass es Shiva wäre, aber kaum hatte ich den Namen ausgesprochen, verbesserte sie mich auch schon: Kali, bitteschön. Oder seh ich etwa aus wie ein Mann? Weil ich in Chemie neben ihr sitze und sie mich bereitwillig abschreiben lässt, verkniff ich mir das Ja.

Irgendjemand muss ihr gesteckt haben, dass ich Lyrik verfasse, und jetzt will sie mich unbedingt für Haiku begeistern, japanische Kurzgedichte. Ein guter Haiku, schwärmt sie, ist so einfach wie ein Kinderlied und offenbart dem Leser trotzdem das Wesen der Dinge. Jedes Gedicht ein Juwel. Auf den ersten Blick sehen sie ganz simpel aus, aber dahinter verstecken sich bestimmte Vorschriften, die man unbedingt einhalten muss, und das macht den Reiz aus. Zum Beispiel die Silbenzahl, nicht mehr als Siebzehn, verteilt auf genau drei Zeilen. Eine Jahreszeit sollte möglichst auch erwähnt werden. Die besten Haiku sind nach Judiths Meinung von Bashō und Shiki. Sie haben einfach aufgeschrieben, was sie in der Natur beobachtet haben, ohne künstlerisches Brimborium, und genau deswegen sind ihre Gedichte für Judith so herzergründend.

Zum Beispiel das vom Sperling. Laut Judith ist das überhaupt der größte Haiku, der je geschrieben wurde. Sie sieht ihn genau vor sich, den kleinen Vogel, wie er die Veranda entlang hüpf, hüpf-hüpf-hüpf, und weil er eben noch durchs nasse Gras gehüpft ist, hinterlässt er bei jedem Hüpf die Abdrücke von seinen Zehen, wie Stempel. Man sieht es vor sich, man hört es und riecht es.

Judith dichtet auch selbst Haiku. Ihren besten hat sie aufgeschrieben und Fritz Teufel und mich ermuntert, es auch einmal zu versuchen.

Sie stürzt sich vom Schrank.
Es ist ein andres
Totwerden als im Winter
Judith

Dass sie ihr Gedicht regelrecht signiert hat, als wenn sie der neue weibliche Bashô wäre, finden Fritz und ich ziemlich abgedreht. Gleichzeitig hat uns das angespornt, es ebenfalls zu versuchen. Jeder Trottel kann schließlich weniger als siebzehn Silben in drei Zeilen quetschen, die sich noch nicht einmal reimen müssen. Nur mit der Jahreszeit hatten wir ein Problem. Es kann also sein, dass unsere Verse nicht den strengen Haiku-Regeln entsprechen. Dafür haben wir sie aber signiert.

Warten auf die Zeit.
Dich gibt es nicht
und gibt es doch
Frank

Sie öffnet den Mund,
und ihre Worte
wirbeln wie Pappelflaum.
Jakob

Um nach Wassenberg zu kommen, treffe ich mich am Abend mit Arthur in Reuschenberg, wo er schon mit meinem Auto auf mich wartet. Danach steigt er in seinen Mercedes und ich fahre ihm hinterher, dem starren Licht seiner Scheinwerfer nach. Hinter Erkelenz geht es auf dunklen Landstraßen weiter; zu meiner Orientierung blinkt er jede Kurve kurz an.

In der Mühle herrscht Partystimmung. Es ist bullenheiß; im Hauptraum lodert ein meterhohes Feuer, das von Fritz geschürt und bewacht wird. Wenn einer etwas vom Zündeln versteht, dann ist er es. Sicher wird er nicht eher davon lassen, als bis auch der letzte Span in CaO, K₂O, MgO und P₂O₅ umgewandelt ist. Fast die ganze Klasse tanzt im Schein der zuckenden, züngelnden Flammen zur Musik von Deep Purple, ein paar von den Jungs sind oberkörpernackt. Holzscheite platzen mit lautem Knall, Glutstückchen fliegen durch die Luft.

Hallo Arschloch, begrüßt mich Richie mit rauher Herzlichkeit. Seine Aknepusteln glühen im Feuerschein.

Hallo crocodile pocket face, erwidere ich nicht weniger herzlich.

Schon stürzt sich Sigrid auf mich. Für einen kurzen Moment versuchen ihre wässrigen Augen meinen Blick einzufangen, dann saugt sie sich an mir fest, wodurch nun auch der letzte weiß, dass wir zusammen sind, und der letzte ist Weißenfels, der mir mit schwerer Zunge gratuliert und meint, dass wir unbedingt zueinander passen. Wenn er sich da mal nicht täuscht. Außerdem hat mir Richie anvertraut, dass Sigrid versucht hat, ihn anzubaggern. Klar, die Aussicht, künftig

einen Zweizentnermann an ihrer Seite zu haben, der genau wie sie mit Pickeln tätowiert ist, lässt einen Versuch lohnend erscheinen.

Zu meiner Überraschung rief am Nachmittag Veronika Fahrenhorst an, um mir vorzuschlagen, dass ich sie heute Abend besuche. In der Schule hatte ich sie zur Abwechslung mal ignoriert und mich stattdessen mit Ulrike Gilmer unterhalten, der anderen Sportskanone in unserer Klasse. Das hat ihr wahrscheinlich zugesetzt. Oder ein Augenzeuge in Wassenberg hat ihr von meinem Verhältnis mit Sigrid Wismuth erzählt, und jetzt sieht sie ihre Felle davonschwimmen.

Die Adresse ist ein Bungalow in Weckhoven, ziemlich finster von außen. Ihre Schwester macht die Tür auf und zeigt mir den Weg in den Keller. Veronika sitzt an ihrem Schreibtisch und ist mit irgendwelchen Schulsachen beschäftigt, und solange soll ich mich irgendwo hinsetzen, aber nicht aufs Bett, weil das nicht gemacht ist. Da klopft es auch schon an der Tür, und ihre Mutter kommt herein, von der ich immerhin soviel weiß, dass sie als junges Mädchen mit ihrer Mutter und ihren jüngeren Geschwistern vor den Russen aus Ostpreußen geflohen ist, bei minus zwanzig Grad über die zugefrorene Ostsee, und dass sie in Neuß zu einem Kränzchen gehört, das sich regelmäßig zum Romméspielen trifft, darunter auch die Frau von Dr. Kleine-Natrop. Und dass sie Eheprobleme hat und ihr Mann gewalttätig wird, wenn er etwas getrunken hat. Als er wieder einmal durchgedreht ist, hat sie um Hilfe geschrien. Das hat dann sogar ihr Freund, von dem ich mittlerweile weiß, dass er Hardy heißt, abgeleitet von Burghard, mitgekriegt, der auf Besuch war, und das war dann ziemlich peinlich für alle. Veronika ist jedenfalls auf der Seite ihrer Mutter und hat ihr schon ein paar Mal zugeredet, sich scheiden zu lassen, bisher ohne Erfolg.

Das alles hat sie mir auf unserer Klassenfahrt nach Amsterdam anvertraut, und weil sie den Namen ihres Freundes schon erwähnt hatte, dachte ich mir, jetzt könnte ich ihr endlich die große Frage stellen, die mir immer schon auf der Zunge lag: Was hat er, das ich nicht habe? Aber vor dem direkten Vergleich hatte ich dann doch Schiss. Stattdessen habe ich bloß gefragt, was an ihm dran ist.

Er gibt mir alles, lautete ihre Antwort, woraufhin ich natürlich nichts mehr zu sagen wusste. Als wenn sie in meinem Herz das Licht ausgeknipst und die Jalousien runtergefahren hätte.

Dann hat sie mir noch erzählt, dass Hardy auf Mallorca sogar schon ein Menschenleben gerettet hat. Ein Kind wurde von den Wellen immer weiter hinausgetrieben, die Mutter schrie um Hilfe. Sofort stürzte sich Hardy ins Meer, kraulte in Weltrekordzeit auf das Kind zu, hielt es über Wasser und brachte es zur Mutter zurück, die sich vor ihm auf den Boden warf und ihm die Füße küsste. Fritz, der Stöpsel als Vertrauten in meinen Herzensangelegenheiten abgelöst hat, meint wahrscheinlich zu Recht, dass ich gegen einen solchen Helden natürlich niemals ankommen kann. BHs entriegelt der bestimmt mit einer Hand und ohne hinzugucken.

Frau Fahrenheit mag mich immerhin, vielleicht gerade weil ich so harmlos und friedfertig aussehe. Vermutlich tue ich ihr in meiner Rolle als chancenloser Verehrer auch ein bisschen leid. Kaum betritt sie das Zimmer, geht sie schnaufend und kopfschüttelnd daran, das Bett zu machen, aber so wie sie das Deckbett zur Seite zieht, fällt ihr auch schon Veronika in den Arm, weil sie das gefälligst selber machen will. Als sie sich wieder umdreht, um mir einen unsicheren Blick zuzuwerfen, überzieht verräterisches Rot ihr Gesicht. Habe ich gesehen, was es zu sehen gab? Ja, habe ich. Klar, dass es in diesem Bett ab und zu zur Sache geht. Aber ich lasse mir nichts anmerken. Gesegnet sei unsere stille Komplizenschaft.

Danach ist sie irgendwie von der Rolle und hat keine Lust mehr auf Schularbeiten, sondern will nur noch raus, ganz egal wohin.

Und das machen wir, fahren einfach durch die Gegend, den Scheinwerfern hinterher, erst nach Hoisten, und dann weiter nach Neukirchen.

Zwischen Speck und Wehl sagt sie plötzlich, ich soll anhalten. Also fahre ich an die Seite, lasse aber den Motor laufen, weil ich denke, dass es gleich weitergeht. Stattdessen löst sie sich aus dem Sicherheitsgurt und nimmt mein Gesicht zwischen ihre Hände. Vor Überraschung und Verlegenheit schließe ich die Augen, obwohl ich Schiss habe, dass Hardy plötzlich auftauchen und mir die Fresse polieren könnte.

Lippen, die kissenweich sind und warm und erstaunlich schwellend, als ob sie monatelang auf mich gewartet hätten. Ihre Zunge ein weiches Blütenblatt, das in meinem Mund hin und her schwingt. Sie nimmt meine Hand und platziert sie auf dem weichen Kissen ihres Busens, wo sie unbeweglich ruht, überwölbt von ihrer Hand.

Auch wenn dies nur ein schrottiger weißer VW 1600 Doppelvergaser Baujahr 1965 ist und kein Lotterbett in der Nähe, keine dicken Vorhänge, keine flackernden Kerzen, nur zwei unbequeme, ehemals weiße Plastiksitze mit Rillmuster vor einem verstaubten Armaturenbrett – wenn dies ein Film wäre und ich der Regisseur, würde ich es zur Schlusszene erklären. Mehr geht nicht als Happy End. Höchstens noch etwas mehr Leidenschaft meinerseits, aber ich bin vom Beckengurt gefesselt, der keinen Zentimeter nachgibt.

Mit der Linken fingere ich nach dem Zündschlüssel und schalte den Motor aus. Aber das hätte ich besser sein gelassen, denn schon ist der Zauber gebrochen, der Gleichklang zwischen uns aufgelöst. Veronika hat genug vom Küssen und möchte weiter. Wieder dieses Gefühl, als wäre plötzlich ein Gitter zwischen uns heruntergefahren. Sehr wohl. Ganz wie Madame wünschen. Ihr getreuer Untertan. Diener der Eleganz, Sklave der Hoffnung.

Und schon schwant mir, dass dies das Äußerste war, was ich jemals von ihr bekommen werde. Wie eine Dompteuse im Zirkus hat sie mir einen Reifen hingehalten und ich bin prompt gesprungen. Die nächste Nummer wird sein, dass sie ihren Kopf in mein Raubtiergebiss mit dem grauen Zahn steckt. Weil sie genau weiß, wie gut sie mich trainiert hat, wie brav und folgsam ich bin, glücklich, eine kleine Rolle in ihrem Leben zu spielen.

Ich würde zu gern wissen, welchem geheimen Reglement ihr Verhalten folgt. Zu viele Widersprüche. Ob sie Hardy damit auch peinigt? Ich blicke einfach nicht durch bei ihr.

Ihre Lieblingsband sind ja die Carpenters. Musik, bei der mir die Ohren abfrieren. Perfekte gefühllose Mehrstimmigkeit. Das habe ich ihr auch schon gesagt. Sie hat einen Moment nachgedacht und mir dann zugestimmt. Zu ihrem Musikgeschmack steht sie trotzdem. Sie findet auch den letzten Bondfilm gut. Ich würde mir diesen kommerziellen Scheiß nicht mal gegen Bezahlung ansehen. Wieder gibt sie mir Recht, aber es sei gute Unterhaltung gewesen. Ich glaube, wenn ich irgendeinen Makel an Hardy finde, wird sie auch sagen: Stimmt. Aber trotzdem.

Wenn sie ihn mal ein bisschen ärgern will, bloß um zu sehen, wie sehr er sie noch liebt, erzählt sie ihm wahrscheinlich, was ich für ein toller Hecht bin und steigert meine bescheidenen Fähigkeiten zu Spitzenleistungen. Das heimliche Treffen mit mir, die Spazierfahrt, der Kuss – das ist bestimmt nur eine Racheaktion, Revanche für irgendeine Lieb- oder Treulosigkeit.

Ich will versuchen, nicht an sie zu denken, sie mir aus dem Herzen zu reißen, aber es ist der reinste Hohn. Sie erfüllt jeden meiner Gedanken.

Heute gab es die Abschlusszeugnisse für die Unterprima. Nur eine Fünf in Mathe. Die Vier in Philosophie habe ich mir dadurch eingehandelt, dass ich meinen alten Freund Dr. Kleine-Natrop im letzten Test mit einer Antwort provoziert habe, von der ich genau wusste, dass sie ihn auf die Palme bringen würde. Die Frage hatte gelautet: Was ist Denken? Ich wollte partout nicht wiederkäuen, womit er uns seit der Sexta belämmert: dass wir die Welt nicht verstehen können, weil Erkenntnisse nicht die Frage nach dem Sinn beantworten. Das hätte sogar Einstein zugegeben. Denken ist etwas Sinnliches, was wir nicht unmittelbar erfahren können, es setzt sich aus Beweisen und Vermutungen zusammen, ergo kann es keine endgültigen Wahrheiten geben, ergo ist die Welt, anders als die Marxisten behaupten, prinzipiell nicht erkennbar und so weiter blabla. Sein Paradebeispiel ist dann immer die Entstehung der Welt, angeblich die wichtigste Frage der Menschheit, auf die es keine wissenschaftliche Antwort gibt. Da sie aber nun einmal da ist, muss es dafür auch eine Ursache geben, ergo einen Schöpfer. Ein Gott muss also dafür herhalten, um unsere Wissenslücken zu stopfen. So weit waren Griechen, Römer und Germanen auch schon. Ich behaupte, dass man das eines Tages sehr wohl herausbekommt, genau wie die Erkenntnis, dass die Erde eine Kugel ist. Das alles hätte ich schreiben sollen, aber ich hatte keine Lust, und deswegen war meine Antwort auf die Frage, was Denken ist, kurz und knapp: Ein chemischer Prozess. Punkt.

Weil ich die Versetzung geschafft habe, darf ich im Sommer mit Manni und Thomas auf große Frankreichrundfahrt gehen. Als ich Papa erzähle, dass wir zuerst in die Bretagne fahren, fällt ihm gleich ein Ausflug nach Mont Saint-Michel ein, den er vor dreiunddreißig Jahren als Arbeitsdienstmann von Dinard aus gemacht hat. Er

meint, das ist ein ganz besonderer Ort, zu Fuß nur bei Ebbe erreichbar. Die Flut läuft dort mit der Geschwindigkeit eines galoppierenden Pferdes auf. Also achtgeben.

Er holt ein altes Fotoalbum aus dem Schrank, um mir Bilder zu zeigen. Er hat mehrere Alben aus seiner Soldatenzeit, aber ich hatte noch nie Lust, sie mir anzusehen. Für ein großes Porträt ist er extra in ein Fotostudio gegangen. Da steht er, genauso alt wie ich jetzt, in seiner Winteruniform aus dickem Wollstoff mit der aufgenähten Hakenkreuzbinde, auf dem Kopf das Schiffchen mit dem Arbeitsdienst-Emblem. Wie der Name schon sagt, hatte der Reichsarbeitsdienst viel mit Arbeit zu tun. Ständig wurden sie gehetzt und getrieben. Nur kein Versager sein. Für Versager gab es Strafoxerzieren: Liegestütze, Kniebeugen mit vorgehaltenem Gewehr, Häschen hüpf, Hinschmeißen, auf dem Boden robben, im Laufschrift einige Runden auf dem Kasernenhof drehen, gerne auch mit Gesang. Als Papa die Nase voll hatte, ging er zum Arzt. Der stellte bei ihm einen Herzfehler fest und schrieb ihn innendienstkrank. Seine neue Aufgabe war Wache schieben, in voller Montur: Koppel, Stahlhelm, Patronentaschen, Seitengewehr, Schulterriemen, Gasmaske. Auch kein Vergnügen.

Das Album kann ich mir ja später mal genauer ansehen, meint Papa. Für den Fall, dass wir in die Gegend von Lyon kommen, will er mir noch die Adresse einer Pyritmine heraussuchen. Sollten wir zufällig in der Nähe sein, könnten wir doch nach erzhaltigem Gestein Ausschau halten. Meinetwegen. Für die zweihundert Mark, die er mir für den Urlaub zuschießt, wäre es nur recht und billig.

Arthur und Richie haben mir eine Ansichtskarte aus Bangkok geschickt. Sie wollen acht Wochen bleiben. Da werden die Feldjäger aber ganz schön dumm aus der Wäsche geguckt haben, als sie am 2. Juli bei Arthurs Eltern klingelten.

Künzel ist in Pakistan. Rom, Beirut, Kabul, Teheran, Rawalpindi und Delhi hat er schon abgehakt. Gerade ist er in Lahore: Überall Kühe und anderes Getier, keine Kanalisation, kein Licht, oft kein Wasser.

Robert ist bei den Jägern in Ahlen und findet es erwartungsgemäß total beschissen. Sie liegen zu siebt auf einer Bude und sein Spitzname ist Luigi. Um Viertel nach fünf ist Wecken und erst um 17 Uhr Dienstschluss.

Hermann ist auch bei den Jägern, aber in Kassel. Er rät mir dringend, zu verweigern, weil kein Ersatzdienst so beschissen sein kann wie diese Kacke, die er dort mitmacht. Das hätte er sich auch denken können.

Im Auto riecht es nach ausgelaufenem Geschirrspülmittel und kalter Zigarettenasche, aber das Tramperpärchen, das wir bis Vannes mitnehmen, stört sich nicht daran. In Nantes suchen wir als erstes nach einem Waschsalon. Während unsere Hosen, Hemden und Pullover, T-Shirts und Socken in der Maschine rotieren, sitzen wir mit übereinandergeschlagenen Beinen auf blauen Kunststoffstühlen, blättern in französischen Magazinen und essen dazu die zuckersüßen Orangen, die wir unterwegs gekauft haben, eine Abwechslung zu unserer üblichen tristen

Nudeldiät. Nachdem unsere Sachen auch noch das Trocknerprogramm durchlaufen haben, riechen sie angenehm nach Seife. Wir packen sie in den großen braunen Pappkoffer, der bis dahin unsere Küchengerätschaften aufgenommen hat, und setzen unsere Fahrt in den Süden fort.

Kurz hinter Nantes, es ist schon Nachmittag, steigt wieder ein Trammer zu; der dritte heute. Jacques steht auf seinem Lederarmband. Wegen der drei Taschen, die offenbar seine gesamten Habseligkeiten enthalten, macht er den Eindruck eines Landstreichers. Wir fragen ihn, wie lange er schon unterwegs ist. – Drei Jahre. Vor drei Jahren ist er von der Armee weggelaufen, und seitdem ist er unterwegs. Das hatten wir natürlich nicht gemeint, aber nun wissen wir's. Seit zwei Tagen wartet er auf einen Lift, heute seit neun Uhr früh, aber wir sind die ersten, die angehalten haben. Er will zu seinem Bruder und anschließend nach Béziers zur Weinlese, wo sie ihn letztes Jahr auch für zwei Monate genommen haben, ohne nach seinen Papieren zu fragen. Mit dem Geld, das er in dieser Zeit verdient, kann er vier Monate gut leben.

In Chantonnay trinken wir in einer Straßenkneipe Limonade. Die Zigarette, die er sich von unserem Tabak dreht, raucht er so tief herunter, dass ihm die Glut beinahe die Finger verbrennt. Auf seine Landsleute ist er nicht gut zu sprechen. Um ein Haar hätten sie ihn verhungern lassen. Zum Schluss wog er nur noch dreißig Kilo und lag lange im Krankenhaus.

Bis La Rochelle, wo wir übernachten wollen, übernehme ich das Steuer. Statt zu einem Campingplatz lotst Jacques uns zu einem Zigeunerlager. Dass es tsiganes sind, erkennt man aber nicht am Aussehen, sondern lediglich an ihren Wohnwagen. Wir bauen unsere Campingküche auf und kochen Spaghetti mit Tomatensoße. Obwohl er während des Essens kein einziges Wort spricht, braucht Jacques für seinen Teller geschlagene zwanzig Minuten, und danach ist er satt. Er isst nie öfter als zweimal am Tag und in der Regel nur ein kleines Stück Brot mit Käse. Mehr braucht er nicht, sagt er. Aus einer seiner Taschen, die nach dem Grad der Wichtigkeit gepackt sind, bringt er Kekse zum Vorschein, die er uns anbietet.

Nach dem Kaffeetrinken, wofür wir in die Stadt fahren müssen, bauen wir unser Zelt auf. Ein bisschen Schiss haben wir schon, dass wir so nahe an den Wohnwagen der Zigeuner stehen, aber Jacques versichert uns, dass wir von ihnen nichts zu befürchten haben. Dann legen wir uns alle vier zum Schlafen in unser Zelt, ganz so, als ob wir alte Bekannte wären; Jacques mit einer alten Decke aus dem Auto und wir mit Luftmatratze und Schlafsack. Ein bisschen Schiss habe ich doch, wegen dem Deserteur und dem fahrenden Volk.

Als ich aufwache, knallt die Sonne erbarmungslos auf das Gummizelt. Die Luft draußen ist warm und geruchlos. Wir frühstücken bei den Zigeunern. Auf einmal erscheint ein Junge mit einem frisch geklauten Mofa, führt es den Erwachsenen vor. Nach kurzer Inspektion wird es beiseite geschafft. Eine Stunde später, wir sind schon dabei, unser Zelt abzubauen, tauchen zwei Gendarmen auf. Von ihrer Unterhaltung mit den Zigeunern verstehen wir kein Wort, aber es ist offensichtlich, weshalb sie gekommen sind. Für uns interessieren sie sich nicht. Unverrichteter Dinge müssen sie wieder abziehen.

Kurz bevor wir auf die Autobahn nach Bordeaux fahren, steigt Jacques aus. Bordeaux ist für ihn ein Umweg, und außerdem ist er nicht der Typ für Autobahnen.

Fünf Tage später erreichen wir unser heimliches Ziel, Saint-Tropez. Hier wollen wir uns für ein paar Tage einrichten. Vielleicht sind die Stones gerade da und Brigitte Bardot. Oder Michel Polnareff. Aber unsere Suche nach einem Campingplatz, die wir bis Sainte-Maxime ausdehnen, bleibt ergebnislos. Also hauen wir uns einfach irgendwo auf halber Strecke an den Strand, mit nichts als dem Sternenhimmel über uns.

Das Frühstück nehmen wir am Marktplatz in Saint-Tropez ein, mit allem Drum und Dran. Mondäne Typen laufen hier herum. Bei der anschließenden Suche nach einem Badestrand landen wir am Plage Tahiti. Da liegen sie lang ausgestreckt auf ihren bunten Badehandtüchern oder Strohmatten, Schönheiten aus aller Welt, die meisten nur mit Sonnenbrille und Badehöschen bekleidet, neben sich einen Kosmetikbeutel oder ein Körbchen, aus dem ein Handtuch quillt. Lässig wie Popstars schreiten wir die Promenade ab. Karamellfarbene Leiber in Reih und Glied, zeitschriftenwürdige Titten in jeder Form und Größe, schutzlos dem Sonnenlicht und unseren gierigen Blicken ausgesetzt. Weit und breit kein bekanntes Gesicht. Wo sind BB und ihre Freundinnen? Wahrscheinlich am Pool des eigenen Hauses. Sie haben es nicht nötig, sich hier begaffen zu lassen. Obwohl wir gar nicht baden wollen, tun wir so, als würden wir nach einem geeigneten Platz für unsere Strandhandtücher suchen. Für den Rückweg lassen wir uns besonders viel Zeit und freuen uns schon darauf, dass wir die Promenade morgen wiederholen werden.

Nicht ganz leicht ist es, am Abend an den Kellnern von der Tahiti-Bar vorbei wieder an den Strand zu kommen, wo wir uns wie gehabt mit den Schlafsäcken in den Sand legen.

Böse Überraschung beim Aufwachen: Mannis griechische Umhängetasche samt Inhalt ist weg. Ich erinnere mich, irgendwann vor dem Aufwachen Stimmen gehört zu haben. Weg sind unsere Papiere, unsere Travellerschecks und das Unser-Aller-Portemonnaie mit etwa fünfzig Mark.

Auf der Polizeistation in der Stadt werden wir kühl abgefertigt: Das Übernachten am Strand ist strikt verboten, haben Sie die Schilder nicht gesehen? Außerdem ist man für Diebstähle nicht zuständig, das ist Sache der Gendarmerie. Ich muss an einen Film mit Louis de Funès in der Rolle eines cholerischen Gendarmen denken, der besessen davon ist, in Saint-Tropez Nacktbader hinter Gitter zu bringen. Aber Gendarm Garçin ist wider Erwarten die Sanftheit in Person. In aller Ruhe nimmt er ein Protokoll auf, und dann bekommen wir eine Liste der gestohlenen Gegenstände ausgehändigt. Monsieur Garçin ist außerdem so nett, den Zeitpunkt des Diebstahls auf 19 Uhr vorzulegen, wodurch uns eine Anzeige wegen wilden Kampierens erspart bleibt. Außerdem rät er uns, das deutsche Konsulat in Nizza um Hilfe zu bitten. Also auf nach Nizza.

Beim Konsulat meinen sie, falls die Gendarmerie in Saint-Tropez unsere Sachen wiederfinde, was wahrscheinlich sei, weil Ausweise und Travellerschecks für Strandräuber uninteressant seien, würden sie diese zum Generalkonsulat nach

Marseille schicken. Wir sollen deshalb sowohl mit Marseille als auch mit Saint-Tropez Verbindung halten.

Wir sind uns einig, dass wir von der Côte d'Azur nun genug haben. Morgen, spätestens übermorgen werden wir uns auf den Rückweg machen. Aber vorher rufen wir in Saint-Tropez an, ob sich da etwas getan hat. Das Telefonat übernimmt Thomas, weil er als einziger von uns Französisch spricht. Zum Glück kann er mehr oder weniger das Protokoll vorlesen, das der Gendarm heute Vormittag aufgenommen hat: Nous avons été victimes du vol, hier; ces affaires se trouvaient dans un sac en tissus rouge et vert. Und so erfahren wir, dass unsere Sachen in einem Papierkorb am Strand gefunden wurden und morgen von uns abgeholt werden können.

Auf der Rückfahrt legen wir einen Zwischenstopp in Cannes ein. Mannequins sind keine zu sehen; die Filmfestspiele sind wohl schon vorbei. Wir sitzen am Hafen und schauen uns die Yachten an, die hier vor Anker liegen. Ein Mann in Arbeitsklamotten spricht uns an, der sich auf einem der Boote zu schaffen macht. Wir unterhalten uns auf Englisch; jeder zweite Satz von ihm endet mit der Nachfrage: You dig it? Zwischendurch wirft er mit Pall-Mall-Zigaretten, die wir fangen und ihm zuliebe rauchen. Das Schiff gehört seiner Chefin, auf die er nicht gut zu sprechen ist: She's fuckin' herself every night.

In Saint-Tropez pennen wir wieder am Strand. Zu Stehlen gibt es ja nichts mehr. Gleich am nächsten Morgen gehen wir zur Gendarmerie, wo wir unsere Sachen ausgehändigt bekommen. Wie die Leute vom Konsulat vermuteten, ist nur unser Bargeld futsch.

Nach einer langen Autobahnfahrt landen wir am frühen Abend in Lyon. Obwohl es die falsche Richtung ist, fahren wir mir zuliebe noch ein Stück weiter nach Westen, nach Sain-Bel, wo es die von Papa beschriebene Pyrit-Mine geben soll. Vor dem Ortseingang, zwischen der Straße und einem abgeernteten Maisfeld, bauen wir im Schutz der Dunkelheit unser Zelt auf.

Ungefrühstückt fahren wir am nächsten Morgen kreuz und quer durch das kleine Kaff, das von einem Schlosshügel überragt wird, finden aber nicht den geringsten Hinweis auf eine Mine. Erst durch Befragung des Barbesitzers, bei dem wir einen Kaffee trinken, kommt heraus, dass sich der Betrieb drei Kilometer weiter südlich in Saint-Pierre-la-Palud befindet. Mais il n'est plus en exploitation. Umso besser.

Das Werksgelände besteht aus einem langen Backsteingebäude mit schrägem Glasdach und einem Ensemble von Baracken und offenen Schuppen, Türmen, Röhren, Rutschen, Tanks und Schornsteinen; dazu Geleise einer Schmalspurbahn. Aber alles ohne Leben, wie auf einem Foto. Und obwohl keine Menschenseele zu sehen ist, macht der Betrieb nicht den Eindruck, als würde dort nicht mehr gearbeitet. Es sieht eher nach Werksferien aus. Das Büro ist nicht einmal abgeschlossen; neben der Tür hängen noch eine blaue Arbeitsjacke und ein Schutzhelm. Der große Wandkalender ist allerdings vom vorvorigen Jahr.

Gemeinsam streifen wir über das weitläufige Gelände. Auf einer Halde, direkt unter einem Förderband, entdecke ich schließlich ein pflastersteingroßes Stück Pyrit von mindestens vier Kilo Gewicht. Papa wird begeistert sein.

23 Countdown

Paul hat in Grevenbroich ein Haus mit Garten entdeckt, das zu vermieten ist; nicht für ihn und Sylvia, sondern für uns. Angeblich ist es groß genug, um im Keller nicht nur ihre gemeinsame Steinsammlung aufzustellen, sondern auch all die Steinbearbeitungsmaschinen, von denen Papa und er bisher nur träumen konnten.

Für mich wäre das ein Alptraum, ein Jahr vor dem Abitur. Von Grevenbroich nach Neuß sind es zwanzig Kilometer, und auf der B 1 ist jeden Morgen Stau. Und wie sollen meine Eltern von Grevenbroich nach Norf und wieder zurück kommen? Etwa mit Bus und Bahn? Papa fängt doch schon um sechs Uhr an. Wer sorgt dann für das Mittagessen? Kommt gar nicht in die Tüte. Ich mache nur mit, wenn die beiden ihren Arbeitsplatz nach Grevenbroich verlegen. Das Versprechen kann ich ihnen immerhin abknöpfen.

In Erziehungswissenschaften analysieren wir jetzt Jugendbücher aus Ost und West, in Gruppenarbeit. Stöpsel und ich haben uns ein russisches Jugendbuch ausgesucht, „Rendezvous im Regen“. Wir hätten das prima allein hingekriegt, aber Keeseberg hat sich bettelnd an uns herangedrängt, und wegen seiner Hilfe beim Motortausch konnte ich ihm die Aufnahme in unser Team nicht versagen. Allmählich müssten wir mal quitt sein. Für mehr als die Inhaltsangabe ist er allerdings nicht zu gebrauchen; den großen Rest des Referats schreiben Stöpsel und ich alleine.

zentralfigur der handlung ist andrej, armaturenschlosser in einem lokomotivenwerk und nebenbei fernstudent der archäologie. die ihn betreffende arbeitssituation und sein privatleben werden parallel dargestellt.

andrejs arbeitskollegen zeichnen sich durch fleiß und arbeitsdisziplin aus, sie identifizieren sich mit ihrer arbeit, ihrem werk und ihrer brigade, entwickeln untereinander solidarität und kritikbewusstsein. nur fachautorität wird akzeptiert, unberechtigte autorität erkennt die brigade nicht an.

andrej verkörpert den lebensfrohen, idealistischen alltagsromantiker, der sozial eingestellt ist und seine arbeits- und lebenssituation trotz utopien kritisch reflektierend begreift. seine freunde sind sowohl arbeiter als auch intellektuelle. aufgrund seiner geistigen haltung und durch den umgang mit seinen verschiedenartigen freunden findet er ein ideales verhältnis zwischen pflichterfüllung und sinnvoller freizeitgestaltung. für ihn bilden kopfarbeit (archäologie) und handarbeit (schlosserei) keine unvereinbaren gegensätze, sondern stehen einander in einem

fruchtbaren spannungsverhältnis gegenüber, wovon sich Andrejs ausgeglichene ableitet.

aus der Identifikation mit der Arbeit und dem Werk resultiert Andrejs Sozialverhalten: seine Verantwortung für die Gemeinschaft und seine Auffassung von Arbeit als Tätigkeit im Sinne seiner Gruppe und den persönlichen Neigungen. Seine Arbeitsmotivation rekrutiert deshalb nicht einseitig aus dem Streben nach materieller Befriedigung und gesellschaftlicher Anerkennung, sondern bildet die Verbindung zwischen fremden und eigenen Interessen, der Identifikation mit dem gemeinsam Erarbeiteten auf der einen und der Verwirklichung seiner Individualität auf der anderen Seite.

Auftauchende Konflikte werden weder verdrängt noch durch einseitiges Durchsetzen erledigt, sondern durch gleichberechtigte Diskussion gelöst.

Der Umzug nach Grevenbroich ist gelaufen. Alle Versprechungen haben sich als Schwindel und Betrug herausgestellt; eine fette Lüge, um mich zu beschwichtigen. Mein Vater bleibt bei der Post in Norf, weil es eine perfekte Busverbindung nach Norf gibt, morgens um fünf Uhr hin und mittags um halb drei zurück, und meine Mutter wechselt frühestens zu Beginn des nächsten Schuljahrs. Es ist eine Riesensauerei. Hätten sie das Ganze nicht um ein Jahr verschieben können, wenn ich das Abitur hinter mir habe? Aber an mich denkt ja niemand. Dass ich durch den Umzug in Randlage gerate, weil jetzt alles doppelt bis dreimal so weit weg ist, das Schwann, die Altstadt, Heerdt und Oberkassel, zählt nicht.

Wieder einmal etwas, das sie allein unter sich ausgemacht haben, wieder der bittere Geschmack von Ungerechtigkeit. Als wäre ich ein Haustier wie Pürie, den man von einer Stadt in die andere umsiedelt, weil es ihm egal sein kann, wo sein Käfig steht.

Damit ich auch künftig pünktlich zur Schule komme, durfte ich meine alte Karre gegen einen gebrauchten VW Variant eintauschen. Ich wäre auch mit einem Käfer zufrieden gewesen, aber Papa meinte, in den Variant passt mehr rein. Klar, nämlich seine Steinkisten. Es ist alles Berechnung.

Wir wohnen jetzt auf hundertfünfundvierzig Quadratmetern mit einem Riesengarten. Im Keller gibt es allein fünf Räume; in dreien präsentiert mein Vater seine Steinsammlung. Auf Wandregalen, die einstmal wahrscheinlich die Weckgläser unserer Vorgänger trugen, glänzt Gekauftes neben Selbstgefundenes im fahlen Neonlicht. Aus Breitscheid rosettenförmige Gipskristalle, aus Wülfrath Markasit auf Kalkstein, durch ein Bad in Salzsäure sichtbar gemacht. Glasartiger blauer, grüner und rosa Fluorit aus Badenweiler, Achat und wässrig-blauer Amethyst aus Idar-Oberstein. Aus der Eifel Muskovit-Glimmerplättchen, kleine blaue Hauyn-Kristalle auf Vulkanschlacke, Pyrit auf Tonschiefer. Aus dem Sauerland Kupferkies auf schneeweißem Feldspat und ein Nest aus nadeldünnen goldfarbenen Millerit-Kristallen auf Calcit. Alles hübsch hässlich mit Pappschildchen versehen, die er mit

seiner ungelenken Volksschulklaue beschriftet hat. Sein Q in Quarz ist ein Sütterlin-Q und sieht deshalb aus wie ein großes G.

Im hintersten Kellerraum, von dem aus eine Treppe auf die Terrasse führt, steht eine Presse, mit der er große Steine zerkleinern und von überflüssigem Gestein befreien kann. Als nächstes will er sich eine Maschine zum Schneiden und Schleifen zulegen. Und meine Mutter träumt bereits von einer Trommelschleifmaschine. Die läuft Tag und Nacht, und nach vier Wochen sind ihre Rheinkiesel glänzend poliert.

Mich haben sie in das Erdgeschoßzimmer zur Straße verfrachtet und damit den Blicken der Nachbarn und Spaziergänger ausgesetzt, wogegen wiederum nur eine spießige Gardine hilft. Und damit die Leute gleich einen angenehmen Eindruck haben, wurde das Fensterbrett mit allerlei Zimmerpflanzen bestückt, gegen meinen energischen Widerstand. Es geht also in erster Linie um unser Ansehen bei den Nachbarn. Meine Interessen kümmern die einen Scheißdreck.

Und dann der Kampf um mein Bücherregal. Ich will meine Bücher nicht in einen Schrank einschließen müssen. Ich will ein offenes Regal, wie es andere auch haben. Aber dafür müßte ja in die Wand gebohrt werden.

Statt der vielen kleinen Poster, die früher meine Zimmerwände bedeckten, habe ich nur ein Roth-Händle-Werbeplakat aufgehängt und ein Porträt von Baden Powell, meinem neuen Gitarren Gott.

Es ist unfassbar. Seit heute muss ich um fünf Uhr aufstehen und meine Eltern zur Arbeit fahren. Zuerst nach Norf, wo ich meinen Vater an der Post absetze, und anschließend nach Derikum. Die Zeit bis zum Schulbeginn nutzt meine Mutter für Heftkorrekturen und andere Unterrichtsvorbereitungen. Schön für sie.

So was Ähnliches stellt sie sich auch für mich vor. Ab halb sieben würde ich dann also im Schwann rumsitzen, womöglich im alten Warteraum, wo wir Fahrschüler uns früher die Zeit mit Dösen, Hausaufgabenmachen oder Vandalismus vertrieben haben. Aus den schweren Fenstervorhängen wurden die Bleikügelchen herausgepuhlt und gegen die Decke gepfeffert, wo sie in der weichen Deckenverkleidung steckenblieben und mit zunehmender Menge ein Muster bildeten.

Kommt gar nicht in die Tüte. Kaum habe ich meine Mutter vor ihrer Schule abgeladen, fahre ich schnurstracks zurück, stelle den Wecker auf halb acht und lege mich wieder aufs Ohr. So komme ich wenigstens zu einer zusätzlichen Stunde Schlaf. Schlimm genug, dass ich die beiden auf dem Rückweg wieder einsammeln muss. Dass sie ihren eigenen Sohn als Taxichauffeur missbrauchen, ist wirklich das Allerletzte. Tyrannen alle beide: Immer nur Forderungen und Erwartungen. Wie ich sie hasse.

Jede Woche zwei komplette Tankfüllungen bezahlen zu müssen, kommt ihnen mysteriös vor. Ab sofort soll ich nur noch für glatte zwanzig Mark tanken. Grandiose Idee. Ich hoffe, dass der Wagen dann mal um 5:45 Uhr zwischen Hoisten und Norf wegen Benzinmangel stehen bleibt. Noch besser wäre, wenn die Karre ganz

verreckt, dann hätte sich das Chauffieren ein für alle Mal erledigt. Mit einem richtigen Taxi kostet eine einzige Fahrt so viel wie eine halbe Tankfüllung.

Am Benzinverbrauch wird sich durch das neue Verfahren nichts ändern. Kein Wunder, wenn man jede Woche um die fünfhundert Kilometer fährt. Neu wird nur sein, dass ich jetzt zweimal in der Woche tanken muss.

Mit dem Taschengeld zicken sie auch rum. Obwohl ich fast neunzehn bin und in der Oberprima, soll ich mich mit zehn Mark Taschengeld in der Woche begnügen. Wie kann man nur so knickrig sein? Geld zum Verteilen gibt es doch genug. Wieso darf ausgerechnet ich an unserem Wohlstand nicht teilhaben? Und anstatt mir das Geld monatlich auszuzahlen, muss ich dafür Woche für Woche extra dafür angekrochen kommen. Wie erniedrigend. Kriegen sie ihr Gehalt etwa auch wöchentlich? Und müssen sie dafür auch zu ihrem Vorgesetzten gehen? Ich will mindestens fünfzig Mark, und zwar pünktlich am Monatsanfang auf die Hand. Und außerdem Extrageld für Klamotten, Bücher, Gitarrensaiten und ein Bücherregal.

Fast freue ich mich schon auf die scheiß Bundeswehr. Da gibt es wenigstens Wehrsold, mit dem ich machen kann, was ich will.

Wenn mein Vater Mumm hätte, würde er hinter meinen Forderungen stehen. Aber er hat keinen Mumm, noch nie gehabt. Sobald es darum geht, meine Interessen gegen meine Mutter durchzusetzen, macht er immer einen Rückzieher. Ein Leisetreter, wie er im Bucho steht. Halt nur der kleine Gefreite, der gegen den BDM-Feldwebel nicht ankommt.

Man kann auch nicht mit ihm diskutieren. Wenn man ihn mal kritisiert, hat er nie richtige Argumente. Alles läuft immer darauf hinaus, dass ein Vater unantastbar ist, dass er über allem steht wie ein König. Na großartig. Wo bleibt da die Demokratie?

Dabei ist er als Führer völlig ungeeignet. Verantwortung tragen zu müssen, macht ihm doch Angst. Deswegen ist er ja auch kein Schaltherbeamter geworden, sondern Briefträger. Danach kommt nur noch Müllmann.

Besuch aus Weckhoven. Warum sich Veronika entschieden hat, auf meine Einladung einzugehen, weiß ich nicht. Ich könnte sie fragen. Vielleicht würde sie mir sogar die Wahrheit sagen. Aber ich will es gar nicht wissen. Wahrscheinlich hat sie Ärger mit Hardy (Burghardy, wie Fritz spottet) und will ihn ein bisschen eifersüchtig machen. Wenn es richtig funktioniert, springt er jetzt im Dreieck. Vielleicht überlegt er sogar schon, wann und wo er mir eine Abreibung verpassen kann.

Sie hat gewartet, bis die Dunkelheit über uns hereinfiel. Als wir nur noch Schemen waren, setzte sie sich auf meinen Schoß und überließ sich meinen Händen. Obwohl es nicht die erste Frau war, die ich halb ausziehen durfte, genau genommen schon die dritte, stellte ich mich im Dunkeln reichlich ungeschickt an. Aber weder ich noch sie verfiel auf die Idee, das Licht einzuschalten. Zum Glück lag ihr nichts daran, mich nackt zu sehen, nicht einmal oberkörpernackt. Sie ahnt wahrscheinlich, dass sich unter der Schicht aus weißer Baumwolle kein Adonis versteckt. Bevor sie wieder unter ihrem dicken Wollpullover verschwand, erlebten

wir eine Stunde voller Zärtlichkeit, und zwischendurch fütterten wir uns mit gesundheitsfördernden Mandarinen, die noch von Weihnachten übrig waren.

I met a devil woman
She took my heart away
She said, I've had it comin' to me
But I wanted it that way
I think that any love is good lovin'
So I took what I could get, mmh

Inzwischen ist es kurz vor Mitternacht, aber noch immer macht sie keinerlei Anstalten, mich zu verlassen. Wahrscheinlich hofft sie, dass ihr Zuhause von Burghardy beobachtet wird, und ich bin ihr Alibi, damit es mit der Eifersucht auf wirklich funktioniert. Wenn sie noch länger bleibt, kann sie gleich bei mir übernachten.

Danach sieht es allerdings nicht aus. Seelenruhig sitzt sie an meinem Schreibtisch und liest im neuesten „ZEITmagazin“ den Hauptartikel über die Absenkung der Volljährigkeitsgrenze auf achtzehn. Durch das neue Gesetz ist sie seit zwei Tagen volljährig, und anscheinend interessiert sie, welche Rechte sie dadurch hat. Die freie Wahl des Sexualpartners gehört bestimmt auch dazu. Warum krabbelt sie nicht zurück zu mir aufs Bett und nimmt ihre Rechte wahr?

Jetzt möchte sie, dass ich mich neben sie setze. Gehorsam löse ich mich aus meinem Schneidersitz, lege die Gitarre beiseite und schiebe den Armlehnsessel aus Freudenstadt neben den Drehstuhl, auf dem sie sitzt. Wenn ich mich gerade hinsetze, kann ich gerade so eben über die Tischplatte blicken. Ob sie das absichtlich macht? Mich zwingt, zu ihr aufzuschauen?

Sie tippt auf das Titelblatt, lacht und wirft ihren Kopf zurück. Ihr dunkelblondes Haar fließt in einer sanften Welle den Rücken herunter.

Das bist du, oder?

Auf dem Titelblatt ist ein milchgesichtiger angehender Abiturient abgebildet, wahrscheinlich gerade eben volljährig geworden, mit ausgestellten Jeans und Hemdkragen über dem Pullover. Meine Antwort, die ein Dementi geworden wäre, wartet sie gar nicht erst ab: Ja, das bist du. Sie nimmt einen Kugelschreiber und schreibt „Köbi Talrand“ unter das Bild.

Ich glaube nicht, dass sie in mich verliebt ist. Wahrscheinlich findet sie mich unterhaltsam, weil ich jede Menge lustige Geschichten erzählen kann. Möglicherweise auch interessant, weil ich zusammen mit meinen Freunden Musik mache, Feten feiere, Filme drehe, verreise. Vielleicht bewundert sie mich sogar ein bisschen, weil ich mit meiner Meinung nicht hinter dem Berg halte, auch nicht gegenüber den Lehrern. Ausgenommen Dr. Brych, der mir vor jeder Mathestunde Magenkrämpfe verursacht. Wenn es Bewunderung ohne Interesse gibt, dann zeigt sie genau das. Staunen ohne Erregung. Bei mir ist es genau umgekehrt. Wenn ich vorhin bloß den Mut gehabt hätte, es darauf ankommen zu lassen. Entschlossen, aber ohne Gier. Das wärs gewesen.

Aber machen wir uns nichts vor. Ich weiß, wie es ausgegangen wäre. Natürlich hätte ich den Kürzeren gezogen. Als Freund braucht Veronika einen, der erwachsen aussieht, groß, kräftig, gepflegte Frisur, gesunde Zähne, gesunde Haut, keine Brille, dafür Schnauzbart, eigenes Auto, eigenes Einkommen, im Nebenberuf Lebensretter. Eben Hardy.

Bestimmt würde sie mit ihm auch gern über „Animal Farm“ als politische Allegorie oder die Schönheit von Parabelfunktionen oder Platons Höhlengleichnis reden, aber weil er beruflich an Autos herumschraubt, ist sein Interesse daran nicht sehr ausgeprägt. Man kann nicht alles haben, und deswegen greift sie dann auf mich zurück, das Milchgesicht mit der John-Lennon-Brille und dem grauen Zahn. Vielleicht bin ich auch der einzige, der es wagt, mit ihr zu flirten, weil alle anderen Hardy kennen und er sie. Mich kennt er nicht. Veronika hat auch kein Bild von mir. Vielleicht stellt er sich mich als eine Art Double von sich vor, groß und erwachsen wie er selbst und obendrein auch noch überschlaue; eine Art Heldengestalt. Soll mir recht sein.

Nein, sie liebt mich nicht. Sie liebt die Tatsache, dass ich sie liebe. Wie das Ganze wohl aussähe, wenn zur Abwechslung sie mal hinter mir her wäre? Jeden Tag lässt sie sich von der Sonne meiner Bewunderung bescheinen, die gratis jeden Morgen für sie aufgeht. Verdammt, ich will mehr sein als nur ihr Gesellschafter. Warum kann sie nicht wenigstens die Hälfte meiner Zuneigung und Sehnsucht zurückgeben? Wie kann sie nur so grausam sein?

Gestern haben wir die Deutschklausur geschrieben. Mein Thema lautete „Satire“. Ich war gut vorbereitet, hatte mich zusätzlich aber dadurch abgesichert, dass ich die entsprechende Seite aus dem „Handbuch literarischer Fachbegriffe“ bei mir trug, die ich aus meinem Exemplar herausgerissen hatte. Bevor ich mich meinem eigenen Thema widmen konnte, schrieb ich erst noch für Veronika die komplette Klausur zum Thema „Felix Krull“, womit sie sich mindestens auf Vier plus hochgearbeitet haben dürfte. Hoffentlich begreift diese Puppenspielerin, dass ich das aus purer Liebe getan habe.

Übermorgen schreiben wir Englisch, heute ist Mathe dran. Für mich eine aussichtslose Veranstaltung, weil wir diesmal nicht unsere Arbeitshefte benutzen dürfen. Ich schaue mir die Aufgaben kurz an, schreibe Zur Kenntnis genommen auf die letzte Seite und versee sie noch mit meiner Unterschrift. Mein Herz schlägt doppelt so schnell wie sonst und Dr. Brych schnauft, als ich ihm die Blätter reiche, aber da er mich aus dem Unterricht kennt, weiß er, dass von mir keine jesugleichen Wunder zu erwarten sind. Ich wiederum weiß, dass ich mit einer Sechs trotzdem nur eine Fünf auf dem Zeugnis bekomme. Und der bühnenreife vorzeitige Abgang vor aller Augen ist die paar Augenblicke Herzklopfen wert.

Mein Einberufungsbescheid ist da: Am 1. Juli habe ich mich bei der Instandsetzungsausbildungskompanie 16/1 in Stadtoldendorf zum Dienstantritt zu

melden. Instandsetzung? Ich hatte mich für eine Stelle in der Küche beworben. Stadtoldendorf? Ich muss erst mal nachschlagen, wo das ist. Laut Diercke-Atlas liegt es zwischen Bielefeld und Braunschweig, der Nachbarort ist Bodenwerder, Heimat des Lügenbarons. Laut Bahnhofsauskunft wird die Zugfahrt wegen der Umstiege in Düsseldorf und Paderborn fünf Stunden dauern. Das kann ja heiter werden. Aber ob ich will oder nicht, der Countdown läuft.

Heute morgen habe ich mündliche Prüfung in Deutsch, und dabei kommt es lediglich darauf an, meine Vornote Zwei zu verteidigen, die durch das Ergebnis meiner Klausur stark gefährdet ist. In meiner notorischen Selbstüberschätzung hatte ich etwas anderes vermutet, nämlich eine Prüfung auf Eins. Pustekuchen. Es ist wohl so, dass ich bei dem Aufsatz, den ich heimlich für Veronika geschrieben habe, mein Pulver verschossen und keine rechte Inspiration mehr für meinen eigenen hatte.

Vor dem Lehrerzimmer drückt mir Selbach einen kurzen Kafka-Text in die Hand und sagt, dass ich mich damit in die Bibliothek zurückziehen darf. Die Prüfung ist eine halbe Stunde später in Raum 111.

Ich bin gut vorbereitet. Vor zwei Wochen habe ich mir aus der Stadtbücherei einen Haufen Interpretationen zu Kafka ausgeliehen und fast jeden Tag mehrere Stunden lang gelernt. Über Kafkas Erzählungen kann ich eine ganze Menge erzählen. Ich weiß, was die Herren Brod, Emrich, Walser, Wagenbach und Pasley darüber geschrieben haben. Ich habe sogar Janouchs „Gespräche mit Kafka“ gelesen. Aber diesen Text, der auf eine halbe Seite passt, habe ich nicht vorbereitet. Was gibt es dazu schon zu sagen, außer dass er umwerfend komisch und surreal ist, wie die Bilder von Hieronymus Bosch. Das wollen die drei Deutschlehrer aber nicht hören.

Ich ahne, was jetzt kommt. Es ist wie ein Blick durchs Fernglas: Noch sind es winzige Punkte am Horizont, aber bald schon ist es ein ganzer Stamm auf dem Kriegspfad.

Ich mache auf die Schönheit der Sprache aufmerksam. Das will die Jury aber auch nicht hören. Die erste Angriffswelle rollt. *„Runter, ihr Narren!“ schreit Ben Crosby ärgerlich, als zwei Pfeile klatschend im Fensterrahmen steckenbleiben und ein dritter durch seinen Hut fährt. Aber es ist schon zu spät. Ehe die Mutter ihr Kind vom Fenster wegzerren kann, hat es den kleinen Jungen erwischt.*

Keine Ahnung, an was sie interessiert sind. Dr. Brych, der den Vorsitz führt, wird ungeduldig. Er fragt, was wir außer Kafka noch durchgenommen haben. Aha, Biermann. Vielleicht weiß der Prüfling da besser Bescheid.

Für Biermann bin ich Experte. Gebt mir eine Gitarre, und ich spiele ein halbes Dutzend seiner Lieder. Aber wieder weiß ich nicht, was das hohe Gericht von mir hören will. Vielleicht eine Interpretation der „Ballade auf Biermann seine Oma Meume?“ Ist den Gerichtsvertretern vermutlich nicht bekannt. Ich werde doch nicht erklären müssen, was politische Lyrik ist? Die erste Kampfreihe der Rothäute ist unmittelbar vor mir, bemalte Gesichter, gellendes Geschrei, gezückte Tomahawks

für den Nahkampf. *Ganz plötzlich springt einer durch das unbesetzte Fenster und landet mitten zwischen den Siedlern. Die grausame Todesaxt fährt nieder und tötet in Sekunden.* Ich erzähle von den Umständen der Schallplattenaufnahme in Biermanns Wohnung, den Straßenbahngeräuschen, den nach Westberlin geschmuggelten Tonbändern. Dr. Brych mischt sich ein, verweist auf die Uhrzeit. Er hat vielleicht auch noch ein Hühnchen mit mir zu rupfen, weil ich ihm neulich kurz die Schau gestohlen habe, um mich im Glanz allgemeiner Aufmerksamkeit zu sonnen. Die Prüfung ist zu Ende. „Das Stattfindende ist die Artikulation der Kommunikation“ (Mr. Babbelplast).

Für den späten Abend, irgendwann nach 23 Uhr, wenn seine Eltern im Bett sind, bin ich mit Fritz Teufel in Neurath verabredet. Klingeln soll ich nicht, sondern vor dem Haus parken und warten. Es wird unsere vorletzte Nacht in Freiheit sein. Den morgigen Tag werden wir mit so überflüssigen Dingen wie Haare-schneiden-Lassen und Kofferpacken verbringen, und übermorgen müssen wir bis 18:00 Uhr in der Kaserne sein.

Es ist kurz nach elf, als ich vor dem Haus in der Lönsstraße halte. Es dauert nicht lange, bis sich die Haustür öffnet und er hinausschlüpft. Obwohl es eine warme Sommernacht ist, hat er seinen schwarzen Wollmantel angezogen, der ein bisschen nach Uniform aussieht. Als er einsteigt, zieht er darunter das Luftgewehr hervor, nimmt auf dem Rücksitz Platz und kurbelt die Seitenscheibe herunter. Ich starte den Wagen, wende und fahre langsam die Straße zurück, die auf die Hauptstraße stößt.

Wohin fahren wir?

Egal. Fahr einfach.

Die Frage hätte ich mir tatsächlich sparen können. Wir haben kein Ziel. Wir wollen bloß herumfahren und ein bisschen ballern.

Um diese Zeit ist in Neurath keine Menschenseele mehr auf der Straße. Die Väter sind auf der Nachtschicht bei Rheinbraun oder, wenn sie Frühschicht haben, schon im Tiefschlaf.

Reihenhäuser links und rechts, gelb verklinkerte Festungen. Dazwischen die grau angelaufenen Putz- und blumentopfrotten Backsteinfassaden der älteren Häuser. Ein paar wenige Fenster noch erhellt vom bläulichen Flackerlicht der Fernseher hinter den Gardinen.

Die Telefonzelle vor der Post ist unser erstes Ziel. Fritz schiebt den Lauf durch das Fenster und zielt. Ein scharfer Knall und sofort ein zweites Geräusch, als das Projektil auf die Scheibe trifft.

Im Bummeltempo geht es weiter. Das Grün in den Vorgärten erscheint dunkel und stumpf, die abgestellten Autos zeigen sich in unwirklichen mondbleichen Farben. Junge Bäume recken geisterhaft lange Finger gegen den Himmel, Sträucher und getrimmte Büsche sehen lebendig aus, wie große Tiere, die es sich für die Nacht auf dem Rasen bequem gemacht haben. Eine Schattenwelt, absurd-unheimlich, wie auf einem Bild von Magritte.

Mit drei Fingern der linken Hand bediene ich das Lenkrad, der rechte Arm liegt lässig auf der Rückenlehne des leeren Beifahrersitzes. Eine Zigarette wäre jetzt gut, würde gut passen zu dieser nächtlichen Streifenfahrt, kaltblütig die Kippe im Mundwinkel, aber Fritz hat etwas gegen Raucher und immer Merkblätter vom Kneipp-Bund dabei, „Wie komme ich von der Zigarette los?“, mit denen er bei Gelegenheit zynisch lächelnd gegen unsere Qualmerei protestiert. Dabei kann man nie sicher sein, ob er es gerade ernst meint, es gibt immer zwei Möglichkeiten, und meistens sucht man sich die falsche aus.

Wo die Straßenlampen ihr Licht auf den schwarzen Asphalt ergießen, erscheint er aschfahl. Backsteine aus einer eingestürzten alten Mauer liegen kreuz und quer im Gestrüpp. Ein niedergetrampelter Maschendrahtzaun, der blühendes Unkraut eingittert, ungebetene Pioniere, die das rissige Pflaster besiedeln, dahinter tut sich eine Sperrmüllwildnis auf: Haufen von Plastiksäcken und Kartons, zwei Matratzen, ein Fernseher mit zerbrochenem Bildschirm.

Ich halte gegenüber einer einsamen Straßenlaterne, mit laufendem Motor. Gefährlich ragt der Gewehrlauf aus dem Fenster.

„Das ist meine Antwort“, bellt Ranson scharf und reißt seinen Karabiner hoch. Peitschend verlässt die Kugel den Lauf.

Nach dem zweiten Schuss ist ein knisterndes Geräusch zu hören, aber die Leuchte strahlt deswegen nicht weniger hell. Wir sind ein bisschen enttäuscht.

Bevor wir weiterfahren, tauschen wir die Plätze. Fritz rutscht hinters Lenkrad, löst die Handbremse, legt den Gang ein und bringt den Motor wieder auf Touren.

Ich stemme den Gewehrkolben in meine Hüfte und schiebe ein Diabolo in den zum Laden abgeknickten Lauf. Die eine Hand am Gewehrschaft, in der andern ein Häufchen Munition, sitze ich am offenen Fenster und sehe nach draußen. Die Straße ist gerade, das Ackerland zu beiden Seiten flach wie ein See. Straßenschilder ziehen im Scheinwerferlicht heran, werden groß und verschwinden im nächsten Moment aus der Frontscheibe. Ich peile sie an über Kimme und Korn, schieße aber nicht.

In vollem Galopp springt Kid aus dem Sattel, reißt sein Gewehr mit und wirft sich hinter den Felsen in Deckung. Bequem kann er das Gewehr auflegen und visiert den ersten Krieger an.

Dicht über dem Horizont schwebt ein abnehmender Mond, der aussieht wie ein angeknabbertes verwischtes Gesicht. Oder wie eine Silbermünze, die in einen Brunnen gefallen ist.

Vor dem Sommer durfte ich mir das Luftgewehr einmal ausleihen, samt einem Döschen Diabolos und ein paar Zielscheiben. Immer wenn ich alleine zuhause war, habe ich damit ein bisschen herumgeschossen, erst auf die Zielscheiben, bis sie zerfetzt waren, dann auf andere Ziele. Zuerst auf eine Konservendose, aber das stellte sich als reizlos heraus. Bei der Durchsicht von altem Krempel fiel mir die Plastikfigur in die Hände, ein dunkelhaariges Wesen mit langen Beinen und Wespentaille, das mir Großmutter zum fünfzehnten Geburtstag mit der Bemerkung geschenkt hat: Damit du auch mal was zum Streicheln hast. Irgendwann nahm ich sie mir mal vor und zog ihr das Kleid aus, eine Hülle aus sprödem Kunststoff, aber zu meiner Enttäuschung war sie darunter glatt und hart und bis auf die spitzen

Brüste geschlechtslos. Um das Gewehr auszuprobieren, schien sie mir jetzt ein geeignetes Ziel. Ich traf sie knapp über der Stelle, wo Bauch und Oberschenkel in einem leeren Dreieck zusammenlaufen.

Vor uns das Kraftwerk, vier betongraue Blumenvasen, gigantisch vergrößert, daneben vier schlanke Röhren, halb in Dampf eingehüllt, gegenüber die beiden Strommasten, wie riesige Kruzifixe gegen den Nachthimmel.

Es gibt Autofahrer, die am Steuer einschlafen und tödliche Unfälle verursachen, und es gibt solche, die absichtlich einen Unfall verursachen, um auf diese Weise Selbstmord zu begehen. Ein LKW, wie bereit, meinen Gedanken entgegenzukommen, überschüttet mich mit seinem Scheinwerferlicht und lässt mich blinzeln. HECKENSCHÜTZE RAST IN TANKLASTZUG – POLZEI HÄLT LIEBESKUMMER FÜR MÖGLICHE URSACHE / MITSCHÜLERIN VERONIKA F. (19) BESTREITET INTIMES VERHÄLTNIS. Aber wieso soll ich die Entscheidung treffen? Gibt es dafür nicht Gott? Oder seinen Widerpart? An wen soll ich mich wenden, god up above and Fritz, durch weniger als eine Armeslänge getrennt, the devil beside me?

Es wäre jedenfalls zu früh. Alles vor 27 ist zu früh. Perón, Pompidou und Onassis, die berühmten Toten der letzten Monate, konnten in aller Ruhe zeigen, was sie draufhaben. Aber was würde von mir bleiben, wenn ich jetzt auf der Stelle sterbe? Bzw. stürbe, wenns nach Ruelen ginge. Irgendwelche anbetungswürdigen oder wenigstens vorzeigbaren Reliquien? Pustekuchen. Im Programmheft des Jugendgottesdienstes kommt nicht mal unser Bandname vor. Mein Schwarzweiß-Kurzfilm ist ohne die Rachmaninow-Musik vom Tonband keinen Schuss Pulver wert. In Betracht käme allenfalls das Heft Gedichte, das ich Mr. Babbelplast geschenkt habe. Aber wahrscheinlich hat er es längst weggeschmissen.

Wenn nichts von mir bleibt, wofür habe ich dann überhaupt gelebt? Und was bedeutet es, dass ich darauf keine Antwort weiss? Habe ich dann den Zweck des Lebens verfehlt?

Wahrscheinlich. Es sei denn, die Zukunft hält Überraschendes für mich bereit. Was hier und heute aber auch kein Trost ist.

Zum Glück ist Fritz mit seinen Gedanken auch ganz woanders. Sicher nicht bei seinem Seelenelend wie ich; wahrscheinlich bei der Panzertruppenschule in Munster. Im vorbeistreichenden Licht erscheint sein Gesicht wächsern, die Nase aus dem Profil scharf herausgehoben. Er schwankt noch, ob er sich für zwei Jahre verpflichten soll. Von der Prämie will er sich eine gebrauchte 750er BMW kaufen.

Inzwischen sind wir auf eine von Bäumen überwölbte Straße geraten. Ein endloser Backsteinbau hinter einem hohen Maschendrahtzaun taucht auf, das Eisentor halb aus den Angeln, der Rest in Finsternis gehüllt. Die letzte Straßenbeleuchtung liegt längst hinter uns. Eintönig zieht die Landstraße an uns vorbei. Links und rechts breiten sich Zuckerrübenfelder aus. Im blassen Scheinwerferlicht erscheint ihr Grün gespenstisch grau.

Ab und zu gebe ich einen Schuss auf einen Leitpfosten ab. Kimme und Korn auf eine Linie bringen, Abzug bis zum Druckpunkt betätigen, Luft anhalten, Schießen. Für dich, für dich und für dich.

Peitschend verlassen zwei Schüsse den Lauf, die wie einer klingen.

Welche Geschichte werden wir erzählen, wenn die Polizei uns anhält und das Gewehr entdeckt? *Lass das Schießbeisen fallen, Kid, und nimm die Hände hoch!*

HARMLOSER JUNGENSTREICH NIMMT TÖDLICHES ENDE - POLIZEISTREIFE ERSCHIESST ABITURIENTEN (19) - GEFÄHRLICHE SCHUSSWAFFE ENTPUPPT SICH ALS LUFTGEWEHR.

Aber welcher Bulle erhebt sich um diese Zeit von seinem Schreibtisch, für eine Streifenfahrt durchs Rübenland, den langweiligsten Ort im ganzen Universum?

Trotzdem. Irgendein schlafloser Familienvater könnte uns durch die Lamellen seiner Rollos beobachten und 110 wählen.

Da ist sie wieder, die alte Angst vor dem Ertappt- und Bestraftwerden. Eine alte Bekannte, so alt wie mein Gedächtnis.

Die ganze Schulzeit über habe ich mit der Angst gelebt, für irgendeinen Scheißdreck zur Rechenschaft gezogen zu werden: nicht erledigte Hausaufgaben, Mogeln, wildes Herumgetobe. Die allergrößte Sorge: nicht versetzt zu werden; zurückzubleiben, während alle anderen um einen herum eins aufrücken. Und dann die Erleichterung nach der Zeugnisausgabe. Mit dem Gefühl, eine Zentnerlast ist von den Schultern genommen, über den asphaltierten Schulhof in die Freiheit schreiten.

Bilder tauchen auf, treiben an der Oberfläche wie in einem Traum. Das Schaukeln auf der von tausendfacher Berührung speckig glänzenden Absperrkette am alten Schuleingang, wo Mani und ich in mit Mehlstaub gefüllte Pseudozigaretten pusteten und jedem Lehrer, der glaubte, uns auf frischer Tat beim Rauchen erwischt zu haben, frech ins Gesicht grinsten. Das angrenzende Hallenbad, wo ich gleich in der ersten Schwimmstunde abgesoffen bin und als Nichtschwimmer entlarvt war. Die Aula, in der Korbus und ich beim Unterstufenquiz gegen ein Team aus der Parallelklasse antraten und schon an der dritten Frage scheiterten, weil wir nicht wussten, wie der Fluss heißt, der durch Rom fließt, zu unser beider Schande, denn wir galten als Cracks. Belämmert standen wir da, wie das Verliererpaar im Halbfinale von „*Einer wird gewinnen*“, nur ohne goldenen Trostpreis. Dass wir in diesem Schuljahr kein Erdkunde hatten, wegen Lehrermangel, nahmen die beiden aus der Oberstufe, die die Fragen stellten, als Entschuldigung nicht an, weil es zur Allgemeinbildung gehöre. Gehört haben sollte! Mit hängenden Köpfen wurden wir zurück auf unsere Plätze geschickt, wo wir Zeuge des Klatsch- und Jubelkonzerts für die Sieger wurden, denn die Aula war voll, weil hinterher der Film „*Wie klaut man eine Million*“ gezeigt wurde.

Die Erinnerungen strömen, wie wenn ich sie freigeschossen hätte. Beharrlich haben sie in einem Winkel meines Gedächtnisses darauf gewartet, abgerufen zu werden. Jetzt stehen sie mir so deutlich vor Augen, als sei das alles gestern passiert.

Besiegelte, unwiederholbare Vergangenheit.

Aber dann erscheint vor meinem inneren Auge ein anderes Bild. Der Russenweiher in Speyer. Heutzutage würde ich ihn wahrscheinlich kaum noch erkennen. Das lehmige Ufer ist sicher längst mit Pfählen befestigt, die sandige Bucht, unser Standort an vielen Ferientagen, hinter Schilf und Binsen verschwunden, das ungeformte Buschwerk von ausgewachsenen Bäumen überragt, in denen die Vögel lärmen.

Damals war es unser Lieblingsplatz zum Angeln. Ein Ort ohne Erwachsene, überhaupt ohne Menschen, außer Paul und mir. Dass wir da nur selten etwas gefangen haben, spielt keine Rolle. Kleine Birken und Weiden säumen die breiten Ufer, Libellenhubschrauber stehen über der Wasseroberfläche, ab und zu schnappt ein Fisch nach einer Mücke. Die ersten Meter wadet man auf Sand und Kies, danach wird der Grund morastig, und nach jedem Gang ins Wasser muss man die Beine nach Blutegeln absuchen. Die Angelrute fest in der Hand, der unverwandte Blick auf den Schwimmer. Der erregende Moment, wenn er plötzlich zuckt und zu tanzen anfängt, hin und her wandert und schließlich untertaucht. Ein Glücksmoment. Get off of my cloud.

Textnachweis

- S. 6 *Tiere aus fernen Ländern*, Postreiter Verlag, Halle 1957
- S. 17 f. *Party*. Mit Aufnahmen aus den Repertoires Polydor
Brunswick Coral Heliodor. Unverkäufliche Werbeplatte.
Deutsche Grammophon Gesellschaft 1959/60
- S. 21 *Lolita: Die Sterne der Prärie* (1960), Text: Fini Busch, ©
Polydor
- S. 33 Peter Kraus: *Silvermoon* (1962), Text: Kurt Feltz, ©
Polydor
- S. 43 Wolfgang Amadeus Mozart/Johann Gottlieb Stephanie:
Die Entführung aus dem Serail
- S. 50 f. Pat Urban: *Zwei furchtlose Reiter*, Usak E-Books 2018
- S. 67, 115, 262 f. Pat Urban: *Postreiter* (Typoskript)
- S. 84 f. Sven Simon (Hrsg.): *Das Tor des Jahrhunderts. Foto-
Dokumentation zum Fußball-Endspiel Deutschland gegen
England um die Weltmeisterschaft*, Kindler & Schiermeyer
Verlag, München 1967, © 1967 Sven Simon
- S. 97 Hanns Hellmut Kirst: *08/15* (Gesamtausgabe), Wilhelm
Goldmann Verlag, München 1961, S. 564
- S. 107 Adam Cooper: *Höllentrail nach Kansas*, Kelter Western
22/1, Martin Kelter Verlag, Hamburg 1969
- S. 112 f. Ward Bros: *Der letzte Kampf*, Silber Wildwest 809,
Zauberkreis Verlag, Rastatt 1969
- S. 136 f., 206 f., 264 f. Pat Urban: *Kid und die Girls von Camp Hills*, Usak E-
Books 2018
- S. 143 f., 264 Pat Urban: *Sein Vater war ein verdammter Rebell*, Usak E-
Books 2017
- S. 171 Boudewijn de Groot, *Welterusten mijnheer de president*, ©
Decca 1966
- S. 174 Pat Urban: *Cannigan*, Usak E-Books 2019
- S. 205 Don McLean: Vincent. Aus: *American Pie* (1971), © United
Artists
- S. 209 The Doors: *Riders on the Storm*. Aus: *L. A. Woman*
(1971), © Elektra Records
- S. 215 Pat Urban: *Nur ein Sergeant*, BookRix 2017
- S. 260 Bachmann-Turner Overdrive: *You Ain't Seen Nothing Yet*.
Aus: *Not Fragile* (1974), © Mercury

IN MEMORIAM

ANNA LÖBNER 1.11.1953-22.11.2009
ROLAND WESKAMP 19.11.1953-26.4.2006
ARNOLD BLESER 21.2.1954-27.4.2006
PETER LEUSCH 3.2.1956-17.12.2018
RAINER BURCKHARDT 23.11.1956-19.9.2023